ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins
herausgegeben
von
Johannes Bolte.

19. Jahrgang. **Heft 2. 1909.**



Mit einer Abbildung im Text.

BERLIN.
BEHREND & C°.
1909.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Das Vaterunser als politisches Kampfmittel. Von Gebhard Mehring	129—142
Das Vogelnest im Aberglauben. Von Theodor Zachariae . .	142—149
Die iranische Heldensage bei den Armeniern, Nachtrag Von Bagrat Chalatianz (13. Rustam-Zal. 14. Ĝahramān Ĝathl. 15. Der König Xosrov)	149—157

Kleine Mitteilungen:

Volkskundliches aus dem Danziger Werder. Von E. Schnippel. S. 158. — Die letzten Isländer in Grönland, eine isländische Sage. Von M. Lehmann-Filhés. S. 170. — Angebliche Urahnen unsrer Festgebäcke. Von M. Höfler. S. 173. — Übertragung von Krankheiten auf Bäume. Von E Hahn. S. 174. — Predigtparodien und andere Scherzreden aus der Oberlausitz Von C. Müller (1 Die Traurede. 2. Spottpredigt beim Lichtengang. 3. Die Schusterpredigt. 4. Kauf auf der Insel vom guten Nichts. 5. Die Riesenbassgeige). S. 175. — Weitere Predigtparodien (1—6). Von J. Bolte. S. 182. — Zwei Satiren in Gebetsform auf Tököly und Ludwig XIV. Von P. Beck. S. 186 — Zwei deutsch-französische Flugblätter aus dem spanischen Erbfolgekriege Von P. Beck (1. Die Schlacht bei Chiari, 1701. 2. Die Schlacht bei Ramillies, 1706). S. 188. — Ein Reimgespräch zwischen Prinz Eugen und Villeroi (1702) Von J. Bolte. S. 190. — Die siebenbürgischen Melodien zur Ballade von der Nonne. Von G Brandsch. S 194. — Tiroler Volksmeinungen über Erdbeben Von M Rehsener. S. 198. — Wachsvotive aus Kiedrich im Rheingau. Von K. Wehrhan. S. 199 — Unterhaltung mit Toten. Von M. Höfler (mit Abbildung). S 202 — Den Tod betrügen. Von R. Andree. S. 203. — Das polnische Herodesspiel in Westpreussen. Von H. Mankowski. S. 204. — Zum Lobspruch auf die deutschen Städte Von J. Bolte. S. 206. — Isländische Bezeichnungen für die Himmelsgegenden. Von M. Lehmann-Filhés. S. 207.

Berichte und Bücheranzeigen:

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde 1: Polnisch und Böhmisch. Von A. Brückner. S. 208. — Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied. Von J. Bolte. S. 219. — F. S. Krauss, Slawische Volkforschungen (R. Petsch S. 234. W. Uhl, Winiliod (J. Bolte) S. 236. — E. Kück und H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks (J. Bolte) S. 238 — Beiträge zur deutschen Volksdichtung, hsg. von E K. Blümml (J. Bolte) S. 238. — J. Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart 1–2 (H. Michel) S. 239.

Notizen:

Basset, Delehaye, Diels, Dingelstedt, Falk, Gaidoz, Galle, van Gennep, Gloede, Heldmann, Hellwig, Hirschfeld, Hofmann, Lohmeyer, Mader, Neumann. Olrik, Prätorius, Reichhardt, Reinach, Reuschel, Salzberger, E. Schmidt, Soffé, Spence, Stack, M. Tevfiq, Tiedt, Vollmer.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (K. Brunner)	245—248
Berichtigung zu S. 126 (E. Lemke)	248

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co. (vormals A. Asher & Co.), Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, Berlin NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Das Vaterunser als politisches Kampfmittel.

Von Gebhard Mehring.

Es gehört zum Wesen der Parodie, dass sie ihre Wirkung zum grossen Teil aus der Bedeutung des Stückes nimmt, dessen Nachbildung sie ist. Je allgemeiner dieses bekannt ist, um so grösser ist der Kreis derer, an den sie sich wenden kann. So erklärt es sich, dass politische Dichtung, die tief ins Volk eindringen will, gern religiöse Stücke parodiert, Kirchenlieder, Bibeltexte, ganz besonders häufig aber das Vaterunser. Von Parodien dieser Art hat R. M. Werner (Das Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik. Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte 5, 1—49. 1892) eine stattliche Anzahl verzeichnet, dazu verschiedene unbekannte Texte mitgeteilt[1]). Aber noch immer liegt vieles in Handschriften da und dort verborgen, und es ist zu hoffen, dass wir mit der Zeit auch noch von dem ersten Gebrauch einer deutschen Vaterunserparodie Kenntnis erhalten. Im folgenden möchten wir als eine Art Nachtrag zu Werners Sammlung und als Vorarbeit zu einer künftigen vollständigen Übersicht von einigen Funden Mitteilung machen, die sich als Nebenertrag verschiedener historischer Studien ergeben haben.

Es lassen sich in der Hauptsache zwei Typen unterscheiden. Der ältere ist im 15. Jahrhundert zuerst nachweisbar und erscheint zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch vor dem dreissigjährigen Krieg zum letzten Mal (von einer Ausnahme besonderer Art nachher). Mit den Worten des Gebets wechseln hier zeilenweise rein weltliche Reden ab, so dass „gleichsam das Lippengebet und die weit davon abliegenden Gedanken des Betenden nebeneinander ausgesprochen werden“. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist das sogenannte Reutlinger Vaterunser von 1519, dem Herzog Ulrich von Württemberg in den Mund gelegt. Älter ist das Ulmer Vaterunser von 1486, das in den ‘Geschichtlichen Liedern und Sprüchen Württembergs’ (herausgegeben im Auftrag der württembergischen

---

1) [Vgl. noch Hans Salats Vaterunser auf Zwingli (Salat, hsg. von Baechtold 1876 S. 13); Urban, Zs. f. österr. Volkskunde 5, 273 nr. 3; Müller, Siebenbürg. Korrespondenzblatt 22, 25. 52. Weiter unten P. Beck, Satiren auf Tököly. — Zu den unpolitischen Parodien des Vaterunsers vgl. Bolte, In dulci iubilo (Festgabe an K. Weinhold 1896 S. 106) und Zs. f. vergl. Litgesch. 7, 463. Blümml, Deutsche Mundarten hsg. von Nagl 2, 175.]

Kommission für Landesgeschichte von K. Steiff und G. Mehring, Nr. 15) zum erstenmal abgedruckt ist, bis jetzt das älteste bekannte Stück. In derselben Sammlung (Nr. 68) steht noch ein zweites Beispiel, das Bruchstück eines Vaterunsers von 1546 auf den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges. Die beiden Parodien aus dem Jahre 1607 vom Streit um Donauwörth scheinen die letzten Vertreter des älteren Typus zu sein. Denn das von Werner (S. 7) vergeblich gesuchte Stück 'Neugemachtes Vatterunser Friederich Pfaltzgrafen bey Rhein' von 1621 ist offenbar entweder identisch mit dem Heidelbergischen Vaterunser vom gleichen Jahr (Werner, S. 15) oder steht zu ihm im Verhältnis von Rede und Gegenrede, gehört also jedenfalls zum späteren Typus. Nur ein einziger Fall aus späterer Zeit ist uns bekannt geworden. In der ersten Nummer der von Ludwig Pfau in Stuttgart herausgegebenen satirischen Wochenschrift 'Eulenspiegel' (1848, S. 3) steht das unten mitgeteilte Schweizer Vaterunser. Es geht auf den Sonderbundskrieg und muss, nach Zeile 6 und 8 gegenüber Zeile 4, zwischen dem 22. November 1847, der Einnahme von Zug, und dem 24. November, der Einnahme von Luzern, gedichtet sein. An der Wiederaufnahme der alten, seit mehr als 200 Jahren verschollenen Form ist wohl Wilh. Hauff schuld, der 20 Jahre früher durch seinen Lichtenstein das Reutlinger Vaterunser berühmt gemacht hatte; an dieses knüpft der Schweizer Parodist offenbar an:

Schweizer Vaterunser.

Vater Unser
Freiburg ist unser.
Der du im Himmel bist,
Zug mit einem Zug genommen ist.
Geheiligt werde dein Nam,
Der Sonderbund ist schon an zwei Füßen lahm.
Zu uns komme dein Reich,
Luzern das haben wir auch gleich.
Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,
Die vier andern machen uns nit mehr viel Beschwerden.
Gib uns heute unser täglich Brod,
Wir haben Geschütz für alle Noth.
Vergib uns unsre Schulden,
fremde Einsprach wollen wir nit dulden.
Wie wir unsern Schuldigern vergeben,
aber die Jesuiten sollen zur Hölle schweben.
Führe uns nicht in Versuchung,
denn Jesuiten gibts überall genung.
Erlöse uns von allem Übel deßwegen,
wir wollen gern selbst die Hände dabei regen.
Denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit
und wir sind für unsere Freiheit zu sterben bereit
In Ewigkeit. Amen.

Der zweite Haupttypus, von dessen grosser Verbreitung wir zahlreiche Zeugen haben (Werner S. 12ff.), verflicht die Worte des Gebets völlig

in den Zusammenhang des weltlichen Gedichts, so dass sie dadurch oft einen ganz veränderten Sinn bekommen. Der Text besteht in der Regel aus Zweizeilern, wobei jede zweite Zeile in ein Wort des Vaterunsers ausgeht, so dass dieser „fortlaufende zusammenhängende Refrain“ den ganzen Wortlaut des Gebets bildet. Das älteste Stück, das Werner kennt, (wenn wir von dem Gedicht von 1599 absehen, das den lateinischen Text des Gebets verwendet) ist das schon erwähnte Heidelbergische Vaterunser von 1621. Eine ältere Bearbeitung enthält ein Sammelband der reichhaltigen Ulmer Stadtbibliothek (Allerhand gedenkwürdige Manuscripta I Nr. 87); die Niederschrift gehört noch dem 16. Jahrhundert an. Der Text weicht mehrfach von dem Wernerschen ab und zeigt durchweg die ältere sprachliche Form; dazu enthält er auch ein ganzes Stück mehr, die letzten sechs Verspaare fehlen dem Gedicht von 1621:

Was gestalt das niderländisch Kriegsvolk mit den armen bawren und sie mit ihnen das Vatter Unser betten.

Wann der Soldat zum Bauren geht ein,
grüeßt er ihn mit freundlichem Schein — Vatter.

Denket ihm darneben jeder Frist:
Baur, was du hast, das alles ist — unser.

Derowegen antwort ihm der Baur:
der Teufel füehrt dich heer, du Laur, — der du bist.

Sei gewiss, daß dich noch strafen würd
der Herr, der oben auf regiert — in dem Himmel.

Ich glaub, daß man kaum einen find,
der aus disem verfluchten Gesind — gehailiget werd.

Ach Gott, kein Übel ist auf der Erd,
durch welches mehr gelestert werd — dein Nam.

Ihr maistes Wort ist jedesmals:
was der Baur hat, dasselbig als — zukomm uns.

Ach lieber Gott, wann sie nur künten,
zu blündern stets sich underwünden — dein Reich.

Wann du sie woltest all erschlagen,
so würd die gmaine baurschaft sagen: — dein Will geschehe!

Wann wir quitt wurden diser Pein,
so künten wir recht frölich sein — wie im Himmel.

Ich waiß nit, wo das Gsind hinghört,
im Himmel zu sein seind sie nicht wert — also auch auf Erden.

Sie nemmen unser Gut und Hab
und schneiden uns vor dem Mund ab — unser täglich Brot.

Daß wir sie all zu diser Nacht
mögen erschlagen mit aller Macht — gib uns heut.

Wir haben zwar alles woll verschuldt,
nimb uns Herr wider auf zu Huld — und vergib uns.

Dann wann die Leut lang bei uns pleiben,
so werden uns ins Elend treiben — unsere Schulden.

9*

Groben Mutwillen wöllens treiben
und gleichsam ligen bei unsern Weibern — als auch wir.

Was nun anschawen das Aug ihr,
mießen wir alles umbsonst schier — vergeben.

Von heuslichen Ehren sie uns treiben,
machen, daß wir stets schuldig pleiben — unsern Schuldigern.

Kainer kann brauchen die Rößlin sein,
Ohn Underlaß haißts: Baur span ein — und führ uns!

In unsern Heusern ist vil Praßen,
gar oft sie uns in d' Stuben laßen — nit ein.

In unser Herz gar schmerzlich dringt,
wann einer eim sein Weiblin bringt — in Versuchung.

O Herr, all die solch Übel treiben,
Die laß in d' Läng nit bei uns pleiben — sondern erlöß uns.

Die Frawen[1]) aber spar gesund
und behüet sie auch zu aller Stund — vor allem Übel.

Mit ihnen gar nichtz zu handlen ist,
sie achten mehr des Teufels List — dan dein.

Unsere Güeter sein verpfändt,
an allen Orten wir schuldig seind. — Ist das reich?

Sie schonen nit der Kindlein klein,
Das Mark saugens uns auß dem Bain — und die Kraft.

Kommen sie alsdan wider zu Haus,
prachtieren sie und laßen herauß — die Herrligkait.

Diß alles straf Herr mit Gewalt,
laß sie ängsten den Teufel alt — in Ewigkeit.

Darmit wir los sein von den Dingen,
so würd die ganze Mayerschaft singen: — Amen.

Leider war uns eine sichere Datierung des Stücks nicht möglich. Die Handschrift, der es entnommen ist, enthält Aktenstücke, Briefabschriften, Zeitungen und anderes, gesammelt von Dr. jur. Joh. Rudolf Ehinger von Balzheim zu Ulm im 16. Jahrhundert. Das Doppelblatt mit dem Vaterunser ist eingeheftet zu Berichten aus den Jahren 1598 und 1599 über die Ereignisse im niederländischen Krieg. Der Sammler (vorausgesetzt, dass der Einband gleichzeitig ist, was nicht unmöglich erscheint) hat offenbar einen Zusammenhang zwischen dem Gedicht und den Kriegsberichten andeuten wollen. Wir werden trotzdem annehmen müssen, dass beide nichts miteinander zu tun haben. Denn in den Berichten ist nur vom spanischen Kriegsvolk und seinen Übeltaten in Niederdeutschland die Rede, während die Überschrift des Gedichts von niederländischem Kriegsvolk redet. Das kann nicht zusammenstimmen, und Ehinger ist hier durch den Gleichklang zu einem Irrtum verführt worden. Abgesehen davon, dass in dem Gedicht keinerlei niederdeutsche Sprachformen zu

1) Lies: Frommen.

finden sind, ist auch unzweifelhaft niederländisches Kriegsvolk so viel als 'niederdeutsches', wie es z. B. durch den schmalkaldischen Krieg nach Schwaben geführt wurde und in Berichten der Zeit mehrfach erwähnt wird. Auch der Fürstenkrieg von 1552 brachte Niederdeutsche nach Schwaben, und zwar kamen sie beidemal vorzugsweise gerade in die Gegend von Ulm, wo Ehinger das Gedicht aufbewahrt hat. Der Zusatz der letzten 12 Zeilen mit der Doxologie setzt eine evangelische Bevölkerung als Publikum voraus, wie sie bei Ulm vorhanden war. Dazu kommt, dass gerade der dem Sammler Dr. Ehinger untergelaufene Irrtum der Datierung die Annahme verlangt, dass ein längerer Zeitraum zwischen dem Auftauchen des Gedichts und der erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts angelegten Sammlung liege. So gelangen wir dazu, wenigstens vermutungsweise dieses Vaterunser um die Mitte des 16. Jahrhunderts anzusetzen. Nicht aber die Entstehung des Ganzen, sondern nur der letzten sechs Verspaare. Ursprünglich schloss das Gedicht ganz natürlich mit Zeile 46. Das Folgende ist nur ziemlich lose angehängt, wiederholt zum Teil die Gedanken, die schon vorher behandelt sind, ist aber nicht ohne eigenen Witz, wie Zeile 49f. beweist. Auch der Unterschied von Zeile 58 mit der Bezeichnung Mayerschaft gegenüber Zeile 18: Baurschaft ist zu beachten. Endlich scheint noch der schwäbisch klingende Reim in Zeile 49f. auf einen Schwaben als Verfasser hinzuweisen, wodurch wiederum die Lokalisierung in der Gegend von Ulm unterstützt wird. Wann die älteren Bestandteile des Gedichts, Zeile 1—46, entstanden sind, darüber kann keinerlei Vermutung gewagt werden. Sie müssen aus katholischer Gegend stammen, wenn sie erst nach der Reformation entstanden sind; dass wir in ihnen schon die Urform des Typus haben, ist nicht anzunehmen.

Auch das Hispanische Vaterunser in einer aus Nürnberg stammenden Handschrift von 1602, deren Kenntnis ich Herrn Professor Dr. Bolte verdanke (Allerley sachenn Darin Geschriben Im Jahr vnnssers Herenn vnndt Haillanndts Jesu Christi 1602 A dy 10. Augusto Inn Nurmberg. Kgl. u. Univbibl. Königsberg Nr. 1918, Bl. 10), ist diese Urform nicht, obgleich es noch dem 16. Jahrhundert angehört und die Doxologie nicht umfasst. Als ein hochdeutsches Vaterunser, das von Spaniern redet, gehört es wohl ungefähr in dieselbe Zeit wie das vom niederländischen Kriegsvolk, ist aber gleich diesem nicht genauer zu datieren. Der Text ist offenbar durch mündliche Weitergabe stark verändert und teilweise verderbt, auch die Niederschrift nicht ganz korrekt. Von Abweichungen ist bemerkenswert und neu:

17 Und so du sie all wolst erschlagen,
da wurd der Baur und d' Bäurin sagen: — dein Will geschehe!

31 Die Hauptleut und ir Musterschreiber,
die liegen stets bey unsern Weiber — als auch wir,

und muesen dannoch wir zurhand
solch Gsellen diese Sünd und Schand — vergeben.

47 Die Bluettunbt (l.: Bluethundt) aber all zugleich
die füer der Teufel in sein Reich. Amen.

Dieselbe Handschrift enthält (Bl. 69) dieses Vaterunser noch in einer Form, die der des niederländischen Kriegsvolks näher steht und nur geringe Abweichungen zeigt, wie sie der Umlauf bewirkte; auch hier fehlt die Doxologie. Für eine Datierung bietet der Text selbst, der nur die Überschrift: 'Ein Vatter unserr' trägt und keinerlei zeitliche, örtliche oder tatsächliche Andeutungen enthält, gar keine Anhaltspunkte. Er steht in der Handschrift zwischen einer Zeitung aus Venedig vom 9. August 1602 über ein Erdbeben auf Cypern (Bl. 68b) und einer 'Tragedia Unnd Gesprech wie es Bischoff Neydthardten zu Bamberg In seinem Absterbenn Ergannagenn Vnd wo Er nach seinem Todt hinkommen sey' von 1599. Es scheint kein Grund vorhanden, das Vaterunser für älter als seine beiden Nachbarn zu halten[1]).

Ein weiterer Vertreter dieses Bauernvaterunsers, von dem Werner 15 verschiedene Fassungen aufzählt, ist das aus Sachsen stammende 'Vatter-unser der Oberschlesisch-, Sächsisch- und Böhmischen Baurschaft' von 1756, das in einer oberschwäbischen Klosterchronik im Staatsarchiv zu Stuttgart (Libri Praelatorum des Kl. Weissenau bei Ravensburg, Bd. 5, S. 245f.) steht. Es ist offenbar aus mündlicher Überlieferung (nur eben nicht in Schwaben) geschöpft und hat dadurch manches abgeschliffen, auch einige Weiterbildung erfahren. Die ersten acht Zeilen sind dabei aus dem iambischen in trochäisches Versmass übergegangen:

Wo der Preuß nur kehret ein,
heißt es zwar auf bloßen Schein: — Vatter.

Sonstige Abweichungen vom oben mitgeteilten Text sind nicht bedeutend bis zur vierten Bitte (wir erwähnen Zeile 7f.:

Es wird gewißlich strafen dich, der sowohl richt dich als mich — in dem Himmel).

---

1) Noch ist aus derselben Handschrift eine Variante des 'Vaterunsers wider den Papst' zu erwähnen (vgl. Werner, Vjschr. 5, 4):

Ein Vatter unser wieder.

Bapst unser Feind, der du zu Rohm bist,
ewieg werd verdielgt dein Nam.
Dein Reich gewaltig zerstort werd,
welche du so prechtig fuerst auf dieser Erd.
Dein Wil nicht mehr geschehen soll
auf Erden so oder in der Hell,
darinen du ewig sietzen solt,
weil du bleist ohn Reu und Buest.
Vor deinen Ablos gieb du uns heut
den jhrlichen Zins zu einer Beut,
auf daß wir zahlen in Geduld
den Leuten hiemit unser Schuld.
Und fir uns nicht in deinen Ban,
damit du kulest mangen Mann.
Sondern erlöß uns, daß wir frey
Gott dienen ohn Abgotterey.
Den dein Reich, Kraft und Herligkeit
sich enden soll in kurzer Zeit. Amen.

Von Zeile 23 ab geht es weiter:

Sie trucken uns ohne alle Maas
mit schreyen ohne Unterlaß: — Gib uns!

Wann werden sie marchiren
und wie tolle Hund crepieren? — heuet?

Sie nehmen unser Gut und Haab,
sie schneiden auch mit Waffen ab — unser täglich Brodt.

Dis alles haben wir verschuld,
darum wir bitten ja um Huld — und vergib uns.

Sie thun uns sehr hart beschweren,
daß wir täglich jezt vermehren — unser Schuld.

D' Mädel seind gleich den Sautreiberen —
und schlafen oft bei unsern Weibern — wie wir.

Dis sehen unsere Augen hier,
und dannoch müssen wir — vergeben.

Das macht uns grosse Ungedult,
anbey wir zahlen unsre Schuld — unsern Schuldigern.

Sein Pferdt ja niemand brauchen kan,
es heißt ja bständig, Baur spann an — und führ uns.

Im Gsicht wir immer thun erblassen,
weils Gelt im Beutel wird gelassen — nit.

Das billich unser Herz durchtringt
und manchen guten Hausmann bringt — in Versuchung.

Herr lasse sie nit länger bleiben
und ihre Raubereyen treiben — sondern erlöse uns.

Mach doch dein Hilf uns allen kund
erlöse uns zu diser Stund — von dem Übel.

Ach ja der Preussen thue nit gfahren,
laß sie gschwind zum Teufel fahren. — Amen.

Gleich aus dem folgenden Jahr stammt das 'Römisch Katholische Vatter Unser' von 1757, das in dem Gedenkbuch des Pfarrers G. F. Bezolt von Wildentierbach, Württ. OA. Gerabronn (1734—1771. Handschr. des German. Museums in Nürnberg G 9510b) überliefert ist. An Stelle des 'Soldaten' treten wieder die 'Preussen', an die des Bauern der Sachse; und wieder werden erst in der zweiten Hälfte, von Zeile 25 an, die Abweichungen des Textes von dem oben mitgeteilten erheblicher:

Mach uns von diesen Schelmen frey,
damit der Sachs auch frölich sey — gib uns heute.

O Churfürst, wenn wir dieses Jahr
dir nicht gebn können Steuer dar, — vergib uns.

Denn durch die Pein und große Qual
bezahlen wir gnug allzumal — unsere Schuld.

Die Preussn ja die Töchter raffn
und frey bey unsern Weibern slaffn — also auch wir.

Ob wohl wir dieses klagen an,
so müssen wir es doch sodann — vergeben.

Uns solche Gäste nicht gefalln,
der Teuffel hohl sie von uns alln — unsern Schuldigern.

Wenn man kein Pferd mehr haben kann,
so heist es: Sachs spann Ochsen an — und führ uns!

Darzu sie uns noch übel klopffn
vorschonen gar uns arme Tropffn — nicht.

Bey ihnen thut man Mägd ausspühru,
dazu auch fromm Weiber führn — in Versuchung.

Bey uns o Gott laß doch nicht bleibn,
die ein so gottlos Leben treibn, — sondern erlöse uns.

Erhalte doch uns arme Leut,
damit wir werden bald befreyt — von allem Übel.

Darum o Gott ach führ geschwind
von hier nach Preußn das Lumpen-Gsind. Amen.

Eine besondere Stelle nimmt das verwandte 'Französische Vaterunser' ein, das in Theodor Griesingers Schwäbischer Familienchronik 1859, Nr. 7 Sp. 219—221 mit der Zeitangabe 'Aus dem Jahr 1761' und ganz neuerdings in der Berliner 'Deutschen Zeitung' vom 8. Januar 1908 fast ganz wörtlich übereinstimmend als Schelmenvaterunser der Leute am Niederrhein aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts abgedruckt ist. Gerade die Zeile 31f. und 37f., die vom religiösen Standpunkt aus zum Anstössigsten in dem alten Text gehören, lauten hier besonders zahm und nicht ganz stilgerecht:

Langmüthig siehst o Gott die Pein,
doch endlich schlägst du zornig drein — also auch wir.

Ach Herr laß bald das Stündlein schlagen,
daß wir den Heid' von hinnen jagen — und führe uns.

Die Behauptung einer redaktionellen Anmerkung bei Griesinger, dass 'dieses alte Lied' damals in Schwaben vielfach, und zwar nach einer Kirchenmelodie gesungen worden sei, ist nicht sehr glaubhaft. Die Franzosen kamen ja damals gar nicht nach Württemberg, zur Verbreitung des Textes im Volk oder aus dem Volk heraus war also keine Veranlassung. Vielmehr ist es wohl damit wie mit den andern Texten gegangen: sie wurden aus der Ferne mit sonstigen Nachrichten übermittelt und von Chronisten und Sammlern aufbewahrt. Gerade von den hier mitgeteilten Texten aus dem 18. Jahrhundert dürfte kein einziger in Württemberg grössere Verbreitung gehabt haben. Auch nicht das bei Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder 1855 S. 181f. abgedruckte Bruchstück, dessen vollständigen Text gleichfalls die vorhin zitierte Chronik von Kloster Weissenau (Bd. 6, S. 336) unter dem Jahr 1779 enthält mit der Überschrift: 'Das Bayrische Bauren-Vaterunser, so dieselbe für die Kayserliche Soldaten betten'. Es stammt also aus der Zeit des bayrischen

Erbfolgekrieges. Die bei E. Meier nicht gedruckten Zeilen sind wohl der Mitteilung wert:

Sie wollen auch gleich wie die Affen
sogar bey unsren Weibern schlafen — als wie wir.

Trift einer ein schöne Würthin an,
so wollt er lieber ihrem Mann — vergeben.

Sie machen uns viel Angst und Müehe,
ich wollt der Teufel hohlte sie — samt unsren Schuldigern

Wan einer nicht mehr gehen kann,
so heißt es: Bauer spann nur an — und führ uns.

Das müssen wir mit Schmerzen spühren,
Das sie all unsre Mägd verführen — in Versuchung.

O Kayser, lindre diese Pein,
laß uns nicht gar gequält so seyn — sondern erlöse uns!

Führ doch hinweg die Krieges-Leut,
so sind wir hier und dort befreut — von allem Übel.

Und wenn wir frey von diesen Plagen,
so werden wir mit Freuden sagen: — Amen.

Auf den bayrischen Erbfolgekrieg bezieht sich auch ein mit diesem Vaterunser zusammen überlieferter 'Östreichischer Glaube', der nach demselben Muster die Worte des Apostolikums als fortlaufenden Refrain verwendet, aber da er als Versmass den Alexandriner verwendet, nicht unmittelbar auf ein altes Vorbild zurückgeht.

Offenbar hatte das Jahrhundert der Aufklärung eine besondere Neigung zu solchen religiösen Parodien. Wir können zu den bisher mitgeteilten vier Beispielen noch drei weitere aus dieser Zeit hinzufügen: ein zu den Bauernvaterunsern zu zählendes von 1769 aus Bayern und zwei ältere von etwas anderer Art, davon das eine wiederum aus Bayern, das andere aus Sachsen stammt.

Was zunächst das Stück von 1769 betrifft, so steht es gleichfalls in der Weissenauer Klosterchronik (Bd. 6, S. 680). Dazu macht der Chronist die Bemerkung: Cantilena hec ni fallor tangit electorem Bawarum, sed suo modo etiam applicari potest rusticis in confinibus nostris sub iugo Austriae miserabiliter gementibus.

Bayrisches Vaterunser. 1769.

Sobald ein Uberreiter in ein Dorf eintritt,
so spricht er gleich beim ersten Schritt: — Vater!

Der Taback ist ehrenwerth,
er ist aber ein geschwarzter, der gehört — unser!

Der Schuster denkt in seinem Sinn,
der Teufel holl den Schelmen hin, — der du bist.

In den so trüben Jammer-Tagen
wir es dem lieben Gott nur klagen — im Himmel.

Ich glaub nicht, daß man einen findt,
der von diesem Schelmen-Gsindt — geheiliget werde.

Nirgens auf der weiten Erden
wird wie durch sie gelästert werden — dein Nahme.

Die Rapée Stangen eingebindt
wenn sie nicht versiegelt sind, — zukomme uns!

Ach Herr, wenn ein solcher Hund
zu visitieren sich unterstund — dein Reich!

Herr wann du wolltest sie todtschlagen,
so würden Bürger und Bauren sagen: — dein Will geschehe!

Könnte kein Überreuther zu uns herein
so würden wir ohne Kummer sein — wie im Himmel.

Ich weiß nicht, wo das Volk hinghört,
nirgens ist es ehrenwerth, — als auf Erden.

Sie wollen frey sein in allen Tagen,
dan sie „zu fressen und saufen“, sagen, — gib uns heut!

Sie bringen uns um Guth und Haab
und stehlen uns vom Munde ab — unser tägliches Brod.

Ach Churfürst, wenn wir dieses Jahr
kein Steuer können geben dar, — vergib uns!

Wan einst zu deiner Hilf uns alle Kraft gebricht,
so glaub, es seye wahrlich nicht — unsre Schuld!

Sie wollen hoch und nieder strafen
und in unsern Häusern schaffen, — als wie wir.

Sehen wir unser Elend an,
so sollen wir ihnen noch voran — vergeben.

Ach Gott, was machen sie für Qual,
den Rest ihnen der Teufel zahl, — unsern Schuldnern.

In die Hände dieser Bernheuter,
O Lands-Fürst, annoch weither — führ uns nicht.

Sie bringen uns viel Schelmen herein,
die von ihnen überschickt sein — in Versuchung.

O Gott laß sie nicht länger bleiben,
thue sie aus dem Land vertreiben — und erlöse uns!

Gib uns Taback nach Gelegenheit
bewahre uns zu jeder Zeit — von dem Übel.

Wir bitten dich samt Weib und Kind,
nimm hin das gottlos Spitzbuben-Gsind. Amen.

Während dieses Stück in Friedenszeiten entstanden ist, stammen die beiden folgenden wieder aus Kriegsjahren. Sie sind untereinander nahe verwandt, behandeln aber ihr Thema nicht in Anlehnung an das Bauernvaterunser. Das sächsische Stück steht in G. F. Bezolts Gedenkbuch; es entspricht der Lage Sachsens zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Das bayrische ist uns von Herrn Dr. M. v. Rauch in Heilbronn mitgeteilt; es wendet sich an den Kurfürsten Karl Albert von Bayern, setzt dessen Wahl zum Kaiser (1742) voraus und gehört in die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges.

Dieser zweite Text lautet:

Das Bayrische Vatter unßer.

Churfürst du warest unser Ehr[1]),
wir sagen aber jetzt nicht mehr — Vatter unßer.

Denn wer die Kinder läßt in Pein,
der ist ein Vatter nur zum Schein — der du bist.

Du steiffest dich auf Frankreichs Macht,
Theresia sucht bessre Kraft — im Himmel.

Drum mach doch daß der Verbund
beschwohren durch dein'n eignen Mund — geheiligt werde.

Obschon dich Frankreich Kayßer schreibt,
so scheint doch schwer, daß dir verbleibt — dein Nahme.

Wir wünschen daß nach Krieg und Streit
hinwiederum Glückseeligkeit — zu uns komme.

Wo nicht so sehn in Grämen wir
verlohren **gehen für und für** — dein Reich.

Der Ungar und auch der Croat
will haben daß in keinem Rath — dein Will geschehe.

Die **Römische Lande und die Kron**
wird dir noch werden wohl zu Lohn — im Himmel.

In Ferdinandi Testament
Bist du zum König nicht ernennt — also auch auf Erden.

Der **unterspielende Soldat[2])**
rufft, tracht und schreyet früh und spat: — **gib uns heut.**

Statt Goldes gibst du uns Papier,
Ach Gott, wie **sparsam** essen **wir** — **unßer** täglich Brod.

Wir wollen **gern seyn blind und** stum,
allein der Feind verhindert, drum — **vergib uns.**

Der Tambour bis zum General
vermehren täglich durch die Qual — **unßere** Schuld.

Ist dann in dießer ganzen Welt
ein Churfürstthum so schlecht bestellt — wie wir?

Vor Armuth laufft man hin und her,
der Himmel wird es nimmermehr — vergeben.

In zwantzig Jahren wird dein Land
zu zahlen nimmer seyn im Stand — **unßere** Schuldigern.

Erhör doch unser Angstgeschrey
und in die Französische Sclaverey — führ uns nicht.

Dann **Frankreich hat dich schon so sehr**
durchs Geld verführet mehr und mehr — in **Versuchung.**

Von der **Panduren Hand und Wuth**
und der Hußaren Übermuth — [erlös uns][3]).

Gott reich dir seine milde Hand
daß du kommst wieder in dein Land! — Amen.

---

1) Ehr ist wohl Lesefehler der Vorlage für HErr.
2) Wahrscheinlich ist zu lesen: Der meisterspielende Soldat.
3) Die Vorlage hat, offenbar unrichtig: von allem Übel. Es scheinen zwei Zeilen verloren.

Die sächsische Fassung ist durch folgende Abweichungen gekennzeichnet:

Z. 1 Herr. Z. 5 Östreichs. Z. 6 Friedrich. Z. 9 Ob man dich jetzt gleich König schreibt. Z. 13 mit Thränen. Z. 15 der preußisch ganze Krieges-Rath. Z. 16 in keiner Stadt. Z. 17 Der Sachsen Land und Pohlnisch Cron. Z. 19 Karl des XIIten Z. 21 Meister-spielende. Z. 30 Fürstenthum. Z. 36 in Östreicher Sclaverey. Z. 37 Östreich. Z. 39f. Könnst du nur lassen Östreichs Schein, so würdstu bald erlöset seyn — vom Übel. Z. 42 daß du darfst bleiben in dem Land. Amen.

Noch sind zwei Stücke aus dem dreissigjährigen Kriege zu erwähnen, von denen das eine sich in den Aufzeichnungen des Deutschordensamtmanns J. L. Beringer in Neckarsulm, einer Handschrift des 17. Jahrhunderts im Staatsarchiv zu Stuttgart, findet. Es spricht im Namen der böhmischen Stände zum Kaiser nach der Schlacht am weissen Berg. Der in Zeile 43 genannte Fürst von Liechtenstein ist der Statthalter, den der Kaiser in Böhmen einsetzte. Die vorgetragenen Bitten entsprechen so sehr dem Inhalt der von den Ständen an den Kaiser gerichteten Eingaben, dass sich das Gedicht als eine Versifizierung dieser Aktenstücke, natürlich von gegnerischer Seite, darstellt.

Vaterunser, an Ihr Kaiserl. Majestät Supplikationsweis gemacht.

Gnedigster Kaiser, König und Herr,
wir bitten, du wöllest noch sein der — Vater.

Mit deinen Augen auf uns Armen
gütig schauen und dich erbarmen — unser.

Laß es nit gelten unsern Hals,
kein mechtiger ist nit als — der du bist.

O straf uns nit als wie es wol gebürt,
Gott dir alles vergelten würd — im Himmel.

Wir wollen geben in einer Summ
das geistlich Gut, daß es widerum — geheiliget werd.

So wir der Bitt würden gewert,
so würd in aller Welt geehrt — dein Nam.

Zwar hat ein jeder an der That
den Tod verschult, doch dein Genad — zukomme uns.

So wolten wir zu Fuss und Pferd
streiten, auf daß werde gemehrt — dein Reich.

Hinfüro dienen mit Lieb und Freud
und sehen, damit zue aller Zeit — dein Will gesche.

Auf daß wir uns berühmen künden,
daß wir bei dir unverdiente Gnad finden — wie im Himmel.

Behüt Gott, daß wir nit alle zugleich
verhaßt werden im Himmelreich — als wie auf Erden.

Hat man uns doch schon alles genommen,
daß wir jetzt mit harter Mühe bekommen — unser täglich Brot.

Ach Kayser, erfreue die Gemüter,
all unser gehabte Güeter — gib uns heut.

Dan wir vernommen, daß man sie ausbit,
o frommer Ferdinand, auf dißmal nit! — vergib uns.

Gar fill mit uns interessirt sein,
dan das ist gewißlich nit allein — unser Schult.

Sondern Hungern, Schlesien, Österreich,
Mähren uns eben theten gleich — als auch wir.

Die Sechzehner die wolten doch
dich fangen und du hast inen noch — vergeben.

Darumben laß uns auch Gnad bei dir finden,
auf daß wir alsdan zahlen könden — unsern Schuldigern.

Unsere Chlappi jezunder Herren sein,
Unser Keiner darf sagen: Bauer span ein — und führe uns.

Solten sie dan erst freyledig werden,
so ließens uns als ihre aigne Herren — nit ein.

Dörfen uns noch wohl mit Gewalt bezwingen
und vieleicht entlich noch wohl gar dahin bringen — in Versuchung.

Darum, frommer Fürst von Lichtenstein,
bitt den Kayser, kan es anderst sein: — Erlöse uns.

So wöllen wir betten immerdar,
daß euch Gott behüt und bewahr — vor allem Übel.

Solches geb Gott, daß wir aus Noth
auf das ehest werden erlöst vom Tod. Amen.

Ganz eigenartig ist das Gedicht, das in der oben zitierten Sammlung 'Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs' unter Nr. 113 abgedruckt ist und die acht Reichsstädte Ulm, Memmingen, Biberach, Lindau, Isny, Leutkirch, Ravensburg und Nördlingen nach der Schlacht am Weissen Berg 1621 redend einführt. Die erste Rede beginnt mit den Eingangsworten des Gebets, in jede der sechs folgenden ist eine Bitte des Vaterunsers, bzw. in die siebente Rede die sechste und siebente Bitte verflochten, während die letzte Rede mit der Doxologie endigt.

Wieder neue Formen sind im 19. Jahrhundert aufgetaucht. So verarbeiten das Gebet in Prosa zwei Demokraten des Jahres 1848, der eine in der radikalen Heilbronner Zeitung 'Neckardampfschiff' Nr. 69 (Das neue Vaterunser zur jetzigen Zeit), der andere in dem sozialrevolutionären Stuttgarter Organ 'Die Sonne' Nr. 187 (Das Unser Vater eines gefangenen Republikaners). Dahin gehören auch die 'Sieben Bitten' aus der Zeit der Verfassungskämpfe in Württemberg (1817/18), die im Jahre 1832 der Stuttgarter 'Hochwächter' wieder hervorholte.

Mehr eine poetische Paraphrase als eine Parodie nach Art der seither angeführten ist dagegen das folgende Stück, das im Revolutionsjahr 1848, und zwar noch in der Zeit der ersten warmen und hoffnungsreichen Begeisterung in zwei württembergischen Zeitungen (Ulmer Schnellpost Nr. 158 vom 9. Juli, Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 164 vom 15. Juli 1848) abgedruckt wurde. Woher es stammt, haben wir nicht feststellen können.

Vater Unser!

Vater, für dein grosses Weltenreich
liebst du Keines mehr und Keines minder,
darum sind auf Erden Alle gleich.

Der du bist im Himmel! — Du bist Zeuge,
wie dein Volk in Schmach und Jammer irrt,
du bist weise und gerecht, drum zeige
uns den Weg, der bald zur Freiheit führt.

O geheiligt werde Herr dein Name —
nicht durch Herrenthum und Sclaverei,
nicht durch Pfaffen, denn sie sind der Same
der verstocktesten Abgötterei!

Zu uns komme bald dein Reich der Liebe!
denn die Brüder hat der Rang getrennt,
segne du die heilig reinen Triebe,
die oft nur das arme Volk noch kennt.

Ja dein Wille, grosser Gott, geschehe! —
der den Menschen unabhängig schuf;
jeder Sclave fühle und verstehe
seines Schöpfers Will und ernsten Ruf.

Wie im Himmel also auch auf Erden! —
lieget vor uns der Vollendung Bahn;
doch gelöst muß erst die Fessel werden,
eh der Geist vollkommen werden kann.

Unser täglich Brod gib uns auch heute! —
wie einst unsern Vätern sorgenfrei,
dass der Arbeitsegen nicht die Beute
von Betrug und schnödem Wucher sei.

Und vergib uns unsere Schuld! — Wenn rächend
wir erheben unsre starke Hand
und im Kampf das Sclavenjoch zerbrechend
blutig färben unser Bundesband.

Wie wir unsern Schuldigern vergeben! —
die mit Hohn noch spotten der Geduld,
dass nicht lange schon mit ihrem Leben
büßen mußten sie die alte Schuld.

Führe uns nicht in Versuchung, Vater! —
wenn dereinst der grosse Tag erscheint,
dass Verblendung an des Abgrunds Krater
mit der Bosheit seine Kräfte eint.

Sondern, Herr, erlös uns von dem Uebel! —
führe uns zum Siege durch den Streit,
dass das Unkraut sammt der giftgen Zwiebel
untergehe bis auf Ewigkeit. — Amen.

Die Neuzeit ist bei uns einer derartigen Verwendung des Vaterunsers nicht günstig. Sie hat in der Pressfreiheit ein sicherwirkendes Mittel gegen ein Übermass politischer Spannung, und sie hat in gewissen Gesetzesparagraphen die Waffen, um den Gebrauch solcher Kampfmittel zu verhindern. Dass man sich anderwärts, in Russland z. B. 1903, ihrer gelegentlich noch bedient, ergibt sich aus Zeitungsnachrichten.

Stuttgart.

Das Vogelnest im Aberglauben.

Von **Theodor Zachariae.**

(Vgl. oben 11, 277. 279. 462f.)

G. Hertel hat in dieser Zeitschrift 11, 272—79 aus zwei Magdeburger Handschriften eine Reihe von abergläubischen Gebräuchen mitgeteilt. Der erste Traktat, den Hertel exzerpiert hat, führt den Titel 'Tractatus de superstitionibus et miraculis' und rührt von einem gewissen Johannes Wuschilburgk her; der Verfasser des zweiten Traktates (Praecepta quaedam propter superstitiones) nennt seinen Namen nicht. Aus diesem

zweiten Traktate führt Hertel folgende Stelle an: 'Wenn man ein Vogelnest findet, die Mutter wegfliegen lässt, die Jungen aber behält, so bringt dies Glück und ein solcher wird lange leben' (S 279). Hierzu hat H. Lewy bemerkt (oben 11, 462), dass dieser Aberglaube — dessen richtige Fassung wir alsbald kennen lernen werden — offenbar auf einer Bibelstelle (Deut. 22, 6. 7) beruhe, und dass nicht das Finden des Nestes oder das Behalten der Jungen die Hauptsache sei, sondern das Fliegenlassen der Mutter. Demgegenüber sei zunächst darauf hingewiesen, dass die Verknüpfung des Vogelnestaberglaubens mit der Bibelstelle Deut. 22, 6 keineswegs neu ist. Im Jahre 1835 gab Grimm im Anhang zu seiner Deutschen Mythologie S. XLIV einige Auszüge aus einem Traktat des Nicolaus Magni de Gawe über Superstitionen, und hier findet man, auf S. XLV (= D. M.[4] 3, 414), den Vogelnestaberglauben und zugleich einen Verweis auf Deut. 22. Man vergleiche jetzt Adolph Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor (Freiburg 1898) S. 171. Ferner gab Fr. Panzer 1855 in seinem Beitrag zur deutschen Mythologie 2, 256—62 einen Auszug aus der Schrift 'De preceptis Decalogi' des Nicolaus von Dünckelspühel. Dieser Autor handelt, wie andere, ältere oder gleichzeitige Schriftsteller[1]), ausführlich über abergläubische Vorstellungen und Bräuche bei der Erklärung des ersten Gebotes und erwähnt bei dieser Gelegenheit auch den Vogelnestaberglauben (s. Panzer 2, 261) in Verbindung[2]) mit dem göttlichen Gebote Deut. 22, 6.

Jetzt handelt es sich darum, die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens festzustellen. Die Fassung, die Hertel oben 11, 279 mitgeteilt hat, kann unmöglich richtig sein. Vielleicht ist die von Hertel exzerpierte, als 'schwer lesbar und zudem nicht ohne Fehler' beschriebene Handschrift (oben 11, 273) grade an der fraglichen Stelle fehlerhaft. Um zu der richtigen Fassung zu gelangen, haben wir ein vorzügliches Hilfsmittel, nämlich den eben genannten Traktat des Nic. von Dünckelspühel über die zehn Gebote. Wer die Auszüge, die Panzer 2, 257—62 aus diesem Traktat gegeben hat, mit Hertels Auszügen aus der zweiten Magdeburger Handschrift vergleicht, unter Hinzunahme der wenigen Sätze, die sich im Programm des Magdeburger Domgymnasiums von 1880 S. 54f.

---

1) Siehe Joh. Geffcken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (Leipzig 1855) S. 54, und vgl. die Auszüge, die Schönbach in dieser Zeitschrift 12, 3—14 aus dem Traktate De decem praeceptis des Thomas Ebendorfer von Haselbach gegeben hat.

2) Der Vogelnestaberglaube wird auch von dem Discipulus (Joh. Herolt) bei der Behandlung des ersten Gebotes erwähnt, aber ohne einen Verweis auf Deut. 22. Nach Herolt ist es eine Vorbedeutung des Glücks und der Fruchtbarkeit, ein Vogelnest mit den Eiern, Jungen und der Mutter darauf brütend, zu finden. So richtig Joh. Geffcken, Bilderkatechismus S. 55 Im Original wird noch hinzugefügt: 'Huic [nido] autem tantam tribuebant virtutem integre reseruato quod scilicet fecunditas et prosperitas a domo in qua custodiebatur numquam recederet' (Discipulus de eruditione cristifidelium. cum thematibus sermonum dominicalium. Argeñ. 1490; vgl. Hain Nr. 8521.)

wörtlich abgedruckt finden, der wird sofort erkennen, dass die einzelnen Superstitionen nach ihrem Inhalt und auch nach ihrer Reihenfolge genau übereinstimmen. Ich möchte behaupten, dass die Magdeburger Handschrift nichts weiter ist als eine Abschrift desselben Stückes des Traktates De preceptis decalogi, das Panzer im Jahre 1855 nach Wimphelings Ausgabe der Traktate des N. von Dünckelspühel (Strassburg 1516) im Auszug gegeben hat. Möglich wäre es, dass die Magdeburger Hs. einige Zusätze hat, die bei Wimpheling-Panzer fehlen. Jedenfalls trage ich kein Bedenken, Panzers Auszug zur Verbesserung von Hertels Angaben zu verwerten. Wenn Hertel z. B oben 11, 279 schreibt: 'Manche bewahren in ihren Schränken (? servitiis) einen toten Eisvogel (amiculam)', so ist hier, ausser dem mit einem Fragezeichen versehenen servitiis, auch amiculam auffällig[1]). Für servitiis wird mit Panzer 2, 261 scriniis zu lesen sein, und für amiculam ist einzusetzen: auiculam[2]). Und wenn man das, was Hertel oben 11, 279 über das Finden eines Vogelnestes aus der zweiten Magdeburger Hs. mitteilt, mit dem entsprechenden lateinischen Wortlaut[3]) bei Panzer 2, 261 vergleicht, so ergibt sich mit Sicherheit, dass die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens diese ist: 'Wenn man ein Vogelnest findet [mit einer auf Eiern oder Jungen sitzenden Mutter], und wenn man die Mutter nicht wegfliegen lässt, sondern das Nest samt Mutter, Eiern oder Jungen behält, so bringt dies Glück'. Diese Fassung stimmt ja auch durchaus zu der, die Hertel oben 11, 277 (vgl. Lewy S. 463) aus Wuschilburgks Traktat angeführt hat: 'Wenn einer ein Nest findet mit dem brütenden Weibchen oder mit Jungen und es bei sich verwahrt, von dessen Hause wird Fruchtbarkeit und Überfluss niemals weichen'. Als Quelle für diesen Aberglauben zitiert Hertel eine Stelle aus dem Tractatus de fide et legibus des Wilhelm von Paris[4]).

---

1) In der Handschrift steht: amiculam vulgariter Eysvoghel nuncupatam (vgl. das oben zitierte Programm S. 54). Zur Sache vgl. Wuttke § 164: 'Ein Eisvogel (Alcedo) im Käfig gehalten ist ein Glücksgeist für das Haus'. Vintler, Pluemen der Tugent 7759: ‚Und vil die wellen den eisvogel haben' (dazu die Anmerkung von Zingerle). Schönbach, Zs. für die österr Gymnasien 31, 379. Geffcken, Bilderkatechismus, Beilage 9, S. 113. R. Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter S. 620.

2) Umgekehrt lässt Hertel S 279 richtig gewisse Geister (numina quedam) die Häuser besuchen usw., während bei Panzer 2, 262 fälschlich 'muma quedam' gedruckt steht. Siehe schon A. Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor S. 172 Anm.

3) Apud eos [idolatras] unus fuit error de inventione nidi cum matre incubante ovis, aut pullis tali enim tantam attribuunt virtutem, quod si quis invenerit et sic custodiret ut matrem abire non sineret sed totum servaret, fecunditas ac prosperitas a domo eius nunquam recederet; et illi stulticie sic crediderunt, ut nidum huiusmodi unusquisque qui eum inveniret tanquam causam sue prosperitatis ac fecunditatis ac temporalis abundantie custodiret.

4) Um Verwechslungen vorzubeugen, ist es besser, den Autor als Wilhelm v. Auvergne zu bezeichnen. Da Hertel sagt, dass er näheres über Wilhelm nicht anzugeben vermöge, so will ich hier verweisen auf A. Franz, Nikolaus Magni S. 159. 195 [Theolog. Quartalschrift 88, 430. 1906], auf das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte [2] 12, 1586 ff., auf

Dies ist nämlich der Autor, den Wuschilburgk, nach Hertel oben 11, 272f., vorzugsweise exzerpiert hat. Wuschilburgk nennt den Wilhelmus Parisiensis ausdrücklich. Freilich daraus, dass er ihn zitiert, folgt noch nicht, dass er die Werke des berühmten Pariser Theologen gekannt und benutzt hat. Wuschilburgks Hauptquelle kann eine andere gewesen sein. Es ist ja eine bekannte Tatsache, dass die mittelalterlichen Autoren ohne Skrupel ganze Stücke aus älteren Schriften entlehnen, dass sie dabei wohl diesen oder jenen Autor zitieren, das meistbenutzte Buch eines Hauptautors aber nicht[1]). So hat, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, Wilhelm von Paris in seinem Traktat De immortalitate animae die gleichnamige Schrift des Spaniers Gundissalinus ausgeschrieben, ohne sie zu nennen[2]). Ich möchte behaupten, dass Wuschilburgks Hauptquelle der Tractatus de superstitionibus des Nicolaus Magni gewesen ist, von dem A. Franz in dem oben zitierten Buche S. 163—191 (vgl. besonders S. 182ff.) eine ausführliche Analyse gegeben hat. Wie derselbe Gelehrte auf S. 255 - 264 gezeigt hat, war der Traktat des Nicolaus ausserordentlich verbreitet. Franz weist nicht weniger als 58 Handschriften nach. Man kann seiner Liste noch die drei Hss. hinzufügen, die Geffcken, Bilderkatechismus S. 54 erwähnt. Auch in Erfurt befindet sich nach Franz S. 261 eine Handschrift, d. h. an dem Orte, wo nach Hertel S. 272 Wuschilburgks Traktat wahrscheinlich entstanden ist. Den Beweis, dass Wuschilburgk die Schrift des Nicolaus ausgeschrieben hat, kann ich mit dem mir vorliegenden Material nicht führen Doch will ich wenigstens darauf aufmerksam machen, dass alles, was Wuschilburgk aus Wilhelmus Parisiensis anführt, auch bei Nicolaus Magni vorkommt. Ich leugne im übrigen nicht, dass Wuschilburgk ausser der Schrift des Nicolaus noch andere Quellen benutzt hat. 'Selbständige Mitteilungen' (Hertel S. 273) finden sich schwerlich in Wuschilburgks Kompilation Ja sogar das 'eigene Erlebnis' (Hertel S. 273. 277), die Erzählung von dem Kreuz in der Bamberger Diözese, das der Verfasser selbst gesehen haben will[3]), kann von ihm irgendwoher entlehnt worden sein. Ich erinnere an einen Fall,

Lecoy de la Marche, La chaire française au moyen âge² p 66—70, auf die Histoire littéraire de la France 18, 357 85 und vor allem auf das Buch von Noël Valois: Guillaume d'Auvergne, évêque de Paris (1228—1249), sa vie et ses ouvrages, Paris 1880. Mehrere Stellen aus Guilielmus Alvernus werden von Grimm zitiert D. M.² 263. 1012.)

1 Anton E. Schönbach Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt 7, 14.

2) A. Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor S 160, Anm. 4. Auch den 'Führer der Verirrten' des Maimonides hat Wilhelm in ausgiebigster Weise benutzt Siehe J. Guttmann, Die Scholastik des 13. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur (Breslau 1902) S. 22. Ich komme darauf zurück.

3) Das interessanteste in dieser Erzählung ist der Satz: Alte Weiber sagen, dass Bilder erst 60 Jahre nach ihrer Herstellung Kraft erhalten. Wie alt ist wohl dieser Glaube? Er findet sich schon bei Wilhelm von Paris (De fide et legibus, Pars 8, cap. 1: Dicunt [vetulae] omnes ymagines sexagesimo anno a factione sua virtutem sortiri).

den Fr. Jostes[1]) ans Licht gezogen hat. Der Prediger Gottschalk Hollen erzählt, er habe eine alte Frau gekannt, die der Sonne göttliche Verehrung zollte usw. Genau dasselbe erzählt aber schon der etwa 50 Jahre ältere Nicolaus Magni mit denselben Worten: 'Novi unam vetulam, que credidit solem esse quasi deam' etc. Vermutlich haben beide, Nicolaus und Hollen, aus einer älteren Quelle geschöpft[2]).

Wollen wir über das Verhältnis des Vogelnestaberglaubens zu der Bibelstelle Deut. 22, 6 ins klare kommen, wollen wir ergründen, ob der Aberglaube wirklich, wie Lewy meint, auf dieser Bibelstelle beruht, so müssen wir uns an die Quelle wenden, die von Nicolaus Magni und Wuschilburgk zitiert wird: an den Tractatus de fide et legibus[3]) des Wilhelm von Paris. Dieser Autor spricht an zwei Stellen seiner Schrift von dem Aberglauben, der uns beschäftigt, nämlich, ausser der von Hertel oben 11, 277 angeführten Stelle, auch und zwar zuerst im ersten Kapitel des sechsten Teiles. Eine Reihe von Vorschriften des jüdischen Gesetzes kann man, so führt Wilhelm hier aus, nur dann verstehen und würdigen, wenn man die Absicht des Gesetzgebers, das Volk Israel vor Götzendienst und Aberglauben zu schützen, erwägt[4]). Bei dieser Gelegenheit bespricht Wilhelm auch die so oft behandelte, bis auf den heutigen Tag noch nicht sicher erklärte Bibelstelle Deut. 22, 6. 7. Da er sehr weitschweifig ist, so will ich mich auf die Wiedergabe des Auszuges beschränken, den Dionysius Carthusianus (Dionysius Rickel) von Wilhelms Worten gegeben hat. Danach lautet Wilhelms Erklärung wie folgt:

1) Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 47, 1, S. 87ff. Vgl. Grimm D. M.[1], Anhang S. XLIV. A. Franz, Der Magister Nikolaus Magni S. 170 Anm. 2.

2) Nicht anders verhält sichs mit einer Geschichte, die Hollen mit den Worten 'novi quandam mulierem' einleitet, und die ebenfalls von Jostes, Zs. 47, 1 S. 93 mitgeteilt worden ist. Eine Frau leidet an einem Augenübel und lässt sich von einem Schüler einen Brief gegen das Übel schreiben. Sie trägt den Brief und wird gesund. Endlich öffnet sie den Brief und lässt sich den Inhalt vorlesen. Der Brief enthält unbekannte Worte und undeutbare Zeichen; am Schluss aber steht: Diabolus eruat tibi oculos et proiiciat te in lutum! — Dieselbe Geschichte wird besser und ausführlicher von Joh. Herolt bei der Auslegung des ersten Gebots erzählt. Hier sind es drei Frauen (Bürgerinnen, civissae), die von einem Augenübel befreit werden. Der Zettel (cedula), den sie alle drei nacheinander tragen, enthält die Worte: Diabolus tibi eruat oculos et lutum tibi proiiciat in foramina! Ähnliche Geschichten erzählen Wuttke § 510 (aus Würtemberg) und Liebrecht, Zur Volkskunde S. 340 Nr. 212 (aus Norwegen). Die Worte auf dem Zauberzettel lauten bei Wuttke: 'In der Hölle sehen wir uns wieder'; bei Liebrecht: 'Der Teufel helfe mir'. [Vgl. Oesterley zu Pauli, Schimpf und Ernst c. 153; auch Hans Sachs, Fabeln und Schwänke 2, 324. 5, 278.]

3) Ich benutze drei Ausgaben: eine Ausgabe ohne Ort und Jahr (? 1469; vgl. Hain 8317); dieselbe Ausgabe, die Hertel zitiert. Ausserdem benutze ich die Ausgabe in den Opera Guilhermi diui Parisiensis episcopi 1496 (Hain Nr. 8300); endlich die Ausgabe in der Operum summa Guillermi, Lutecie 1516. Ist dies die Ausgabe der Werke Wilhelms, von der Bülow in den Beiträgen zur Gesch. der Philosophie des Mittelalters 2, 3, S. 75 sagt, sie sei bis jetzt nicht auffindbar gewesen?

4) Adolph Franz S. 171—173.

Quidam ridiculose et pueriliter dixit, praeceptum hoc esse causa pietatis, ne mater avicula filios perdens, et simul occisa nimis affligeretur, in quo credidit Deum insinuare filiis Israel quam misericordes circa homines esse deberent. Dicimus ergo, quod illud bonum non est tantum, nec Deo tam placitum, ut tanta mercede remuneretur ab eo, quanta observantia legis tenetur. Quis enim audiens, pro dimissione unius aviculae tantum promittere praemium Deum, quanta (l. quantum) pro totius observantia legis, risum contineat?[1]) Amplius, magis parcendum erat filiis, si pietas ibi locum haberet, cum filii nec sibi nec aliis possint (l. possent) consulere, et adhuc matre indigerent, ipsa vero non indigeret illis: sicque maiori crudelitate tenentur et occiduntur filii in isto casu, quam mater. Non dubites igitur sapientissimum Deum per hoc mandatum voluisse damnare aliquam idolatriam, aut aliquid simile ei. Quemadmodum enim malefici observabant et explorabant coitus animalium aliquorum, ut eadem hora interficerent ea, et de eorum pulvere seu corporibus darent his, quos volebant suae ardore libidinis inflammare, credentes eorum corpora vel pulverem hanc inflammandi virtutem habere, si eadem hora coitus interficerentur[2]): sic credebant de ave pullis incubante, si ea incubandi hora caperetur, quod scilicet posset praestare foecunditatem et fortunam in filiis nutriendis[3]). Et hoc scimus ex multis similitudinibus, quas legimus in libris maleficorum[4]). Voluit ergo Deus hoc removere a cordibus populi ipsum colentis, quatenus ab ipso solo sperarent multiplicationem, foecunditatemque sobolis. Praeterea observatores auguriorum, faustam et fortunatam reputabant inventionem nidorum cum matre et ovis seu filiis, et ideo ea non esse ab invicem separanda. Quod si ea dissiparent aut separarent ab invicem, bonam fortunam amitterent, et domos suas esse dissipandas cognoscerent. seque esse passuros in seipsis aut filiis suis, quod facerent illis, videlicet avi aut ovis seu pullis ipsius[5]). Ideo voluit Deus hoc reprobare, et bonum quod augures speraverunt ex conservatione matris et pullorum, posuit in divisione[6]) illorum abinvicem. — Haec Guilhelmus[7]).

Auf den Vogelnestaberglauben kommt Wilhelm noch einmal, im neunten Teile seiner Schrift (Kap. 17), zu sprechen. In diesem Teile, der auch den Sondertitel Tractatus de idolatria führt, behandelt er die

1) Diese Worte erregten einst den Unwillen Chr. Aug. Heumanns, der eine Abhandlung über Deut. 22, 6 geschrieben hat (Nova sylloge dissertationum 2, 288).

2) Zu dem von Wilhelm hier erwähnten sympathetischen Mittel vergleiche man die Bemerkungen von Krauss, Sitte und Brauch der Südslawen S. 171 (namentlich die Mitteilung aus Varazdin auf S. 172). Auch was Wuttke § 550 aus Töppens Buch über den Aberglauben in Masuren beibringt, dürfte hierher zu ziehen sein. Andere Parallelen sind mir nicht bekannt.

3) Cfr. De fide et legibus 9, 17: De matre sic inventa multa malefica atque venefica operabantur, et ad reconciliandum amorem praestandamque fecunditatem virtutem eidem mirificam inesse credebant.

4) Die ‘Libri maleficorum’ erwähnt Wilhelm öfters. Siehe N. Valois, Guillaume d’Auvergne p. 318, n. 4. Ich bemerke beiläufig, dass Valois die Werke Wilhelms nach der mir nicht zugänglichen Ausgabe von 1674 zitiert.

5) An dieser Stelle hat Wilhelm folgenden, von Dionysius ausgelassenen Zusatz (vgl. Panzer, Beitr. z. deutschen Mythologie 2, 261): Quemadmodum adhuc est opinio multorum insipientium et vetularum que ab eorum cordibus auelli non potest faustam esse inventionem acus vel obuli et magis fortunatam esse quam magni ponderis argenti vel auri. et ideo custodienda esse artissime tanquam fortune felicis vel bonorum eventuum causas et pignora certissima. Alioquin in perditione eorum perduntur illa bona.

6) Bei Wilhelm von Paris heisst es: in dimissione matris et captione et detentione filiorum.

7) Dionysii Carthusiani Enarrationes in quinque Mosaicae legis libros, Coloniae 1565, p. 926 b. 927 a.

verschiedenen Arten[1]) der Idolatrie. An zehnter und letzter Stelle bespricht er die abergläubische Bedeutung der gefundenen Dinge[2]), res inventiciae. Was er über das Finden und Aufbewahren eines Vogelnestes sagt, stimmt im wesentlichen zu seinen Ausführungen an der bereits ausgehobenen Stelle. Von Interesse sind die weiteren Bemerkungen Wilhelms. Ich lasse sie im Wortlaut folgen, obwohl das meiste von dem, was er sagt, bereits aus Panzer 2, 261, aus Wuschilburgk oben 11, 277 und aus anderen Quellen bekannt ist.

De hoc errore processit verbum illud vulgarissimum quo quis esse dicitur non fortunatus ad inveniendum nidum pice[3]). Ad hunc errorem pertinet opinio illa vetularum que credunt meliorem esse inventionem modici ferri quam auri multi. Et inter inventionem ferri fortunatissimam credunt esse inventionem acus. Credunt etiam non minori stulticia meliorem esse inventionem obuli quam nummi. Credunt etiam infortunatam esse inventionem bovis vel ovis, fortunatissimam autem lupi vel colubri. Processit autem hec insania eo usque ad omnes barbaros: ut omne illud quod primo inveniant adorent unaquaque die (v. l. undique). sive porcus sit. sive canis. sive aliud quodcunque.

Hat Wilhelm von Paris den Volksaberglauben seiner Zeit in dem vorstehenden wiedergegeben oder hat er aus einer älteren Quelle geschöpft? Ich vermag diese Frage mit meinen Hilfsmitteln nicht zu beantworten. Ebensowenig vermag ich festzustellen, ob Wilhelm bei seiner Auslegung von Deut. 22, 6 einer älteren Autorität folgt oder ob er seine eigene Weisheit vorträgt. Bekannt ist, dass Wilhelm bei seinem Versuche, eine rationelle Begründung der biblischen Gebote zu geben, Schritt für Schritt auf die entsprechenden Ausführungen des Maimonides in seinem 'Führer der Verirrten' Rücksicht nimmt[4]), wobei er sich die Ansichten des Maimonides entweder stillschweigend aneignet oder sie, als nicht zutreffend, bekämpft. Letzteres tut er gerade in dem uns beschäftigenden Falle; die Auslegung des Maimonides, betreffend das Gebot über die Behandlung

---

1) Aufgezählt bei N. Valois, Guillaume d'Auvergne p. 322, n. 3.

2) Adolph Franz S. 190. Grimm D. M.² S. 1091 (wo auf Nicolaus Magni, D. M.¹ S. XLV, verwiesen wird). Wuttke § 203. Zum Nadelfinden vgl. diese Zeitschrift 9, 330.

3) Das Finden eines Elsternestes. Littré u. d. W. pie schreibt: Trouver la pie au nid, faire quelque heureuse trouvaille. Ils ont seuls ici-bas trouvé la pie au nid, Regnier, Sat. IX. (U. d. W. nid gibt Littré noch folgende Stelle: Tu crois trouver la pie au nid; aus Hamiltons Mémoires de la vie du Comte de Grammont, chap. 4.) Être au nid de la pie, être au plus haut degré de la fortune, à cause que la pie fait son nid au haut des plus grands arbres. (Vgl. Le Roux de Lincy, Le livre des proverbes Français 1, 124 Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon u. d. W Elster, Nr. 28) Dem will ich hinzufügen, was Zedler im Universallexikon 23, 1955 bemerkt: 'Nach den Regeln der Traum-Deute-Kunst soll Nester der Vögel finden bedeuten, dass derjenige, dem solches geträumet, eine Freude werde zu geniessen haben'. Nach dem Traumbuch von Ernestus Bernhardus, Erfurt [1902], S. 104 deutet 'Nest im Traume sehen', auch mit Eiern und Jungen, auf einen gesegneten Hausstand; leere Nester deuten auf lange Abwesenheit vom Hause.

4) The Jewish Encyclopedia 6, 107. J. Guttmann, Die Scholastik des 13. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur (Breslau 1902) S. 20.

eines Vogelnestes, weist er als unannehmbar zurück[1]). J. Guttmann, dessen Schriften ich die vorstehenden Angaben über die Abhängigkeit Wilhelms von Maimonides entlehne, hat sich nicht darüber ausgesprochen, ob Wilhelm bei seiner Erklärung von Deut. 22, 6 einer anderen Autorität gefolgt oder ob er selbständig vorgegangen ist.

Mir genügt es, die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens festgestellt zu haben. Dass dieser Aberglaube auf der Bibelstelle Deut. 22, 6 beruht, wird man nach allem, was beigebracht worden ist, bezweifeln müssen, mag man sonst den Einfluss des mosaischen Rechtes auf die Entwicklung des Aberglaubens[2]) noch so hoch anschlagen.

Halle a. S.

Die iranische Heldensage bei den Armeniern, Nachtrag.

Von **Bagrat Chalatianz.**

(Vgl. oben 17, 414—424. 18, 61—66.)

13. Rustam-Zal[3]).

a) **Burzi.** Tagmurad Šah war ein mächtiger König. Ihm wurde ein Sohn geboren, der eine Hand fest zusammengedrückt hielt. Niemand ausser Tağmurad Šah vermochte diese zu öffnen, und er fand darin Blut. 'Kein Mensch wird ihn besiegen', rief der Vater und nannte den Sohn Ĝahraman Ĝathl. Erwachsen

---

1) Guttmann S. 22 und in der Revue des études Juives 18, 249. Moïse ben Maimoun, Le guide des égarés trad. par S. Munk 3, 400.

2) Emil Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 1868 S. 15 ff. 48 ff.

3) Die nachstehenden Nummern 13—15 sind der 'Ethnographischen Zeitschrift', hsg. von Ervand Lalayan, Bd. 14, 2, 69—104 (Tiflis 1906) entnommen. Inhaltlich ist 'Rustam-Zal' (erzählt von einem 90jährigen Alten in Neu Bayazet, Russisch-Armenien) als eine Fassung der oben 14, 296 wiedergegebenen Barzù-Sage zu betrachten. Wichtig sind folgende Abweichungen: a) Burzi zieht nach dem Divenlande in Begleitung von Bijang (= Bijen) aus, b) Der Div Pholadù Bandù wird hier als Divenkönig bezeichnet, c) Der Zweikampf Burzis mit dem Pehlevanen Ĝatharan findet nicht des Tributes, sondern der Braut wegen, welche dem Helden gehört, statt, d) Der Schwiegervater Burzis und dessen Bruder, der König von Ozbekstān, vereinigen sich mit dem Feinde gegen den Helden und lassen ihn in eine Grube stürzen. Die Erwähnung des Afransiam (= Afrasiab, König von Tūrān) als eines Bruders des Schwiegervaters des Helden, sowie andere bereits oben 15, 392f. erwähnte Züge (1. Der Held zieht aus, um Tribut zu holen, 2. heiratet in der Fremde eine Prinzessin, 3. wird in eine Grube geworfen, 4. von Rustam gerettet) zeigen den Einfluss der bekannten Bijen-Sage, deren Held als Bijang hier im Eingange erwähnt wird. — Der folgende Teil 13b, die Rache des Fahramaz, ist erst künstlich mit der Burzi-Sage verbunden. Auf den hier wieder auftretenden Burzi werden die Abenteuer Rustems (Rustem in Semengān, seine Heirat, die Hinterlassung des Armbandes und der Kampf mit dem unerkannten Sohne) übertragen, während Rustem und Bijen in den Hintergrund zurücktreten.

konnte dieser einen 1000 Pfund schweren Streitkolben heben. Aus seinem Geschlecht entsprangen Zal und dessen Sohn Rustam, welche jedoch den Streitkolben ihres Ahnen nicht zu heben vermochten; erst Rustams Sohn, Fahramaz, konnte das. Gevi, Rustams Bruder, hatte zwei Söhne, Bijang und Burzì. Zals Nachkommen besassen eine gewaltige Stimme, die jeden Feind in Schrecken setzte. Zal residierte in Xatham Šahar[1]).

Einst erblickte Rustam im Spiegel seines Barbiers drei graue Haare auf seinem Gesicht und seufzte tief. Auf Burzis Frage nach der Ursache seines Kummers eröffnete ihm Rustam, dass seit sieben Jahren der Divenkönig Pholadù Bandù, der im Lande Pherzah Dağ wohne, ihm keinen Tribut zahle: 'Ich bin schon alt und fürchte, dass ihr nicht vermögen werdet den Tribut zu holen; und dies wäre eine Schande für uns.' Burzì erbot sich nach dem Divenlande zu gehen. Ungern willigte Zal darein, doch sollte auch Bijang ihn begleiten. Mit vierzigtausend Pehlevanen zogen die beiden Recken aus. Sie traten in ein Schiff, um übers Meer zu setzen. Pholadù Bandù sah im Fernrohr [sic!] das Herannahen der Feinde, stürzte sich ins Wasser und schwamm ihnen entgegen. Obwohl Bijang seinen Bruder warnte, der Divenkönig sei so gross wie ein Berg und fliege auch durch die Luft, sprang Burzi ins Wasser und wurde mit dem Diven handgemein. Seiner Kraft sicher, erbot sich dieser, zuerst das Schiff unversehrt ans Ufer zu bringen und dann den Kampf auf dem Lande fortzusetzen. So geschah es auch. Unter Trommelschall und Trompetenklang begann der Zweikampf. Burzì gebot, sein Ross bereit zu halten, da der tückische Div wegfliegen könne. Pholadù Bandù stach den Helden in die Brust, dieser aber versetzte ihm einen schweren Schlag auf den Kopf. Schmerzgetroffen flog der Div hinweg; Burzì aber bestieg sein Ross und setzte ihm nach, bis dieser bei einbrechender Dunkelheit in einem Walde verschwand, wo er seinen Kopf in die Höhlung eines Baumes steckte.

Burzì kam in ein fremdes Land, dessen König Afransiam hiess und in der Ozbekstān[2]) Hof hielt. Sein Bruder Aga Eliaz fand während der Jagd den Helden blutend und ohnmächtig an einem Bache liegen, hob ihn auf und nahm ihn mit sich heim, nachdem er ihn nach seinem Namen gefragt hatte. Der König entbot seinen Bruder zu sich, der aber leistete ihm keinen Gehorsam, weil er mit ihm schlecht stand; als Burzì dies erfuhr, ging er selbst mit Aga Eliaz zum König, der den Helden lieb gewann und ihm die Tochter seines Bruders zur Frau gab.

Unterdessen forschten die Divs nach ihrem verschwundenen König. Als sie von ihrer Pharì[3]) erfuhren, wo sich dieser befand, gingen sie hin, spalteten den Baum, um seinen angeschwollenen Kopf aus der Höhlung zu befreien, und brachten ihn heim. Nun befahl Pholadù Bandù der Pharì und ihren Gefährtinnen, ihm Burzì noch in derselben Nacht herbeizuschaffen. Sie nahm den Weg durch die Lüfte und trat zu dem schlafenden Helden. Von Burzìs Schönheit hingerissen, beschloss die Pharì ihn zu schonen, falls er ihre Liebe erwidere. Der Held erwachte und versprach sie zu lieben, sobald seine Wunden geheilt wären, und die Zauberin kehrte ohne ihn heim. Der Divenkönig geriet in Zorn, da er den Sachverhalt durchschaute, und sandte die Pharì abermals aus, Burzì herbeizuholen. Der Held wurde schlafend mit seinem Ruhebett in den Palast des Pholadù Bandù gebracht. Als dieser aber seine Hofleute fragte, ob er den Helden töten solle, schwiegen alle, ausser einem Würdenträger, der ihm riet, Zals Sohn unversehrt

1) Šahar bedeutet im Persischen Stadt.
2) Turān, das Land der Türken (Uzbek).
3) Ein fliegendes Mädchen, das sich unsichtbar machen kann.

heimbringen zu lassen, da sonst Rustam, Bijang und Fahramaz eine furchtbare Rache für sein vergossenes Blut nehmen würden. So wurde der Held wieder in das Haus seines Schwiegervaters gebracht.

Zangi Grali, der König von Zangi Galasi, hielt um die Tochter des Aga Eliaz an und sandte den Helden Ġatharan mit einem Schreiben als Freiwerber zum König Afransiam. Als Burzì davon erfuhr, geriet er in Wut. Es erhob sich ein wilder Kampf zwischen den beiden Helden, in welchem Ġatharan fiel. Sein Knecht wurde mit der Botschaft entlassen. Nun rückte Zangi Grali mit einem zahlreichen Heer gegen Ozbekstān und belagerte die Stadt. Da der König Afransiam den Ansturm der Feinde fürchtete, liess er die Stadttore mit Erde zuschütten. Burzì aber ging den Feinden entgegen und trieb sie durch sein Geschrei in die Flucht; dies wiederholte er auch am nächsten Tage. Hart bedrängt, forterte der König Zangi Ġrali Afransiam auf, sich mit ihm gegen den gefährlichen Helden zu vereinigen und ihn durch List zu fangen. Nachts wurde auf dem Kampfplatz von ihren beiden Heeren heimlich eine grosse Grube gegraben. Als nun morgens die Trompeter zum Kampf bliesen, eilte der Held dorthin, stiess ein furchtbares Geschrei aus und fiel in die verdeckte Grube. Er wurde gefesselt, nach der Insel Čayē Ǧainam[1]) mitten im Meere gebracht und dort in eine tiefe Grube geworfen, um welche 40 Divs als Wächter aufgestellt wurden.

Da träumte Rustams Schwester Bani, dass Burzì in Schlamm versunken sei. Sie erzählte Rustam davon, und dieser ging zu Zal, um ihn um Rat zu fragen. Zal wandte sich an den Vogel Tairē Sima[2]) (Weil einer aus dem Zals Geschlecht die Jungen des Tairē Sima vor einer Schlange gerettet, hatte der Vogel ihm zum Dank dafür eine seiner Federn gegeben, die er in Gefahr anzünden sollte, um ihn zu Hilfe zu rufen). Zal zündete die Feder an; da kam Tairē Sima herbeigeflogen und gab ihm die Weisung, Rustam mit vierzigtausend Pehlevanen und reichen Speisen zu dem unbesiegbaren Helden Čophoē Ekdast[3]) zu schicken, der hinter einem gewaltigen Berge auf dem Wege zum Meere Zangi Galasi wohne und sich nie sättigen könne; Rustam solle durch gute Bewirtung seine Hilfe bei der Befreiung Burzìs gewinnen. Der Held machte sich mit Bijang auf den Weg, von einem zahlreichen Heer begleitet. Hinter dem bezeichneten Berge begegnete er dem Čophoē-Ekdast, lud ihn zum Mahle, ohne ihm seinen Namen zu offenbaren, und bewirtete ihn mit reichen Speisen. Darauf fragte er ihn vertraulich, was ihn besiegen könne. 'Nichts in der Welt ausser dem Schrei Rustams, der mich in diese Wüste trieb', erwiderte Ekdast. Da liess Rustam seine Leute sich weit entfernen, bestieg sein Ross, hielt vor dem Helden und stiess einen Schrei aus; entsetzt floh Čophoē Ekdast den Berg hinauf, doch Rustam holte ihn ein und wiederholte seinen Schrei. Der Held versprach ihm zu dienen, nur solle er sein Gehör schonen. Am Meer angelangt, riet Ekdast seinen Begleitern hier zu bleiben; er allein sei imstande Burzì zu befreien. Er legte vierzig Steine in seinen Sack, da er ein guter Steinschleuderer war, begab sich nach der Insel und tötete alle vierzig Divs durch Steinwürfe. Danach zog er den eingesperrten Helden an einem Strick heraus und brachte ihn zu Rustam.

Auf dem Heimwege erhielt Rustam Kunde von der Belagerung seiner Vaterstadt durch die vereinigten Könige Afransiam und Zangi Ġrali und den Div

---

1) Čay (türkisch) = Fluss; Ǧainam (arabisch) = Hölle.

2) Hier erscheint die arabische Form Tair (= Vogel) statt der persischen Simorġ (morġ persisch = Vogel). Dies war der heilige Vogel der alten Perser, der auch in den Sagen seine Bedeutung als 'Beschützer' (hier von Zals Geschlecht) behält.

3) Ekdast (persisch) = Einhändiger.

Pholadù Bandù, und von ihrer Verteidigung durch Fahramaz. Um diesen von seinem Anrücken zu verständigen, stiess Rustam einen Schrei aus, nachdem Ekdast seine Ohren dicht mit Watte verstopft hatte. Die Feinde wurden aus dem Lande verjagt und vernichtet, der Div Pholadù Bandù fiel von der Hand Burzìs.

b) Fahramaz. Rustam legte nun den fürstlichen Pelz[1]) auf Burzìs Schultern. Als Fahramaz dies in Hinsicht auf die von ihm vollbrachten Taten ungerecht schalt, versprach Rustam demjenigen von den beiden Recken die Fürstenwürde, der die im Gebirge hausende Gazelle finge. Burzì und Fahramaz gingen auf die Jagd. Die Gazelle sprang über Burzì hinweg und verschwand samt ihrem Verfolger aus den Augen des Gefolges. Zornig versetzte Rustam dem heimgekehrten Fahramaz eine Ohrfeige, weil er das nochmalige Verschwinden seines Neffen verursacht habe. Da gelobte Fahramaz nicht eher zu rasten, als bis er Rustam den Kopf abgehauen und sein Blut getrunken habe. Er begab sich nach Indien und machte sich mit Waffengewalt zum Könige. Er begann ein zahlreiches Heer zu sammeln und sandte nach Pherzah Daĝ, Ozbekstān, Zangi Ġalasi, Xiper Zaman[2]) Botschaft, die Fürsten dieser Länder sollten alle Vorkehrungen treffen, da er nach 20 Jahren, sobald die Jungen herangewachsen seien, gegen Xatham Šahar rücken werde.

Mittlerweile setzte Burzì der Gazelle nach, bis die Nacht ihn im Walde überraschte. Hier stiess er auf einen einäugigen Div, der eine Gazelle briet Es war ein Sohn des Divs Pholadù Bandù, der das Blut seines Vaters an Burzì rächen wollte. Allein Zittern ergriff ihn, als er den Helden an der Rüstung erkannte. Sie assen und übernachteten zusammen. Als Burzì am Morgen vom Div Abschied nahm, merkte er, dass die Füsse seines Rosses plötzlich in die Erde sanken. Er schaute sich um; da las der Div hinter ihm ein Zauberbuch; sofort sprang er ab und hieb den Bösen durch einen Schwertstreich in zwei Stücke. Da sein Ross tot war, hob er den Sattel auf seine Schulter und kam nach der Stadt Xiperzaman, wo er von einem Gärtner an Sohnesstatt angenommen wurde. Dem Könige ward gemeldet, dass ein Feuerross aus dem Meer emporgestiegen sei, das alle Pferde der königlichen Herde töte. Als dies Burzì vernahm, ging er mit den Zügeln seines Rosses hin und legte sie jenem an. Zum Danke gab ihm der König seine Tochter zur Frau und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nach sechs Monaten erinnerte sich der Held an seine Vaterstadt und verliess Xiper-Zaman, nachdem er seiner Frau sein Armband gegeben, das sie, wenn sie einen Sohn gebäre, an dessen Arm binden, wenn aber eine Tochter, verkaufen sollte. Unterwegs kam er nach Ozbekstān und machte in dem Garten des Aga Eliaz halt, wo er sein Ross weiden liess und selbst, in seinen Mantel gehüllt, am Brunnen einschlief. Man meldete dem Fürsten, dass ein Riese in seinem Garten schlafe, während sein Pferd ringsum Zerstörung anrichte[3]). Aga Eliaz eilte hin und weckte den Helden mit einem Fussstoss, worauf dieser erwachte und seinem Schwiegervater, ohne ihn zu erkennen, den Kopf vom Rumpfe hieb. Als er aber sah, wen er getötet, scheute er sich vor seine Braut zu treten und schlug den Weg nach Xatham Šahar ein. Hier erwartete man angstvoll das Anrücken des rachsüchtigen Fahramaz.

Inzwischen rief dieser die Nachbarfürsten zum Kriegszug gegen Rustam auf. Im Heere befand sich auch Theipur, Burzìs zwanzigjähriger Sohn, den seine

---

1) Nach der Erklärung des Erzählers 'Schafpelz mit ragenden Ohren'. Wenn der Pelz schwitzte, bedeutete dies Glück für das Unternehmen, wenn nicht, Unglück.

2) Zaman (persisch) = Land.

3) Vgl. das ähnliche Abenteuer Rustems vor der Stadt des Königs von Semengān bei Firdousi.

Mutter begleitete. Fahramaz rückte vor und hielt vor Xatham Šahar, zum Kampf herausfordernd. Theipur bat ihn, den Kampf des ersten Tages ihm zu gewähren, und erregte durch seine Gewandtheit bei den Feinden Erstaunen. Am zweiten Tage, der ihm gleichfalls überlassen wurde, durchbohrte er Rustams Zelt mit einem Pfeile. An beiden Tagen vermochte Burzì nicht den unbekannten jungen Recken zu besiegen. In seiner Bedrängnis schrieb Rustam an Fahramaz und forderte ihn auf, sich mit ihm zu versöhnen, da sie hier einen gemeinsamen Feind vor sich hätten, der vielleicht ihr Geschlecht vertilgen würde; doch Fahramaz schenkte ihm kein Gehör. Erst Zals Bitten rührten das Herz des erbitterten Helden; er ging, nachdem er einen seiner Mannen als König verkleidet hatte, heimlich zu Zal und verlangte, Rustam solle sich in den Finger schneiden und ihm sein Blut zu trinken geben, damit er sein Gelübde erfüllen könne. Darauf küsste er Zals und Rustams Hände und schritt verkleidet zum Kampf mit Theipur. Mit einem Hiebe streckte er den jungen Recken zu Boden, sprang auf ihn zu und wollte schon den Todesstreich führen, als Theipurs Mutter ihm zurief, es sei Burzìs Sohn. Nach dieser Erkennung erschlugen die iranischen Helden die vereinigten Feinde und trieben sie aus dem Lande. Da sah Burzì, wie Čophoē Ekdast seine Braut mit beiden Armen packte und entführte, und schrie ihm zu, dies sei seine Braut; 'Ihr Unersättlichen', erwiderte jener, 'das ganze Land gehört euch; das Mädchen soll mein sein'. Schon war ihm Burzì nahe, da schleuderte Čophoē Ekdast das Mädchen an eine Wand, dass es starb; aber der Held holte ihn ein und erschlug ihn. Das Reich ward nun wieder dem Burzì zuteil.

14. Gahraman Gathl[1]).

In Xatham Šahar regierte Dağmurad Šah. Er hatte keinen Sohn. Darum riet ihm einst der Pehlevan Aiare-Šer-phanğ, seine Schatzkammer zu öffnen und Geld an die Armen zu verteilen, damit Gott ihm einen Sohn schenke. Der König tat das, und ihm wurde ein Sohn mit zusammengedrückter rechter Hand geboren, der Gahramān Gathl genannt wurde. Die Divs aber beschlossen, den Knaben zu entführen und ihn zu erziehen, um mit seiner Hilfe das feindliche Land zu vernichten. Es gelang ihnen diesen Plan auszuführen. Doch als der zwanzigjährige Gahramān Gathl mit seinem Entführer an einem See vorüberging, gewahrte er in diesem Spiegel, dass er andere Gesichtszüge als sein Begleiter habe, und zwang ihn durch Drohungen ihm seine Abkunft zu offenbaren; als er erfuhr, wer er sei, schickte er den Div heim und suchte in seine Heimat zu gelangen. Allein zog er im Walde umher; lang hing sein Haar über seinen Leib herab, als Waffe diente ihm eine gewaltige Keule, und ein Nashorn, das er gezähmt hatte, war sein Reittier auf der Jagd. Einst traf er auf die Krieger seines Vaters, die nach ihm suchten, und geriet in Kampf mit ihnen. Durch einen Pehlevan, der

1) Vgl. Gathl Gahraman (oben 15, 301). Die ganze Erzählung trägt deutliche Spuren eines uralten Mythus und steht in keinem Zusammenhange mit den uns sonst bekannten Taten der iranischen Helden. Sowohl die Entführung des Königssohnes durch die Divs, wie die bösen Einwohner der Stadt, welche die Sonne durch Staubwolken verdecken, sind wohl auf Astralsagen von Sonnen- und Mondfinsternissen zurückzuführen. Vgl. auch die Erzählung des armenischen Historikers Moses von Chorēne (Venedig 1881 S. 298) von der Entführung des jungen armenischen Königssohnes Artavazdes (des Sohnes des Artašes) durch die Bösen aus dem Geschlechte des Ajdahaks (Astyages): 'Die Nachkommen des Drachen stahlen das Kindlein Artavazd und legten an seiner Statt einen Div in die Wiege'.

die Divensprache verstand, erfuhr er, wer er sei, und wurde von dem Heer ehrenvoll heimgeleitet.

Unterwegs schlug der Pehlevan Aiare-Šer-phanğ dem Helden vor, gegen die Stadt Čarxe[1])-Gardan-gej zu ziehen, um seine dort gefangen gehaltene Tante und den königlichen Pelz zu holen. Als die Einwohner der Stadt den Feind erblickten, setzten sie sofort das grosse Rad in Beweguug, und die Stadt verschwand in dichten Staubwolken. Der Held nahte dem Rade und stürzte sich darauf, um es zum Stillstand zu bringen; allein das Rad schleuderte ihn weit auf einen Felsen. Vom heiligen Sarqis[2]) gerettet, ging er nochmals mit den Pehlevanen zu dem Rade, das er diesmal zum Stehen brachte. Sobald das Rad zerschlagen war, verschwanden die Staubwolken, und die Sonne erschien wieder. Der Held befreite seine Tante und den Pelz, erhob den Tribut für 14 Jahre und machte sich auf den Weg. Er kam dann in eine andere Stadt, wo eine Jungfrau als Königin regierte, bestand mit dieser, die ihm in Männerkleidern entgegentrat, einen Zweikampf und warf sie zu Boden. Da offenbarte ihm die Schöne ihr Geschlecht und versprach ihm, seine Gattin zu werden. So kehrte der Held mit seiner Braut und reicher Beute glücklich heim.

15. Der König Xosrov[3]).

a) **Xosrov-Šah.** Der König Xosrov pflegte täglich auf die Jagd zu gehen, und so oft er an einem am Wege gelegenen Berge vorbeiritt, hörte er daraus eine Stimme ihm zurufen: 'König Xosrov, von Gott wird dir eine Prüfung geschickt: wenn du willst, so geschieht es in deiner Jugend, und wenn du willst, so geschieht es in deinem Alter'. Endlich rief der König seine Veziere zu sich und erzählte ihnen von dem sonderbaren Vorfall; diese rieten ihm, wenn er nochmals die Stimme hören würde, solle er den Wunsch aussprechen, die Prüfung möge ihn in

---

1) Čarx = Rad.

2) Der heilige Sergius spielt im Volksglauben der Armenier eine hervorragende Rolle als Beschützer der verirrten und bei Schneestürmen in Gefahr geratenen Reisenden. Er wird stets auf einem weissen Ross mit einer Lanze in der rechten Hand vorgestellt.

3) Xosrov (persisch) = König. — Der Erzähler ist ein alter Priester in Neu-Bayazet. Obgleich die aus mehreren Motiven zusammengesetzte Erzählung keinen Zusammenhang mit den iranischen Heldensagen hat, ist sie doch, wie die Eigennamen zeigen, sicher persischen Ursprungs. Neben beliebten Märchenmotiven [der Frage, ob man in der Jugend oder im Alter leiden wolle (oben 6, 68 zu Gonzenbach nr. 20), der Königswahl durch einen Vogel, dem aus der Libussasage bekannten Mahl auf einem eisernen Tisch, der durch ein Bildnis erweckten Liebe (Chauvin, Bibliographie arabe 5, 132. 8, 95), dem gewaltigen Atmen (Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 66. 134), dem verschlafenen Stelldichein, dem Lebenskraute (Grimm KHM. 16. Oben 13, 143) und dem vom Ergehen eines entfernten Freundes berichtenden Wasser oder Pflanze (Chauvin 5, 87. 6, 8. 7, 98. Oben S. 67) u. a.] erscheinen auch einige in der Heldensage häufige Episoden (die Heirat in der Fremde, das Verlassen der Frau, das dieser zurückgelassene Armband, der Kampf mit dem nicht erkannten Sohne usw.). Die Erwähnung des Königs Pap und des Vielfressers Qağ Vardan weisen auf den Einfluss der Literatur hin; denn die Historiker schildern Pap als einen bösen armenischen König, welcher Nerses den Grossen, das Oberhaupt der armenischen Kirche und den Retter des Landes im fünften Jahrhundert, in tückischer Weise bei einer Mahlzeit vergiftete, und Qağ Vardan als einen tapferen armenischen Heerführer, der 451 den in das Land eingedrungenen Persern eine blutige Schlacht lieferte und darin den Heldentod fand. Noch heut feiert die armenische Kirche den Tod des Qag Vardan und der Seinigen. Indes ist die Identität jener beiden Helden mit diesen historischen Gestalten sehr fraglich.

der Jugend treffen, damit er sie überstehe. Als nun der König dies tat, erhob sich im Westen eine schwarze Wolke, bedeckte den Himmel und liess unter Donnergetöse Steine herabregnen. Das Windross trug den König in ein fremdes Land und hielt vor der Tür eines Dorfpriesters, der den Fremdling an Sohnesstatt annahm und ihm seine Tochter zur Frau gab. Dem König träumte, wenn sein Speisegefäss nnd sein Zelt aus Eisen wären, werde er sein Reich wieder erlangen. Er lebte nun als Landmann.

Vergeblich forschten die Untertanen nach ihrem verschwundenen König. Man liess den Vogel ausfliegen, um einen neuen König zu wählen, da nach der Landessitte nur der gekrönt werden durfte, auf dessen Kopf sich dieser setzte. Der Vogel stieg dreimal in der Richtung auf, die der König eingeschlagen hatte, und liess sich, von einer Kriegerschar begleitet, auf dem Dache des Priesterhauses nieder. Der König arbeitete auf dem Acker. Erschrocken über das Erscheinen eines Heeres vor ihrem Hause, eilte seine Frau mit dem Mittagessen zu ihm aufs Feld und vergass dabei Teller und Löffel mitzunehmen. Als der König ihre Erzählung vernahm, erkannte er, dass sein Traum in Erfüllung gehe; statt des Tellers benutzte er die Schaufel und bedeckte sich vor dem Regen mit einem Schilde, der ihm das Zelt ersetzte. Dann liess er sich von der Frau den im Hause vergrabenen Topf, in dem er seine königlichen Gewänder versteckt hatte, bringen, zog sie an und trat vor sein Heer, das ihm laut zujauchzte. Darauf machte er sich reisefertig. Als nun die junge Königin den Fuss auf den Steigbügel setzte, knarrte plötzlich ihr Pantoffel[1]); der König aber dachte, das wäre ein Bauchwind, und befahl ihr zornig zurückzubleiben. Er gab ihr sein Armband und seinen Dolch, die sie, falls sie einen Sohn gebäre, diesem an Arm und Gürtel binden solle; gebäre sie aber eine Tochter, so solle sie das kostbare Armband verkaufen.

Die Priestertochter gebar einen Sohn. Dieser zeichnete sich schon als Kind durch ungewöhnliche Kraft aus und war ein Schrecken für seine Gefährten. Als er einst auf dem Saatfelde eine Alte verfolgte, warf diese ihm vor, dass er nicht nach seinem Vater forsche. Heimgekehrt, zwang er seine Mutter unter Drohungen ihm zu offenbaren, wer sein Vater sei, und erhielt von ihr das Armband und den Dolch. Als er glücklich beim König Xosrov anlangte, wurde er von dem Vater an diesen Gegenständen erkannt und Ǧivan[2]) Šah genannt.

b) Ǧivan-Šah. Während der Königssohn auf der Jagd eine Gazelle verfolgte, entfernte er sich von seinem Gefolge und traf unterwegs einen Alten, der Anfang und Ende der Welt wusste und das Schicksal der Menschen wahrsagte[3]). Der Held fragte ihn, wo er sein Liebesglück finden werde; da riet ihm der Alte, er solle die verfallene Brücke seiner Vaterstadt herstellen lassen und, wenn ein Bazrgān (reisender Kaufmann) mit seiner Karawane darüber gehen wolle, ihn daran hindern; sein Vater würde im Zorn darüber ihm eine Ohrfeige versetzen; darauf solle er erbittert das Haus auf drei Jahre verlassen und auf die Suche nach seinem Liebesglücke gehen. Der Königssohn vollführte alles, was ihm der Alte riet, und verliess ergrimmt das Vaterhaus.

Unterwegs stiess er auf neununddreissig Leichen seiner Genossen. Der vierzigste, der noch am Leben war, erzählte ihm, sie seien ihm vom Könige nach-

1) Die Frauenpantoffeln werden im Orient aus farbigem, meist gelbem Saffian gefertigt.

2) Ǧivan (persisch) = Jung.

3) Vgl. den unsterblichen Ut-Napištim des babylonischen Gilgameš-Epos, welcher die Sintflut überlebte und in die Götterschar aufgenommen wurde. Bei seinem Urahn erlangt der Held Gilgameš nach langer Wanderung Heilung seiner Krankheit.

geschickt, um ihn zurückzuholen, aber allesamt von einem Riesen niedergeschlagen worden. Ǧivan Šah ging weiter und fand den Riesen schlafen, während sich von seinem Ein- und Ausatmen die Zimmerdecke hob und neigte. Neben ihm sassen eine Frau und ein Mädchen. Der Held bat sie acht zu geben, dass der Riese, wenn er erwache, ihn nicht hinterlistig töte, und schlief ein. Qašir (so hiess dieser) erwachte und zog sein Schwert, um den Unbekannten zu töten; seine Schwester jedoch hielt ihn zurück. In dem darauf folgenden Kampfe blieb Ǧivan Šah Sieger, und der unterlegene Qašir gab ihm, um sein Leben zu retten, seine Schwester zur Frau.

c) **Ǧivan-Šah bei den Peris.** Nach einiger Zeit bat Ǧivan-Šah den Qašir, ihm die verschlossenen Zimmer des Schlosses zu zeigen. Die ersten sechs Zimmer waren voll von Silber, Gold und Schätzen; vor dem siebenten hielt Qašir an und warnte den Helden, es zu öffnen, da ihn sonst ein Unglück treffen würde. Er gehorchte ihm jedoch nicht, öffnete das Zimmer, in welchem er die Bilder von zwei Schönen erblickte, und fiel ohnmächtig nieder. Qašir wollte ihn töten, doch seine Schwester hielt ihn zurück und brachte den Recken wieder zum Bewusstsein. Nun zog der Königssohn mit Qašir aus, jene beiden Schönen zu suchen, und gelangte zum Schwarzen Berge, wo diese jeden Freitag nachts mit Feuerschwertern in der Hand zum Feuer hinabzusteigen pflegten. In der ersten Freitagnacht wurde der wachende Qašir von den zu dem Feuer hinabgestiegenen Peris entführt, in der zweiten Nacht aber überwältigte sie der Königssohn, band sie zusammen und brachte sie in ihren Palast, wo er den gefangenen Qašir befreite. Danach heiratete er die jüngere Schwester und gab die ältere dem Qašir.

d) **Širin-Šah.** Als Qaširs Frau und Schwester sich guter Hoffnung fühlten, gelobten sie einander, sollte eine einen Knaben und die andere ein Mädchen gebären, diese miteinander zu verheiraten. Wirklich gebar Ǧivan Šahs Frau einen Sohn, den Širin[1])-Šah, Qaširs Frau aber eine Tochter, Bahri. Als sie herangewachsen waren, änderte Qašir seine Absicht und brachte seine Tochter dem König Pap, damit dieser sie dem Sohn des Königs von Qaǧs[2]) vermähle. Als Širin-Šah die Entführung seiner Braut erfuhr, verliess er sofort das Haus und zog aus nach ihr zu forschen. Er gelangte in die Stadt des Königs Pap gerade am Tage der Hochzeit und, indem er den feierlichen Zug erwartete, schlief er auf der Brücke vor der Stadt ein. Bahri bemerkte ihn, als sie an ihm vorbeiging, blieb stehen und schrieb hastig einen Zettel des Inhalts, sie sei zu dem König der Bösen geführt, würde aber, in einer Hand Messer und in der anderen Gift haltend, ihn erwarten und eher sterben, als einem anderen angehören; er möge sie aufsuchen. Den Zettel legte sie zu Häupten des schlafenden Recken nieder und liess den Zug sich in Bewegung setzen[3]). Širin-Šah erwachte, las den Zettel und eilte verzweifelt zu seinem Vater, der ihn wegen seiner Torheit schalt. Širin-Šah schlug den Weg nach der Stadt des bösen Königs ein und kehrte unterwegs in einer fremden Stadt bei einer Alten ein. Von dieser erfuhr er, dass Qaǧ Vardan hier täglich einen Büffel fresse und dass am nächsten Morgen ihre einzige Kuh weggeführt werden solle. Als nun Širin-Šah die Alte in Schutz nahm

---

1) Širin (persisch) = Süss.

2) Qaǧ bedeutet im Altarmenischen den 'Bösen'; im Neuarmenischen erhielt das Wort die Nebenbedeutung 'Tapfer'. In unserer Sage halte ich die ursprüngliche Bedeutung für richtiger.

3) Vgl. die Episode des verschlafenen Stelldicheins mit der Geliebten in der kurdischen Sage 'Siamandò und Xǧezarē' (oben 15, 325). [Kaschmirisch oben 18, 169.]

und den erbitterten Qağ Vardan zum Zweikampf herausforderte, unterlag dieser und rettete sein Leben nur dadurch, dass er seine Tochter Salvi Xuremān dem Helden zur Frau gab. Nach sechs Monaten gedachte Širin-Šah seiner ersten Geliebten und zog weiter sie aufzusuchen. Unterwegs sah er zwei Männer kämpfen und rettete den einen, den funkelnden Johannes, vor seinem Gegner. Zum Dank dafür versprach dieser seine Hilfe dem Befreier, dessen Trinkbecher er mitnahm; sobald das Wasser darin trüb werde, sollte dies bedeuten, dass der Held in Gefahr sei. Ein Meerross trug den Širin-Šah übers Meer, sank aber sofort am Ufer nieder. Der Held fand jedoch ein Wunderkraut, als er eine an seinem Sattel nagende Maus tötete und eine andere Maus diese mittels eines Krauts wiederbelebte; nachdem er sein Ross wieder lebendig gemacht, nahm er das Kraut mit und kam zu dem König der Bösen, dessen Sohn, von einem Schlage getroffen, unbeweglich dalag. Der Recke heilte ihn mit Hilfe des Krauts und gewann dadurch die Gunst des Königs. Er erbot sich, auch Bahri durch Zauberei zur Heirat mit dem Königssohne zu bewegen, nur müsse er eine Nacht bei ihr zubringen. Um die Flucht zu erleichtern, riet Bahri in der bestimmten Nacht dem Širin-Šah, den König zu dem Befehle zu bewegen, dass niemand in der Stadt am nächsten Tage das Haus verlasse, weil sie vor der Hochzeit in den Garten gehen und dort baden wolle. Dies geschah auch, und der Held entführte Bahri auf seinem treuen Ross. Das nachgeschickte Heer schnitt ihm jedoch den Weg ab und zwang ihn zum Kampfe. Da sah der funkelnde Johannes[1]), dass das Wasser in seinem Becher trüb wurde[2]), und war im Nu auf dem Kampfplatze. Die Feinde wurden von Širin-Šah geschlagen, nur ein junger Recke, Dilim Šah, der Sohn der Salvi Xuremān, hielt stand. Da der Held von diesem bedrängt wurde, bestrich er auf Bahris Rat seine Lanze mit Gift, ehe er am nächsten Tage zum Zweikampfe kam. Mit einem Stosse verwundete er den Gegner und warf ihn zu Boden, hob ihn aber sofort auf, als er ihn erkannte, und heilte ihn durch das Wunderkraut[3]). Darauf kehrte er mit Bahri und seinem Sohn zu dem Vater Ğivan-Šah zurück, der den tückischen Qašır tötete und samt seiner Familie, Frauen und Schätzen glücklich in die Stadt des Königs Xosrov gelangte.

München.

---

1) Vgl. den Stimmgewaltigen Ovan (= Johannes) der armenischen Heldensage, der nach den Gestirnen von der seinem Neffen David drohenden Gefahr erfährt und ihm zur Hilfe eilt (oben 12, 266).

2) Durch eine Zaubertasse erfährt der König Key Xosrau bei Firdousi von der Gefangennahme des Bijen.

3) Auch der babylonische Held Gilgameš erlangt mittels eines Wunderkrauts, das er in der Meerestiefe gepflückt, Heilung seiner Krankheit.

Kleine Mitteilungen.

Volkskundliches aus dem Danziger Werder.

Unter dem Titel 'Erinnerungen einer alten Werderanerin' sind in der Unterhaltungsbeilage 'Heimat und Welt', die der Danziger Zeitung Mittwochs beigegeben wird, in den Jahren 1907 und 1908 eine Reihe von Artikeln erschienen, deren Verfasserin, Frau Jenny Wüst, geb. Bulcke, in Danzig, schon öfters ihre besondere Begabung für anschauliche und ansprechende Darstellung bewährt hat. Es sind kleine Kulturbilder, die bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehen und eine ungewöhnliche Frische der Erinnerung atmen, daher denn auch in ihrer schlichten, liebenswürdigen, unaufdringlichen Form in weiten Kreisen Beifall gefunden haben. Sie enthalten nun aber zugleich eine Reihe von Notizen über allerlei Punkte, die Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind und namentlich für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein dürften, so dass es mir geboten erschien, das Wichtigste davon mit den notwendigsten Erläuterungen und Ergänzungen meinerseits hier zusammenzustellen, um es der Vergessenheit zu entreissen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, dass es sich bei diesen 'Erinnerungen' insbesondere um den Danziger Werder handelt, d. h. den Landstrich links von der unteren Weichsel von Dirschau bis Danzig, der von dem sog. 'Grossen Werder' zwischen Weichsel und Nogat und dem Marienburger, bzw. Elbinger Werder rechts von der letzteren ebenso scharf unterschieden wird wie von der Danziger Nehrung, dem 'Seewerder', nördlich von der Elbinger Weichsel[1]). Unverkennbar haben nämlich alle diese einander so nahe liegenden Landesteile trotz mancher Verwandtschaft je ihre volkstümlichen Besonderheiten, die in ihrer Eigenart zweifellos auf der verschiedenen Besiedelung, aber auch auf den Einwirkungen der Nachbarschaft beruhen. So stehts in dem Danziger Werder mit seinen vorwiegend niedersächsischen und daher plattdeutsch sprechenden Ansiedlern — wie sich auch noch weiter unten zeigen wird — namentlich auf der Berührung mit der benachbarten älteren pommerellischen oder kassubischen Bevölkerung.

Es ist ein reichgesegnetes Marschenland, diese Niederung zwischen Weichsel und Mottlau. Und mannigfaltig auch sind ihre Schicksale gewesen. Gewisse Ortsnamen wie Güttland u. a. will man auf die Gothen zurückführen, die ja allerdings einst hier gewohnt haben müssen, — es ist aber auch u. a. die Heimat Max Halbes, dessen hier spielende Dramen den kräftigen Erdgeruch dieser merkwürdigen Scholle deutschen Landes nicht verleugnen können. Doch zur Sache!

Was zunächst das Bauernhaus anbetrifft, so wird auch hier noch als 'früher' vorhanden das prächtige alte Vorlaubenhaus erwähnt, das seinerzeit namentlich Virchows Interesse in so hohem Grade erregte[2]) und seitdem vielfach Gegenstand

1) Siehe die Karte bei L. Passarge, Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, und im übrigen das vortreffliche Werk von F. A. Brandstäter, Land und Leute des Landkreises Danzig, Danzig 1879, S. 196 f., und J. Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Danzig, ebenda 1885, S. 77 ff., neuerdings auch Bertram, Geschichte des Deichverbandes im Danziger Werder, Festschrift usw. Danzig 1908, S. 3 ff.

2) Siehe Zs. f. Ethn. 1891, Verh. S. 786 ff. und daran sich anschliessend: R. Dorr, ebenda 1892, Verh. S. 80 ff. nebst Abbildungen von Vorlaubenhäusern aus Fürstenau bei

der Forschung gewesen ist. Freilich ist das 'alte Werderhaus', wie es oft genannt wird, keineswegs bloss und vielleicht auch nicht ursprünglich westpreussisch. Reicht es doch zwar in Westpreussen, soweit ich feststellen konnte, südlich bis Stangenwalde bei Bischofswerder, aber auch, und zwar als „Landesart“ weit nach Ostpreussen hinein, südlich bis Bogunschöwen bei Liebemühl und östlich bis weit ins Ermland[1]) und vereinzelt bis nach Natangen (Friedland), westlich vereinzelt bis zur Oder. Und im ostpreussischen Oberlande hörte ich dafür auch gelegentlich geradezu den Namen 'Holländer Haus', weil Pr.-Holland als ein Ausstrahlungspunkt dieser Bauweise angesehen ward, deren älteste Beispiele allerdings überall nicht älter sind als etwa höchstens 250 Jahre.

Es handelt sich hier — und es ist wichtig, dies klarzustellen, um zahlreichen und weitverbreiteten Irrtümern und Verwechselungen entgegenzutreten, — um die Vorlaubenhäuser in dem jetzt üblich gewordenen engeren Sinne des Wortes, der einen ganz bestimmten, in seiner Eigenart in jenen Gegenden festgewordenen, einheitlichen, sozusagen individuellen und stark ins Auge fallenden Typus bezeichnet. Einen Typus, der so charakteristisch ist, dass man beinahe versucht ist, ihn auf eine einzelne Person oder doch wenigstens auf einen einzelnen Ort als Ausgangspunkt zurückzuführen. Denn seine Grundform bildet stets ein überall[2]) ursprünglich aus Schurzbohlen (im Gersass) ohne Ständerbalken erbautes einstöckiges, aber mit sehr hohem Dach versehenes Wohnhaus, bei dem die Vorlaube einen aus Unterstock und Dach weit herausspringenden zwei-, ja oft dreistöckigen mächtigen Vorbau ausmacht. Dieser hat unten eine von starken viereckigen Holzsäulen oder -Pfeilern („Ständern“, meist vier, doch auch sechs bis acht)[3]) gebildete, nach drei Seiten hin freie Halle und darüber, stets in Fachwerk, eine weite Oberstube (meist als Vorratsraum oder auch als Kornboden usw. benutzt) mit einem Vordergiebel darüber, der ebenfalls noch Mansardenstuben oder kleinere Bodenräumlichkeiten enthält.

Tiegenhof im „Grossen Werder“ und Lenzen, Kr. Elbing. Übrigens hatten schon vorher sowohl der treffliche A. v. Haxthausen (Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreussen, Königsberg 1839, S. 69ff., mit Abbildungen auf S. 70) als auch L. Passarge (Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, S. 237) und A. F. Violet (Neringia, Danzig 1864, S. 88, ebenfalls mit Abbildungen) auf die typische Eigenart dieser merkwürdigen Bauernhäuser hingewiesen, die „im Reiche“ noch immer ziemlich unbekannt sind. Die Bemerkungen bei Heise, a. a. O. S. 71 und 139 sind unzureichend.

1) Hier allerdings schon vielfach mit dem Ecklaubenhause sich mischend: Ad. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler, Heft VIII, S. 38 und 39 mit Abb. 6 und 7. Vgl. jetzt auch: Das Bauernhaus im Deutschen Reiche usw. Dresden 1901ff., Tafel Ostpreussen Nr. 2 und 3, letztere aus Ebersbach im Kreise Pr.-Holland, der aber nicht zum Ermlande, sondern zum Oberlande gehört, und die fleissige Dissertation von M. Philipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde, Greifswald 1906, S. 50ff., der nur nicht die Vorlaubenhäuser als eine ermländische Besonderheit hätte ansehen dürfen — ein nachbarlicher Besuch auf der Elbinger Höhe konnte ihn eines Besseren belehren — und mit Unrecht aus den nebeneinander stehenden Formen eine unerweisliche Entwicklungsreihe konstruiert.

2) Und so auch in den Werdern: Violet, Neringia S. 87. Die scharfen Unterschiede des Schurzbohlenbaus vom Rundholz- sowohl wie vom Balken- oder Kantholzblockbau zeigt z. B. die Abbildung bei A. Boetticher, a. a. O. Heft III, S. 23, im Vergleich mit R. Meringer, Das deutsche Haus, Leipzig 1906, S. 44f., Abb. 61 und 63, und Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, ebenda 1907, S. 8, Abb. 3. — Siehe auch H. Lutsch, Wanderungen, Berlin 1888, S. 22ff.

3) Hin und wieder nach dem Reichtum der Besitzer, nämlich nach der Zahl der Gespanne.

Es sind somit diese — sagen wir immerhin einstweilen Werderschen — Vorlaubenhäuser auf das schärfste zu scheiden einerseits von den pommerellischen (kassubischen und hinterpommerschen) Giebellaubenhäusern, die stets unter einem, und zwar meist ziemlich niedrigen Dache eine „Laube" als ständergetragene Vorhalle besitzen und deren Besonderheit ebenfalls zuerst A. v. Haxthausen (S. 70 mit Abbildung) klar erkannt hat[1]). Aber auch die einfacheren, früher in Ost- und Westpreussen weitverbreiteten eingeschossigen Bauernhäuser im Schurzholzbau, die auf ihrer Längsseite, der Dorfstrasse zugekehrt, vor dem Eingange zu ebener Erde oder höchstens einige wenige Stufen hoch eine gewöhnliche, aus Lattenwerk hergestellte, meist berankte Laube nach Art der Gartenlauben haben, und die man ebenfalls „Vorlaubenhäuser" nennen könnte[2]), gehören einem anderen, durchaus verschiedenen Typus an — woraus schon klar werden dürfte, wie mannigfaltige Hausformen gerade in der Ostmark nebeneinander vorhanden waren und in Überresten zum Teil noch jetzt sich vorfinden. Eine Tatsache, die meines Erachtens in ihrer Wichtigkeit noch keineswegs genügend gewürdigt worden ist.

Dass der Name der Lauben aber bei unseren Vorlaubenhäusern, wo er eigentlich eine Durchfuhrhalle bezeichnet, von den 'Lauben', d. h. den Arkaden der Marktplätze in den Ordensstädten[3]) entlehnt ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Erhalten aber haben sich von älteren Häusern dieser Art im Grossen und Danziger Werder, sowie auf der Danziger Nehrung nur wenige, mehr dagegen auf der Elbinger Höhe (siehe z. B. A. Bludau, Oberland, Ermland usw., Stuttgart 1901, S. 300, Abbildung und C. Pudor, Die Stadt Elbing und ihre Umgebung 1908 S. 15f.) und in stattlicher, ja imponierender Grösse und Schönheit im Elbinger Werder (ebenda S. 22f.), aber auch sonst in Westpreussen, besonders in den Kreisen Marienwerder, Stuhm, Rosenberg (B. Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler 12, 227ff., mit dankenswerten Grundrissen einfacher Bauten), wie in Ostpreussen in den Kreisen Pr. Holland, Mohrungen und im nordwestlichen Teil des Kreises Osterode. Ja sie finden sich, wenn man nur sucht, doch noch ziemlich zahlreich in den entlegeneren Dörfern und 'Abbauten'. Freilich ist dabei oft genug der

---

1) Später haben A. Meitzen (Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen Berlin 1882, S 157 mit einer vielfach nachgedruckten Abbildung, und Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römern, Finnen und Slawen, ebenda 1895, S. 517), R Henning (Das deutsche Haus, Strassburg 1882) und H. Hacker (Über westpreussische Wohnhäuser im nordischen Typus, Zeitschr. des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1883, S. 27ff., und Mitteilungen des westpr. Architektenvereins 4, 33. 1885) wertvolle Beiträge zur Kenntnis dieser Hausform geliefert. Auch das durch J. Gulgowski gerettete 'kassubische Bauernhaus' zu Sanddorf (Wdzydze), Kreis Berent, gehört diesem Typus an: Denkmalpflege in der Provinz Westpreussen 1906, Bericht des Provinzialkonservators B. Schmid, Danzig 1907, desgl für 1907, ebenda 1908, und Zeitschrift für Denkmalpflege, Berlin 1907, Nr. 7. — Doch vgl. auch das Löwinghûs in der Neumark: A. G. Meyer, Zs f. Ethn 1890, Verh. S. 527, und jetzt 'Das Bauernhaus', Taf. Brandenburg Nr. 4, Fig. 8 (Zöckerick), v. Niessen, Besiedelung S. 30f.

2) Interessante Analoga dazu aus der sächsischen Lausitz siehe bei O. Gruner, Haus und Hof im sächs. Dorfe (R. Wuttke, Sächs. Volkskunde. 2. Aufl. Dresden 1900), S. 409, und aus Thüringen bei Karl Schmidt, ebenda S. 476.

3) Am bekanntesten sind ja die 'Hohen und Niederen Lauben' zu Marienburg. Doch haben namentlich auch die ermländischen Städte sich solche noch bis heute bewahrt, ebenso in Westpreussen u. a. Christburg, Marienwerder und Mewe. Dass auch die 'Lauben' schweizerischer und oberdeutscher Städte (Bern u. a.) auf italienische Vorbilder (Bologna u. a.) zurückgehen, ist bekannt.

alte Holzbau, dessen Färbung mit der Zeit so schön sammetbraun wird, vielfach durch Ziegelbau usw. ersetzt, anderseits aber der Fachwerkbau durch den weissen Anstrich der Füllungen, die meist früher lediglich aus Stakwerk oder auch nur aus Lehmpatzen (M. Philipp, S. 68) bestanden, charakteristisch in seiner reizvollen Gliederung hervorgehoben.

Über den Ursprung dieser eigenartigen Hausform gehen ja allerdings trotz mehrfacher neuerer Erörterungen noch immer die Ansichten der Kundigen weit auseinander — ob altindogermanisch, ob slawisch-germanisch, nordisch, englisch, altpreussisch, fränkisch, oder — wofür ich mich aus mancherlei Gründen entscheiden möchte — niederländisch. Doch das wenigstens ist offensichtlich: unhaltbar ist es, wenn man einfach den Schurzholzbau für slawisch, den Fachwerkbau für germanisch hat erklären wollen. Vielmehr scheint es sich auch hier zu bestätigen, dass der Germane es liebt, in die Höhe zu bauen, während der Slawe gern zu ebener Erde bleibt. Eine abschliessende zusammenfassende Behandlung des Gegenstandes wäre jedenfalls ein höchst dankenswertes Unternehmen[1]).

Vorstehendes war erforderlich, um verständlich zu machen, wie die Verfasserin der 'Erinnerungen' zu dem bisher bekannten allgemeineren Bilde der alten Werderschen Vorlaubenhäuser eine ganze Reihe von reizvollen intimeren Zügen hinzugefügt, die nicht nur jenes Bild in charakteristischer Weise vervollständigen, sondern auch gewisse verbreitete Irrtümer beseitigen können. Ich führe insbesondere das Folgende an:

Die weitvorspringende 'Vorlaube' selber (auf der Danziger Nehrung „Verlöw": Violet, Neringia S. 87) war auch hier von mächtigen, auf einzelnen Granitblöcken ruhenden Eichenbalken getragen. Der etwas düstere, weil ganz zu ebener Erde gelegene und oben durch die breite Decke völlig bedeckte Raum war mit „kirchstuhlartigen, in den Fussboden fest eingelassenen" Eckbänken versehen, konnte aber auch bei festlichen Gelegenheiten mit Brettern verschlagen und dadurch in einen geräumigen Saal, ausreichend selbst zu grossem hochzeitlichen Tanze, verwandelt werden.

Den Eingang zum Hause, und zwar den Haupteingang, bildet alsdann, wie es früher gewöhnlich war, jetzt aber auch bei den noch erhaltenen Vorlaubenhäusern fast gänzlich verschwunden ist, eine Doppeltür, genauer halbgeteilte Tür, die aus Ober- und Untertür besteht. Tagsüber war nur die erstere geschlossen, auf die gelehnt der Hausherr das Wetter und wohl auch die Vorkommnisse der Dorf-

---

1) Von neueren Erwähnungen dieser interessanten ost- und westpreussischen Holzbauten, soweit sie mir bekannt und zugänglich geworden sind, hebe ich noch hervor: H. Frischbier, Preussisches Wörterbuch, Berlin 1882 ff. 2, 449, A. Treichel, Verh. der Berliner anthropol. Ges., Zs. f. Ethn. 1888, S. 292 ff. und 1889, S. 190 ff., A. Bötticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreussen, Heft VIII, Königsberg 1898, S. 33 und S. 60 mit Abb. 70 auf S. 69 (aus Hagenau), H. Lutsch, Neuere Veröffentlichungen usw. Berlin 1897, S. 56 ff., B. Schmid, Westpr. Holzbauten, in den Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, Jahrg. 3 (1904), S. 26 ff., A. Lindner, Kunst und Handwerk in Westpreussen, Festschrift der Handwerkskammer zu Danzig für die Techn. Hochschule daselbst, ebenda 1904, S. 19 ff. Die Besprechung von Neuhaus ist mir leider unzugänglich geblieben. Dass meist die verschiedenen Formen nicht scharf genug unterschieden werden, ergibt sich schon aus dem Obigen. Für Ostpreussen wird hoffentlich die vom Provinzialkonservator in Aussicht gestellte Veröffentlichung über die in den letzten Jahren in der genannten Provinz aufgenommenen Bauernhäuser usw. die einzelnen Typen in genauen architektonischen Rissen festhalten, ehe sie ganz verschwinden. Das Modell eines Vorlaubenhauses befindet sich nach Bludau im Parke zu Schlobitten, andere in den Sammlungen zu Mühlhausen Ostpr. und Braunsberg.

strasse zu beobachten pflegte. Überraschend einfach war der Verschluss, der nur aus einer inwendig angebrachten Klinke bestand. Durch einen schmalen Lederriemen (anderwärts auch eine einfache Schnur), Senkel genannt, der durch ein kleines Loch hindurchgesteckt oder auch einfach über die Oberkante gelegt ward, konnte die Klinke in die Höhe gezogen und die Tür dadurch geöffnet werden. Nachts wurde kurzerhand der Senkel hereingenommen, und so war denn die Tür von innen verschlossen. Und damit begnügte man sich in der guten alten Zeit, als es noch keine Einbrecher und Diebe gab.

Im Innern gab es ausser einigen Schlafkammern und Nebenräumen, 'Stäfkes' oder 'Stäwkes' genannt, nur zwei mächtige, weite Räume, die mit ihrer Balkendecke noch niedriger erscheinen mussten, als sie waren, aber einen überaus gemütlichen Eindruck machten, wie es auch jetzt noch vielfach bei den übrig gebliebenen Häusern dieser Art der Fall ist.

Zunächst, wenn man die Schwelle überschritten hatte, kam man in den grossen Flur[1]), 'Vorhaus' genannt, der sein Licht nur durch die geöffnete Obertür und ein Nebenfester, sonst auch wohl nur noch durch ein oder zwei Guckfenster ('Augenlöcher'), höchstens ein oder zwei Halbfenster erhielt. „Trotz des steten Dämmerlichtes, das in diesem Raume herrschte, sah es dort immer ganz festlich aus. Das machten die vielen alten Erntekronen, welche in Reihen, die ältesten schon nussbraun, von der Balkendecke, über den Esstisch der Leute hinweg, herniederhingen und dem ganzen Hause den ihm eigentümlichen Geruch von Moder und trockenen Blumen gaben." Denn in der Mitte des Vorhauses „stand ein langer, schweeweiss gescheuerter Tisch, an dem die Knechte täglich ihre Mahlzeiten einnahmen. Diesem Tische einen sicheren Stand zu geben, war nicht leicht, denn die Dielen des Fussbodens hatten sich so geworfen, dass sie stellenweise wie Kartenhäuschen aneinander lehnten."

Der zweite grosse Raum, 'die Stube', war mit dem steifen Ehrensofa, der Ofenbank und namentlich dem mächtigen, aus blauen Delfter Kacheln erbauten Ofen, auf dem die ganze biblische Geschichte in drastisch-anschaulicher Weise dargestellt war, ein „Bild altbäuerlicher Reputierlichkeit". Sie lag, wie üblich, seitwärts vom Vorhause und reichte bis zum Giebel. Die wenigen Fenster, teils nach der Dorfstrasse, teils nach den 'Krautstücken' (mit Buchsbaum eingefassten Blumenbeeten) des seitlich gelegenen Gartens[2]) gehend, hatten Scheiben, die noch mit Blei gefasst waren[3]), was heutzutage bei den übrig gebliebenen Vorlaubenhäusern ein grosse Seltenheit ist.

Ein besonders interessanter Raum im alten Werderhause war dann der sogenannte 'Päserwinkel'. Er befand sich stets ziemlich genau in der Mitte des Hauses unter dem Hauptschornsteine, der meist auch, falls nicht Anbauten oder Veränderungen eingetreten waren, der einzige war, und entsprach im allgemeinen der „schwarzen Küche", die in der Ostmark einstmals eine so grosse Rolle spielte (s. unten S. 164). Von ihm aus wurden die grossen Öfen des Hauses, meist zwei

---

1) Denselben als 'Diele' zu bezeichnen, hat keinerlei Berechtigung und ist nur geeignet, Missverständnisse hervorzurufen. Er ward, soweit bekannt, niemals so genannt.

2) Von diesen 'Krautstücken' wurden insbesondere die 'Krîtkes' oder 'Krütkes' entnommen, d. h. die kleinen grünen Sträusse, die die Frauen Sonntags auf dem Gesangbuche mit zur Kirche nahmen und für die sogar im Kirchengestühl besondere Löcher angebracht waren. (Freundliche Mitteilung des Herrn Geheimrat Dr. Wüst hierselbst).

3) Vgl. die Abbildung bei Violet, Neringia S. 166: Das Innere einer alten Nehrunger Bauernstube „wie sie früher war". Dort auch neben dem grossen Ofen das Seitenkamin, die Ofenbank und die charakteristischen Möbel.

oder drei, beheizt, und zwar vorzugsweise mit Stroh, Schilf und nach Passarge, S. 220, ehemals wohl auch hier und da mit Dünger, die früher das Hauptheizungsmaterial ausmachten[1]). Schon früh vor Tage hatte im Winter der Küchenjunge, „Paserjunge, Päserjunge, auch Owepäsricx, Åwepäsrick" genannt (Frischbier, Wörterbuch 2, 124), allenfalls auch wohl ein unglückliches 'Päsermäke' das besondere Geschäft, Feuer anzumachen und die Strohbündelchen einzeln ins Feuer zu werfen — und das langsame Anheizen und Hinhalten des Ofenfeuers mit Stroh ist eben die Grundbedeutung des noch jetzt vielgehörten Ausdrucks 'päsern', auch 'pesern' oder 'pasern'. Der offene Schornstein nahm die verschiedenen Heizröhren auf, und der ganze Raum war auch früher wohl überall, wie hier, die eigentliche Küche gewesen, während diese später bei höheren Ansprüchen in einen Anbau oder Seitenraum verlegt ward.

Das Dach war ehemals — und auch das war früher wohl überall der Fall — ein Strohdach gewesen, später mit 'Pfannen' (Dachziegeln) gedeckt, aber vor Alterschwäche bereits tief eingesunken und wie so oft grün bewachsen. Die einstmals kaum je fehlenden Giebelverzierungen, die in grosser Mannigfaltigkeit bald als Windbrettpuppen, bald als Windberge[2]), auch wohl als 'Windmännerchen' und dergleichen erschienen, waren anscheinend nicht mehr vorhanden!

Und so stand denn, wie die Verfasserin der 'Erinnerungen' sagt, das alte Vorlaubenhaus da, „breit, niedrig, zusammengedrückt, ein Überbleibsel aus Urväterzeiten".

Daneben aber findet sich — und das ist besonders bemerkenswert — mehrfach auch das Beischlaghaus erwähnt, und zwar jedesmal als das Haus des Schulzen, eines wohlhabenden Grossbauern oder Hofbesitzers, Ortsvorstehers usw. — wenn auch die Reichsten immer die stattlichen Vorlaubenhäuser besassen.

Bekannt genug sind ja die architektonisch oft so reizvoll ausgebildeten 'Beischläge' vor den alten Stadthäusern in Danzig, über die es eine ganze Literatur gibt, schon weniger die in Elbing (siehe z. B. die Abbildungen bei C. Pudor, Elbing S. 12 und 13) und einigen kleineren Städten und fast unbekannt die 'Wolme' in Altkönigsberg (R. Armstedt, Geschichte der Stadt Königsberg. Stuttgart 1899, S. 46). Doch alle diese städtischen Beischläge befinden sich an mehr-, oft vielstöckigen Giebelhäusern, meist in niederländischer Spätrenaissance, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wenngleich ihre Herkunft noch immer einigermassen dunkel ist. Ziemlich unbeachtet aber sind daneben die ländlichen Beischlaghäuser geblieben, bei denen der Beischlag ausnahmslos auf der einen Längsseite, und zwar fast immer der vorderen[3]) vor der Haupteingangstür („nur für

1) Bei den mächtigen Strohernten im Werder, die anderweit gar nicht verwertet werden konnten, war insbesondere an Stroh stets reichlicher Vorrat in Diemen, in der Nähe der Höfe aufgehäuft, doch liess man auch noch zu Heizungszwecken absichtlich besonders hohes Stoppelstroh bei der Ernte stehen, das dann allmählich nach Bedarf abgemäht ward.

2) Siehe E. Schnippel, Fischermarken und Giebelkronen aus Hela, Danzig 1904, S. 28, Anm. Die stark vergoldeten Wetterfahnen, welche auf den Höfen der reichen Besitzer in den Werdern prangten, hatten im Jahre 1806 sogar die Begehrlichkeit der Franzosen erregt neben den reichen Schätzen an Silbergerät und dergleichen: Passarge a. a. O. S. 219.

3) Wenn gelegentlich der Beischlag sich auf der Rückseite, also dem Hofe zu befindet, so hat der 'Herr' die Möglichkeit, diesen stets von hier aus zu übersehen und die Wirtschaft zu kontrollieren. Meist freilich ist der Beischlag der Lieblingsaufenthalt der weiblichen Familienmitglieder. Ob der von Violet als 'Utkiek' bezeichnete Altan mit dem Beischlag identisch ist, habe ich nicht ermitteln können.

Herrschaften“ würde der Berliner sagen) sich befindet, in Gestalt eines nahezu quadratischen Altans, zu dem eine mehrstufige, meist drei- bis zehnstufige, breite Freitreppe von der Dorfstrasse hinaufführt. Er ruht selber auf festen Holzpfählen oder gemauerten Pfeilern und liegt in gleicher Ebene mit den zum Teil unterkellerten Wohnräumen. Stets ist der Beischlag oben mit einem Holzgeländer eingefasst und beiderseits vom Eingange mit Bänken versehen, auf denen man sich gern — auch mit lieben Nachbarn und Freunden — zum Plauderstündchen, doch ebenso gelegentlich zur Erledigung von allerlei geschäftlichen Besorgungen (mit dem Fleischer, dem ‘Juden’, dem Postboten usw.) einfindet.

Ausnahmslos ist ein solches Haus einstöckig, höchstens bisweilen in der Mitte über dem Beischlag mit einer Oberstube in einem giebelartigen Aufbau (Drempel oder Trempel) oder auch nur mit einem etwas grösseren Dachfenster in der bekannten geschweiften Form versehen. Es ist eben ausschliesslich Wohnhaus. Dahinter dehnt sich der viereckige, von den Wirtschaftsgebäuden und Ställen umgebene Hof aus; davor bis zur Dorfstrasse befinden sich zwei kleine Vorgärten. Die Einfahrten, meist zwei, liegen an den Giebelseiten des Wohnhauses.

Die Raumverteilung im Innern hat viel Ähnlichkeit mit der des Vorlaubenhauses. Auch hier gibt es ein Vorhaus, in dem ebenfalls die Erntekronen vieler Jahre aufgehängt sind, eine besondere Leutestube (‘Lüdstäwke’) ist für das Gesinde bestimmt, und den Mittelpunkt bildet, auch in der Firstlinie des Hauses gelegen, die schwarze Küche[1]), in deren Oberraum auch die Schinken und Würste geräuchert werden, unmittelbar unter dem mächtigen, nach oben zu sich verjüngenden, offenen Schornstein.

Noch vor einem Menschenalter waren derartige Häuser in ganz Ost- und Westpreussen auf dem Lande vielfach vorhanden, als ältere und einfachere Herrenhäuser[2]), aber auch als Pfarrhäuser, Domänenpächterhäuser und dergleichen, ebenso in den kleineren Landstädten als Vorstadthäuser, einfachere Villen usw. Fast immer war die geschilderte typische Form ganz unverkennbar, auch wenn der Bau selbst ein jüngerer und nur der altbewährten Bauweise sich anlehnender war. Zugleich war auch bei diesen Häusern vielfach der alte Schurzbohlen- oder Gersassbau noch erhalten oder doch als der ursprüngliche erkenntlich. Jetzt sind sie selten geworden oder umgebaut, und die alten Beischläge sind mit Glaswänden, Eisengittern oder Lattenlauben versehen und so in ihrer alten Gestalt nicht mehr sogleich erkenntlich. Ihre nächsten Analogien aber findet diese merkwürdige Form des ländlichen Beischlaghauses in dem ‘gegrēdeten’ altgermanischen Hochsaal einerseits und dem russisch-polnischen Herrenhause andererseits, das, ein echtes Flachlandhaus, durch die Erhöhung sich unter den zu plattester ebener Erde gelegenen Instkaten als das vornehmste im Dorfe emporhebt. Und da ist es denn eine bemerkenswerte Mitteilung, die ich Herrn J. Gulgowski verdanke, dass Beischlaghäuser mit Altan und breiter Freitreppe auf der vorderen Längs-

---

1) Schon A. v. Haxthausen machte auf diese eigentümliche Form der Heiz- und Herdanlage aufmerksam, die vielfach als das ‘polnische Kamin’ bezeichnet wird (Verfassung S. 71 mit Abbildung); vgl. auch H. Hacker, a. a. O. S. 27 ff. mit Abbildung, F. Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Braunschweig 1902, S. 479 mit Fig. 206 (nach einem Modell im Posener Museum) und jetzt ‘Das Bauernhaus’, Taf. Westpreussen Nr. 2, Fig. 3 (Durchschnitt) aus Koslinka bei Tuchel, und Taf. Brandenburg Nr. 4 aus Alt-Blossin. Ich lasse dahingestellt, ob die typische Gestaltung der schwarzen Küche erst eine Folge der preussischen Feuerschutzverordnungen (Haxthausen a. a. O. S. 71, v. Rönne, Baupolizei des pr. Staats 1872, S. 754) oder älteren Ursprungs ist.

2) Ein Prachtbeispiel aus Littschen, Kr. Marienwerder, bei Heise XI, 30.

seite einst gerade auch in der Kassubei als „schlachecky domki“, d. h. ‘Edelmannshäuser’, üblich waren. —

Noch gab es im Dorfe vor 50 Jahren die ‘Hakenbude’, nach der mittelalterlichen Bezeichnung die Hökerei mit Krugwirtschaft, wo die ‘Nachbarn’ sich nach dem Abendbrote versammeln — aber auch noch die ‘Temnitz’, das Dorfgefängnis (Frischbier, Wörterbuch 2, 398) — Bezeichnungen, die nunmehr wohl auch überall ausgestorben sind. Freilich — das ‘Noberbier’ (Nachbarbier), insbesondere zum Anzuge eines neuen Hofbesitzers, hat sich noch jetzt, und zwar in strenger, kastenmässiger Ausschliesslichkeit erhalten (nach F. W. Dietert-Dembowski „Aus dem Danziger Werder“ in der Beilage der Danziger Neuesten Nachrichten 1908, Nr. 47). Über die ‘Dorfkate’ endlich s. S. 169 oben.

Die Hausmarke, hier ‘das Hofmark’ genannt, haftet nicht wie z. B. bei den Fischern von Hela[1]) an der Person, sondern am ‘Hofe’ und ist daher auch in seiner starren geradlinigen Gestalt unveränderlich. Es gilt als von alters her überliefert und ist insbesondere im Querbalken über der Haustür eingestemmt, gewissermassen als Abzeichen und Name des Hofes. Aber auch „jedes Pferdegeschirr und jeder Paartopf“ wurde damit gezeichnet. „Wechselte der Besitzer, so verblieb doch das Zeichen dem Hofe, die Person des Besitzers hatte keinen Anspruch darauf“. (Vgl. L. Passarge, Weichseldelta S. 237 und 348ff.). —

Was die Jahreszeiten anbetrifft, so finden sich Besonderheiten erwähnt zunächst beim Jahreswechsel. Das alte Jahr wird nicht nur durch die in ganz Ost- und Westpreussen bis auf den heutigen Tag verbreiteten Silvestergebräuche, Zinngiessen, ‘Schlorrchenschmeissen’, d. h. Pantoffelwerfen (siehe Frischbier, u. d. W.), Schiffchenschwimmen und Lotto[2]) in den Familien in Scherz und Ernst beendigt — denn in der Neujahrsnacht steht den Frauen eine Befragung des Schicksals von Urzeiten her frei —, sondern namentlich auch von den jungen Knechten mit den Peitschen ausgeknallt, was deren besonderes Vergnügen ist[3]). Vom ‘Herrn’ empfangen sie dazu neue ‘Spitzgeisseln’ an die Peitschenschnüre, namentlich aber von der Wirtschafterin ‘gute Aalshaut’, die in lange schmale Streifen zerschnitten ward und woraus die Schmitzen am besten hergestellt werden können[4]). Aber auch, wenn dann um Mitternacht das Jahr ‘jung

1) S. E. Schnippel, Fischermarken S. 10, womit jetzt zu vergleichen ist A. Haas, Volkskundliches von der Halbinsel Mönchgut, Progr. d. Schiller-Realgymnasiums zu Stettin 1905, S. 7.

2) ‘Glückgreifen’ (siehe E. Lemke, ‘Brandenburgia’, Jahrgang XV, 1907, S. 406, M. Philipp, Ermländische Volkskunde S. 133) und das von Violet erwähnte, mir unbekannte Kreuzwegfegen war im Danziger Werder dagegen nicht üblich. Wohl aber war es ein beliebter Scherz, dass die jungen Mädchen, auf einer liegenden Flasche sitzend, eine Nähnadel einzufädeln versuchten. Gelingt es ihnen, so wird noch in demselben Jahre die Aussteuer genäht (ähnlich E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 1, 3. Mohrungen 1887).

3) Auch das weit verbreitete Brummtopflied spielte am Silvesterabend eine grosse Rolle, wie auch wohl noch heute. Die von Frau Wüst mitgeteilte Version weicht nur in wenigen Varianten von den sonst bekannten ab (siehe z. B. Violet, Neringia S. 118, Frischbier, Volksreime, Berlin 1867, S. 212ff., und Wörterbuch I, S. 113, E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 1, 30ff., M. Philipp, Ermld. Vk. S. 128f., der dabei auch auf W. Grimm, Kl. Schriften 1, 378, und Uhland, Schriften 3, 256 verweist). Auch schon am Weihnachtsheiligenabend (wie anderwärts vom 1. Advent oder dem St. Nikolaustage — 6. Dezember — bis zum Epiphaniasfeste) ziehen die Maskierten mit dem Brummtopf herum und werden dann geradezu bezeichnet als ‘Heiliger Chrest’.

4) Auch ein fein gezwirntes ‘Platzband’ ward als Endstück der Peitschenschnur von den Knechten zur Erzeugung eines scharfen Knalles gern an die Peitschen angebunden. „Aber über die Aalshaut ging beim Platzen nichts“. Vgl. unten S. 167.

wird', geben sie, um es zu begrüssen, ihrer Freude durch kräftiges Knallen Ausdruck, denn „wenn 'n Prinz geboren is, dann wird auch geschossen“. Und mit diesem 'Ausknallen' mag denn z. B. das schon von Chr. G. Haltaus, Jahrzeitbuch des deutschen Mittelalters, in der deutschen Bearbeitung, Erlangen 1797, S. 72, erwähnte Neujahrsanschiessen verglichen werden.

Die Erntefestmahlzeit für die 'Leute' heisst 'Austkäst' von 'Aust', der verbreiteten niederdeutschen, aus dem Namen des Monats August entstandenen Bezeichnung für 'Ernte' überhaupt, und 'Käst' oder 'Kost' (siehe Schiller-Lübben u. d. W.), d. h. 'Mahlzeit', was von 'kosten' herkommt. Erntekrone und die Puppe auf dem letzten Fuder[1]) sind wie anderwärts. Auch das Begiessen — zum 'Plonn', d. h. zum letzten Fuder, wie es z. B. im ganzen südlichen Ostpreussen heisst — ist wenigstens in der Ostmark[2]) noch jetzt wohlbekannt; im Danziger Werder ward insbesondere der 'Jüngstknecht' am Hoftor in dieser Weise empfangen. Eine Besonderheit dagegen ist wohl die, dass der letzte Erntewagen von den 'Jungen' mit Klappern versehen ward, eine Sitte, die ich sonst nur noch aus der Gegend von Saalfeld in Ostpreussen kenne (vgl. E. Lemke, Volkstümliches 1, 24). Meist wurden an der Nabe des Rades ein oder mehrere Stäbe befestigt, die beim Fahren an die Speichen anschlugen und einen Höllenlärm verursachten, doch ward auch, wie mir berichtet wird, „neben der Achse ein junger Weissbuchenbaum zwischen die letzten Räder gesteckt, so dass er an die Felgen anschlug“ — was mir aber nicht ganz klar ist[3]).

Einen wichtigen Jahresabschnitt bedeutet sodann die 'Bullpulstid', deren Bezeichnung sich wohl kaum in irgend einem deutschen Idiotikon finden dürfte. Es ist die auf die eigentliche Ernte ('Aust') folgende Kartoffelernte, denn die 'Bullen' sind die Kartoffeln, vom kassubischen 'bulwa', was seiner Herkunft nach dunkel ist, am wahrscheinlichsten noch mit lat. cepula, Zwiebel (oder bulbus gleich griechisch βολβός?) zusammenhängt, und dem allgemein niederdeutschen 'pulen', d. h. ausschälen, herausklauben, das sich wohl vom lat. pellis usw. herleitet. Ist die Kartoffelernte vorbei, dann tritt im Leben des Landmannes eine Ruhezeit ein. Jetzt können auch Mechel (Michel) und seine Len' einander heiraten.

---

1) Auf der Danziger Nehrung hiess die Puppe 'Der' oder 'Die Alte' (Violet, Neringia S. 161f.), auch 'Kornmoder' oder 'Howerbrut', d. h. Haferbraut; erstere Bezeichnung ist aber auch jetzt noch auf den Werdern allgemein bekannt. „Die Alte erhält gewöhnlich einen Hut auf den Kopf und einen Stock in die Hand und wird hoch auf den Erntewagen gestellt.“ Den bekränzten Vorgänger, der die Erntekrone trägt, erwähnt schon A. Hartwich, Geographisch-historische Landesbeschreibung derer Dreyen . . . Werdern, Königsberg 1722 und Danzig 1753, S. 348. Über die 'Alte' siehe besonders auch W. Mannhardt, Baumkultus S. 191ff. und anderwärts.

2) Über 'Plân' oder 'Plôn' siehe Frischbier, Wörterbuch 2, 160. — Im ostpreussischen Oberlande wird zum Teil noch bis auf den heutigen Tag auch die Herrschaft selber samt etwaigen Gästen beim Einbringen der Erntekrone von den Knechten und Mägden recht tüchtig 'gegossen'.

3) Violet, Neringia S. 161, sagt: „Zwischen der einen Leiter des Erntewagens stecken die Knechte einen starken Knüttel, dessen Spitze die Speichen des Rades berührt, wodurch beim Fahren ein Geklapper entsteht ähnlich dem einer Schnarre“, und ferner: wenn „die Alte mit der Klapper“ kommt, wird sie von den Mägden an der Scheune jubelnd empfangen und mit Wasser begossen. Man ruft sich auch wohl bei diesem Scherze zu: „Du hast den Ohlen un most em beholen!“ Aus der Marienwerderer Gegend wird mir berichtet, dass dort früher ein Schnitter neben der letzten Fuhre herging, die Sense nach Art einer Schnarre an die Speichen des letzten Rades anhielt und so ein klapperndes Geräusch erzeugte.

In der Zeit vor Weihnachten findet das grosse Schweineschlachten statt, genannt 'die Schlacht' (auf der Danziger Nehrung 'die Schweinekest'), die Frau Wüst höchst anschaulich und ergötzlich schildert; da wird (hier und dort auch noch jetzt!) für den ganzen Winter eingeschlachtet, auf den grossen Höfen bis zum Dutzend fetter Schweine und noch mehr. Und dabei gibt es dann der Arbeit gar viel, wobei die Nachbarn einander freundwillig helfen, aber auch die Armen des Dorfes nicht vergessen werden und ein gemeinschaftliches Mahl, eben die 'Schweinekest', am Abend alle vereinigt (vgl. Violet, Neringia S. 129). Nebenbei erfahren wir hier von Frau Wüst authentisch den Ursprung des in Ost- und Westpreussen oft gehörten Ausdruckes „Machandel mit dem Knüppel". Denn der Tiegenhöfer Wacholderbranntwein, der diesen wunderlichen Namen führt, mit reichlichem Zucker darin, spielte bei dieser 'Kost' eine grosse Rolle, und in dem grossen Glase, worin er die Runde machte, befand sich ein 'Röhrstockske' zum Umrühren, genannt 'der Knöppel' (vgl. Passarge, Weichseldelta S. 220).

Die Hauptkest freilich ist das Hochzeitsmahl und Hochzeitmachen heisst hierzulande 'Käste make'. Während aber anderwärts der Platzmeister (von 'platzen', d. h. mit der Peitsche knallen, siehe oben 'Platzband' S. 165, Anm. 4) als Hochzeitsbitter erscheint, finden wir hier, was ich sonst nur noch vereinzelt im Ermlande gefunden habe, an dessen Stelle ein weibliches Wesen, die 'Kästebeddersche', wieder ein Ausdruck, den kein Lexikon darbietet, als Hochzeitsbitterin! Ich kann mir nicht versagen, die allerliebste Beschreibung hierherzusetzen, die von dieser wichtigen Persönlichkeit gemacht wird — zugleich als eine Probe des Werderschen Platt:

Wenn die Kästebeddersche ging dorch det Dörp,
Wat gaw't för'n Oppstand! Herrje!
Meist wär't oll Schwahnsche, 'n spashaftget Wiew,
On rede kunn Keene, wie de!
Met 'ne siedne Huw, joa wörklich von Sied,
Op jeder Back Bloome daran,
Dat Schnuwdook fest an e Zippel gepackt,
Ganz em Karkestaat, so kam se an,
On drog, wenn de Brut noch nuscht Kleenet had,
Am Stock n' grotet Bikett,
Da fladderten vel bunte Bänger daran,
On dat let denn wörklich sehr nett!
Doch hat Foamilie dat Brutpaar all,
Denn drog se ut Dökern 'ne Popp,
De weihden denn bunter on lustger noch,
On se höll se sick hoch üwerm Kopp.
En de Etenstied, wenn de Lüd alle t' Hus,
Käm de Kästebeddersche ran,
Halw hochdütsch, halw platt, met Knex on vel Spoaß,
Bracht se ehre Enladung an.
„Goden Dag uck, Ehr Lüd, hier komm' ich geschritten,
Hätt' ich e Pferdche, so wär' ich geritten,
Doch liess ich das Pferdche im Stalle stahn,
On darum mustd eck to Fot nu gahn."
„Eck sal größe von Brut on Brüdegam,
De welle nu were Fru on Mann.
Am Sündag ehre Käst ward senn,
On daarto lade se denn en
Von junge Lüd on Mäkes hier jidermann,
Ehren Irendag met en to begahn! —
Toerscht en't Kästhus,
Vom Kästhus en't Gott'shus,
Vom Gott'shus en't Kästhus,
On denn de Nacht dorch en Sus on Brus,
Wenn't Sönnke schient, geiht alles nah Hus."
Had se denn Besched, dreiht kort se sick om.
Ehr weihden de Döker am Kopp,
Denn dat wär dunnmals doch so de Mod,
Dat se mehrschstens sick drog met 'ne Popp.

— womit man denn die Platzmeistersprüche z. B. bei Frischbier, Volksreime S. 244, und Philipp S. 96, vergleichen mag.

Freilich war schon zu Violets Zeiten (1864, S. 106) die 'alte' Sitte, „einen jungen Mann auszustaffieren mit hundert farbigen Bändern und Blumen, der dann

stolz auf geschmücktem Pferde bis in die Wohnungen der verschiedenen Gäste ritt und diese mit einer langen, in gebundener Rede abgefassten Ansprache zur Hochzeit einlud und darauf unter Freudenschüssen davonritt und zum nächsten Nachbar galoppierte" — „in dem Meere der Zeit entschwunden!" — Und ähnlich auch schon Hartwich S. 344 f., womit freilich nicht ausgeschlossen ist, dass vereinzelt solche Platzmeisterritte noch bis in die neueste Zeit hinein vorkamen und vorkommen: sah ich doch noch vor drei Jahren (1906) auch im ostpreussischen Oberlande einmal wieder einen solchen ausstaffierten Hochzeitsbitter!

Für die 'Herrschaften' allerdings ritt im Danziger Werder auch schon vor 50 bis 60 Jahren 'der Kutscher' etwa acht Tage vor der Hochzeit mit den Einladungen umher, „geschmückt mit seiner Kutscherlivree, ein grünes Sträusschen am betressten Zylinder".

Überhaupt, wie starr zeigt sich in den 'Erinnerungen' noch die soziale Gliederung auf dem Lande! Und dass es im ganzen Weichseldelta nicht anders war, erfahren wir von L. Passarge S. 211 ff. Erst seit dem französischen Kriege, der so viele Änderungen in unserem Volksleben, und zwar gerade auch dem ländlichen, hervorgerufen hat, lockert sich allmählich die Schärfe der Unterschiede, die dann seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenigstens nach unten hin mehr und mehr in der Auflösung begriffen sind. Aber noch vor 50 Jahren — eine Welt trennt den Hofbesitzer, die Blüte der bäuerlichen Aristokratie, vom Kuhbauer und diesen vom 'Pußmurk'[1]), d. h. Katenbesitzer oder Eigenkätner, bzw. Eigengärtner, und letzteren wieder von den 'Leuten'! Und so wird denn auch unter diesen unterschieden 'die Jugfer' oder auch etwas despektierlicher 'de Schäffersche', die Köchin (Käksche), die Leuteköchin, die Mägde, die Jungmagd (Jungmäke), das arme Gänsemädchen (Gansmargell), der Grossknecht, der Kutscher, der Kuhhirt, die Viehfütterer ('Futracks', anderwärts auch Futterock, Futtrock oder Futtrick, siehe Frischbier, Wörterbuch 1, 212, wobei die Bildung mit der slawischen Endung — wie oben 'Päsrick' — bemerkenswert ist), die Instleute, die zugleich die Drescher[2]) waren ('Kätner' oder 'Jahrner', 'Jarner', hier abgeleitet von 'Jahr', weil sie jedesmal auf ein Jahr gemietet wurden — sie wohnten in einer dem Hofbesitzer gehörigen Kate, die sie ihrerseits nebst einigem dazugehörigen Gartenlande mieteten, mit der Verpflichtung des Dreschens gegen jedesmal den 15. Scheffel ausgedroschenen Getreides in natura) usw. Dass letztere sich dabei gar nicht schlecht standen, ist offensichtlich; oft genug fand sogar in den 'Katen' ein kleines improvisiertes Tanzvergnügen, 'Zehlach' genannt, statt, welches

1) Wiederum ein Ausdruck, der höchstwahrscheinlich von den pommerellischen Kassuben herstammt. Vgl. übrigens zu dem Stamme des Wortes die Ortsnamen Pasewark, Pasewalk und ähnliche, auch zu der Bezeichnung selbst das rätselhafte 'Posemuckel' als Personenbezeichnung!

2) Die Jahrner standen in keinem eigentlichen Dienstverhältnis. Wurden sie zu anderen landwirtschaftlichen Verrichtungen gebraucht, z. B. zum Gras- oder Getreidehauen oder auch in der Ernte, so erhielten sie einen vorher vereinbarten Tagelohn und dann auch im Hofe ihr Essen, was beim Dreschen nicht der Fall war. Sie standen sich dadurch verhältnismässig gut, doch hat die Leutenot auch in den Werdern das ganze Instmannsverhältnis (über das jetzt bezüglich des Ermlandes ganz ähnliche Nachrichten sich bei M. Philipp, S. 60 ff., finden) grossenteils verschwinden lassen. — Ob 'Garner', was Frischbier, Wörterbuch 1, 217, als samländisch und niedersächsisch in gleicher Bedeutung anführt, abgeleitet von 'Garten', das Ursprüngliche oder eine Entstellung ist, wird nicht leicht auszumachen sein. 'Gärtner' und 'Gärtnerhäuser' im Sinne von 'Instleuten' und 'Insthäusern' kennt auch jetzt noch aus dem Danziger Werder F. W. Dietert, wobei 'Garten' aber auch ein Ackerstück und dergleichen bedeuten kann.

Wort übrigens wahrscheinlich auch wieder kassubischer Herkunft ist. Am tiefsten steht natürlich 'de Dörpskoat', eigentlich das Armenhaus des Dorfes, dann auch deren Insassen, denen es aber seinerzeit infolge der Wohltätigkeit der Besitzerfrauen gar nicht übel erging.

Den scharfen sozialen Unterschieden entspricht die wunderliche und eigenartige Titulatur, deren Peinlichkeit L. Passarge S. 221 auf polnischen Einfluss zurückführt. Der Hofbesitzer — sie sind im Werder selbstverständlich fast alle bürgerlich — ward einfach 'Herr' oder 'Herrke' angeredet, die 'Frau' dagegen — wenigstens bis vor etwa 20 Jahren — mit der mir sonst nirgends vorgekommenen und in keinem Lexikon auffindbaren Anrede 'Hochgtfrau' oder 'Hochgtfruke', was aus 'hochgeehrte Frau' zusammengezogen ist. Wie denn auch Violet S. 162 von der Nehrung berichtet: Vor alten Zeiten nannte man einen Bauer 'Buurke Herr'. Die Dienstboten nannten ihren Herrn 'Foder' (Vater), ihre Madam(!) 'Moder' (Mutter). Später bediente man sich für 'Herr' des Ausdrucks 'Herzfoder', für Madam 'Herzmoder'. Jetzt (1864!) nennen die Dienstboten die Frau des Hauses 'Gens Fruke', den Herrn 'Gens Herrke' — was aus gnädiges Frauchen usw. verkürzt ist. Zur Erklärung kann dienen, was Sack (Die neue Welt, Illustriertes Unterhaltungsblatt, Stuttgart 1883, S. 600) über Ost- und Westpreussen überhaupt schreibt. Danach mussten die Dienstleute auf dem Lande noch vor wenigen Jahrzehnten (d. h. bis etwa 1850) eine bestimmte Titulaturordnung genau beobachten, die ihnen ausdrücklich vorgeschrieben wurde. „Der adlige Rittergutsbesitzer musste 'gnädiger Herr', seine Gemahlin 'gnädige Frau', die Tochter 'gnädiges Fräulein', der Sohn 'gnädiger Junker' angeredet werden[1]). Der bürgerliche Rittergutsbesitzer musste 'hochgeehrter Herr', die Gemahlin 'hochgeehrte Frau' oder 'Madam', die Tochter 'Mamsellchen', der Sohn 'junger Herr' angeredet werden. Da auch 'gewöhnliche Frauenzimmer' sich 'Mamsellchen' nennen liessen und die bürgerlichen Gutsbesitzerdamen den adeligen nicht nachstehen mochten, so wurde wenigstens für die Töchter das 'Fräulein' angenommen. Das Beiwort 'gnädig' wurde noch vor dreissig bis zwanzig Jahren (d. h. bis etwa 1860!) mit richtigem Takt als eine Albernheit erachtet. Der bäuerliche und kölmische Gutsbesitzer hiess 'geehrter Herr' oder auch bloss 'Herr', plattdeutsch meistens 'Herrke', die Frau 'Madam' oder 'Madamke', die Tochter 'Mamsell' oder 'Mamsellke'. Den (gewöhnlichen) Bauer nannten die Dienstleute 'Wirt', die Frau 'Wirtin', in manchen Gegenden auch 'Bur' und 'Bursche'. Der 'Gärtner' (= Instmann, siehe oben S. 168) wurde vom Scharwerker, den er halten musste, 'He' oder 'Hei' (d. h. 'Er'), dessen Frau 'Se' oder 'Sei' (d. h. 'Sie' sing.) genannt. Die Söhne der Bauern werden mit den Vornamen, die Töchter mit den Vornamen in der Deminutivform angeredet: 'Hannke', 'Gustke' usw. — Soweit Sack. Heutzutage sind natürlich von alledem nur noch trümmerhafte Reste vorhanden. Wer aber genau aufmerkt, kann doch noch öfters hier und da die Nachwirkungen jener alten Titulaturen heraushören.

Bemerkenswert sind daneben aber auch gerade wieder im Danziger Werder die strengen Anstandsregeln, die beim Gesinde, namentlich bei der Mahlzeit herrschten. Die Mägde assen für sich allein in der Küche; von den Knechten aber berichtet unsere alte Werderanerin folgendes: „Mit stets rein gewaschenen Händen, die Haare mit Wasser schön glattgekämmt, kamen sie, voran der Gross-

1) Auch von den 'gemeinen Leuten' überhaupt wurden nach Sack in Preussen seinerzeit die Söhne adliger Gutsherrn ausschliesslich 'Junker' angeredet. Gerade diese erhalten aber auch jetzt noch bisweilen die wunderlichsten und — albernsten Titulaturen.

knecht, gravitätisch ausschreitend, im Gänsemarsch über den Hof. Im 'Stävke' (Leutestube, siehe oben S. 164) stand auf dem langen, schneeweissgescheuerten Tische ihr Essen bereit. Immer zwei Floten (hölzerne, vom Böttcher gefertigte Essnäpfe), eine Vor-, eine Zukost für je drei Mann. Erst die Mützen, mit dem wohlverwahrten Priemchen darin, sorgfältig auf dem Ofen oder den Fensterköpfen unterbringend, nahmen sie schweigend Platz, obenan der erste Knecht, dann rechts und links die Drescher, auch Jahrner genannt (siehe oben S. 168), nach ihnen die Kutscher, die Futeracks (ebenda), die losbändigen (unverheirateten) Knechte, die 'halben Männer' (angehende Jungknechte, etwa zwischen 16 und 18 Jahren) und zuletzt die Hirten[1]). Nun tauchte zuerst der Grossknecht seinen Löffel in das Essen, dann der rechte, dann der linke Nachbar. Nun gings so weiter fort, immer im Dreitakt, nicht einer ass schneller oder langsamer wie der andere. Ausser der Reihe einen Happen zu nehmen, war der Inbegriff aller Ungeschicklichkeit. Bei dieser Art zu essen, bekam jeder den gleichen Anteil. Bei festen Speisen, wie dicke Erbsen oder Brei, stach jeder ein Drittel der Flote leer, so dass in der Mitte eine dünne Scheidewand stehen blieb. Für ganz besonders unschicklich und unpassend galt es, den Löffel an der Flote abzustreichen oder den Oberkörper vorzubeugen. Kerzengrade, weitab von ihrem Essen sassen die Leute da, schweigsam und feierlich den Löffel zum Munde führend. Ein jeder hatte vor sich eine kleine Pfütze von den fallenden Tropfen des Löffels. Das machte aber nichts, auf den Tisch konnten die Tropfen fallen, nur nicht zurück in das Essen. Legte der Knecht den Löffel fort, dann war auch für die andern Zeit aufzuhören." Und alle diese ihre Anstands- und Schicklichkeitsgesetze beobachteten die armen, ungebildeten Leute „so streng, wie der spanische Hof die Etikette". Wenn sie von der gemeinsamen Mahlzeit aufstanden, warteten schon ihre Kinder darauf, nach alter Werdersitte den Rest zu nehmen; den Blechlöffel im Gürtel, standen sie auf dem Hofe, bereit, nunmehr ihrerseits die Floten bis auf den Grund zu leeren. — Auch von dem allen ist jedoch nunmehr wohl kaum noch etwas auf dem Werder erhalten.

Osterode in Ostpreussen. Emil Schnippel.

Die letzten Isländer in Grönland.

Eine isländische Sage.

Die nachfolgende Sage mutet so an, als wollte sie das historische Rätsel von dem Untergange der alten isländischen Kolonien auf Grönland lösen. Bekanntlich wurde Grönland von Island aus entdeckt und besiedelt, gute hundert Jahre nachdem Island durch eingewanderte Norweger bevölkert worden war. Eiríkur Þorvaldsson, genannt der Rote, der wegen Totschlags für friedlos erklärt war, gelangte auf einer Irrfahrt im Jahre 985 an die grönländische Küste. Nach Island zurückgekehrt, entwarf er seinen Landsleuten eine so begeisterte Schilderung von

1) Den auswärts arbeitenden 'Leuten' bringen ihre Frauen oder sonstige Angehörige ihr Essen im 'Paartopf' (siehe oben S. 165) zur Arbeitsstelle, wie noch heute nicht selten, sowohl in den Werdern als z. B. im Samlande, im Oberlande usw. Bekanntlich hat dies wunderliche Gerät vor einigen Jahren auch die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers erregt.

dem neuentdeckten Lande (welches er, weil er es im Schmuck des Sommers gesehen hatte, Grönland taufte), dass bald darauf zahlreiche Familien sich ihm anschlossen und mit ihrer ganzen Habe, Dienerschaft, Vieh usw. hinüberzogen und sich in Grönland ansiedelten. Diese Kolonien standen noch um 1530 in Blüte; als man aber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wieder zuverlässige Kunde aus Grönland erhielt, waren alle Isländer daselbst verschwunden und nur Eskimos (von den Isländern Schrällinger, „skrælingjar“, genannt) übrig geblieben. Man könnte das Ganze für ein Märchen halten, wenn nicht der dänische Hauptmann Daniel Bruun in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Yulianehaab-Distrikt Überreste von europäischen Niederlassungen gefunden und an ihnen eine merkwürdige Übereinstimmung mit isländischen Gehöften festgestellt hätte. Durch welche Begebenheiten sind aber die in Grönland einst ansässigen Isländer ausgerottet worden? Ein geheimnisvolles Dunkel liegt über diesen Vorgängen. Da hat nun ein isländischer Philolog und fleissiger Sagenforscher, Dr. Jón Þorkelsson, in der Landesbibliothek zu Reykjavík eine Handschrift aus den Jahren 1830—40 gefunden, die eine jedenfalls alte Überlieferung enthält. Sie berichtet nicht nur vom Untergange der Isländer in Grönland, sondern auch von der Erfindung des grönländischen Frauenbootes, dem von den Polarforschern so grosses Lob gespendet wird. Diese von Dr. Jón Þorkelsson seinem Buche ‘Þjódsögur og munnmœli’ (Volkssagen und Sprichwörter, Reykjavík 1899) einverleibte Erzählung lautet in deutscher Übersetzung folgendermassen:

„Ein Mann namens Ingjaldur wohnte im Veiðifjörður auf Grönland. Er hatte viele Söhne, die alle verheiratet waren und dort im Tale um den Hauptwohnsitz herum wohnten. Diese Leute waren gut christlich und hatten sowohl Kirchen als Prediger; ihre Wirtschaften standen in Blüte. Um diese Zeit begann die Westküste Grönlands von jenem Volk, das wir Schrällinger (Eskimos) nennen, dicht besiedelt zu werden; sie selbst nennen sich innuk; ob sie von der Küste Amerikas gekommen sind, die 30 Meilen von dort liegt, und welcher Eingeborenen Sprache sie sprechen, wird in diesem Bericht nicht erwähnt. Eine grosse Menge von ihnen liess sich auf Nabarhok nicht weit vom Veiðifjörður nieder und verlegte ihre Gehöfte allmählich immer weiter nach Süden, wo der Winter weniger streng zu sein schien. Die Veiðfirðinger (Bewohner des Veiðifjörður) traten nun in Verkehr mit den Nordbewohnern, doch hatten sie wegen der Sittenverschiedenheit wenig Gemeinsames, da die einen Christen, die andern aber Heiden waren, die den wahren Glauben nicht annehmen wollten. Trotzdem siedelten sich einige der letzteren an der Küste im Veiðifjörður an, errichteten dort Hütten und Zelte und lebten vom Fischfang. Es entstand aber mit der Zeit ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen beiden Parteien, ohne dass jedoch eine die andere angriff.

Da geschah es einmal, dass die kleinen Knaben der Veiðfirðinger am Strande mit ihren Bogen spielten. Am Lande entlang aber waren die Eskimosöhne mit ihren Kajaks und übten sich darin, Pfeile zu werfen, worin besonders einer alle die andern übertraf. Dieser sprach zu den Veiðfirðingern, dass es ehrenhafter für sie sein würde, ihre Fertigkeiten zu erlernen, als sich in Kleidern aus Seehundsfell herumzutreiben und Blaubeeren zu suchen wie die Raben. Jene antworteten, sie brauchten mit ihren Künsten nicht hinter den Schrällingern zurückzustehen und diese würden mit ihren Wurfpfeilen wohl nicht besser treffen als sie beim Bogenschiessen. Da lenkte der Eskimosohn seinen Kajak ans Land und sandte sein Wurfgeschoss in den Haufen der Veiðfirðinger, und ein zwölfjähriger Knabe wurde getroffen und fiel tot zu Boden. Da schrien die Schrällinger fürchterlich

und ruderten vom Lande fort, aber die Veiðfirðinger eilten heim und erzählten ihren Vätern den Vorfall. Da liess der Bonde (Bonde = Bauer) Ingjaldur alle Männer vor sich rufen und machte bekannt, dass er noch selbigen Tages gegen die Schrällinger ziehen und sie alle töten oder aus der Gegend vertreiben wolle. Dies wurde schnell ins Werk gesetzt, es sammelten sich sechzig rüstige Männer und zogen hurtig an den Strand. Darauf waren die Schrällinger nicht vorbereitet; denn viele waren noch nicht von der See zurückgekehrt, und die Bauern schlugen jeden nieder, der ihnen in den Weg kam, sogar Frauen und Kinder der Schrällinger. Aber nun kam eine zahlreiche Menge von Männern ans Land, denen es übel gefiel, das Treiben der Veiðfirðinger zu sehen. Es kam zu einem wütenden Kampf. Die Schrällinger brauchten Pfeile mit knöchernen Spitzen, die Leute aus dem Distrikt aber hatten Schwerter oder Lanzen, daher fielen die Schrällinger wie Halme. Man sagt, der Bonde Ingjaldur habe auf einem Stein gesessen, während der Kampf tobte, denn er vermochte nicht zu stehen wegen zu grosser Beleibtheit. Viele Schrällinger griffen ihn an, er aber tötete im Sitzen vier der Männer. Es endete damit, dass alle Schrällinger daselbst fielen und die Bauern als Sieger heimkehrten. Ingjaldur wurde auf einem Schlitten gefahren; er war nicht verwundet, aber sehr ermattet, denn das Fett ermüdete ihn mehr als der Kampf. Es wird erzählt, von den Veiðfirðingern seien fünf gefallen, doch weiss man nicht die Zahl der Schrällinger, die in diesem Kampfe fielen; ihrer waren aber ziemlich viele. Nun wird berichtet, ein Mann aus der Schar der Schrällinger habe sich aus Feigheit oder aus Schlauheit unverletzt, wie er war, zwischen die Gefallenen geworfen und tote Leichen um sich her gewälzt. Als aber die Bauern ausser Sehweite sind, steht er auf, läuft an die See, gelangt in einen Kajak und rudert, was er kann, Tage und Nächte lang; er kommt nun nach Nabarhok und trifft nicht wenige seiner Landsleute; er erzählt ihnen auf das Genaueste von dem Kampfe und stachelt sie zur Rache auf. Die Schrällinger waren schnell dazu bereit, sagten aber, man müsse klug zu Werke gehen, wenn es gelingen solle, die Veiðfirðinger zu greifen. Sie verhielten sich nun den Winter hindurch ruhig. Als sich aber das Eis zu lösen begann, haben sie einen grossen Kahn gemacht aus Treibholzstangen und Häute darüber gespannt, darauf konnten zweihundert Mann sitzen, und man sagt, die Schrällinger hätten auf diese Weise zuerst ihre Frauenboote erfunden. Sie steuern nun zum Veiðifjörður und kommen am Ostermorgen ans Land. Da waren grosse Feierlichkeiten im Veiðifjörður. Einige Männer sahen das grosse Fellboot draussen auf dem Fjord und stritten darum, was es wohl sein möchte; die meisten sagten, es treibe eine ungeheuer grosse Meereisscholle in der Strömung, denn man hatte solche Fähre nie zuvor gesehen und die Häute an dem Kahn waren schneeweiss geschabt. Die Leute gaben darauf weiter nicht acht, sondern gingen alle in die Kirche. Es war aber Sitte, dass niemand sich ausserhalb der Kirche finden lassen durfte. Deshalb wurden alle Kinder und die Kranken dorthin getragen.

Als die Messe im besten Gange war, kamen die Schrällinger, zweihundert Mann stark, zu dem Gehöft und trugen alle grosse Bürden von Haidekraut, die als Schilde dienen sollten gegen die Schwerter der Veiðfirðinger; doch brauchten sie diese nicht zu fürchten, da alle unbewaffnet in der Messe waren. Die Schrällinger schlossen nun einen Ring um die Kirche und liessen Steine und Pfeile auf die Einwohner hineinregnen, und es ist in Kürze zu sagen, dass da der Bonde Ingjaldur mit seinem ganzen Geschlecht umkam; an Verteidigung war nicht zu denken, denn die Männer waren ohne Waffen und um die Hälfte weniger als die Schrällinger. Doch sagt man, einer von Ingjaldurs Söhnen sei aus dem

Getümmel entkommen und an die See gelaufen. Ihn verfolgten zwanzig Heiden, und er wehrte sich eine Zeitlang mit einem Treibholzkloben, aber zuletzt töteten ihn die bösen Menschen mit Steinen."

Soweit die Sage. Märchenhaft klingt sie gerade nicht, sondern enthält viel Wahrscheinliches. Auch ist es interessant, dass die Eskimos sich erst nach den Isländern an der Westküste Grönlands angesiedelt haben sollen, was man sich sonst umgekehrt denkt.

Berlin. Margarete Lehmann-Filhés.

Angebliche Urahnen unserer Festgebäcke.

Nach einem Referate über die dritte Sitzung der Abteilung für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften bei der Kölner Naturforscherversammlung (Münchener Medizin. Wochenschrift 1908, Nr. 42, S. 2209) hielt Herr Schelenz-Kassel unter obigem Titel einen Vortrag, in welchem er glaubte annehmen zu dürfen, dass der alte Namen Collibia (κόλλυβος, κόλλυβον = münzenförmig flaches Naschwerk) dem spätlateinischen Namen holippus (= Hohlhieppe) entspreche; das klassische Gebäck Kollybos sei nichts anderes als unsere deutsche Hohlhüppe. Diese Gleichung beruht aber nach meiner Anschauung auf einer ganz willkürlichen Umgestaltung oder Anlehnung, die man nur sehr skeptisch aufnehmen konnte. Der erste Grundsatz zur Deutung von Namen ist, die älteste urkundliche Form als Ausgangspunkt zu nehmen; diese ist aber für das oblatendünne Gebäck, das man im Mittellatein mit 'nebula' bezeichnete (= tenuis panis[1]) 1487 hypp, hyppy, hyppen (also nicht hohlhüppen). Diefenbach, Glossar 1, 377; (1582) Oblaten, hyppen = crustula (Martin, Elsäss. Wörterbuch 1, 360); (1662) Die Hippen = Eiserkuchen, crustulum (Schweizer Idiotikon 2, 1480); 1534 hat man allhie (St. Gallen) erstmals angefangen die hyppen ze bachen so vormals nie gebrucht syn; (1662) hipe, heupe; (1677) hypen; (1736) hypen, hüpen = des oublies (= oblata), (Schweizer Idiotikon 2, 1488); erst 1586 treten holipeneisen = artopta (ἀρτόπτη, Backgeschirr[2]) auf (Diefenbach 1, 52); und 1719 im Salzburger Kochbuche 4, 108 hohle Hippen; im Mittelniederdeutschen tritt der hipkenbecker, 1508 in Frankfurt a. M. als hiepenbäcker und 1582 im Elsass als Hippenbeck, crustularius auf (Schiller-Lübben 6, 156; Kriegk, Deutsches Bürgertum 1, 574; Elsässer Wörterbuch 2, 25); demnach ist es wohl sicher, dass die Hippe der ältere deutsche Namen ist für ein pfeifenrohr- oder winzermesserförmig gekrümmtes, aufgerolltes, im Innern hohles, tütenförmiges Oblatengebäck, das als Zucker-, Mandel-, Quitten-, Rahm-, Zimmt-Hippen, Züri(cher) Hüppli sich differenzierte und erst später als sog. Hohlhippen bezeichnet wurde. Läge ein mlat. collibium als Ausgangs-

---

1) nebula = Windoblate; altfranz. neule; (1502) nebellen; (Diefenbach, Glossar 2, 262: (1507) noellen off waffelen (Diefenbach 1, 377). In Rouen, Lisceux (Normandie) und anderswo band man auf Pfingsten dem in den Kirchen fliegen gelassenen Geflügel eine Art Oblate, „Wölkchen" (= nebulae, noellen) genannt, an die Füsse (Neues Heidelberger Jahrb. 8, 124).

2) Die Hostien oder Oblaten in Gestalt eines auf einem Eisen (im 9. Jahrhundert modica oblata) oder ferramentum characteratum gebackenen dünnen Gebäckes (panis rotularis bei Martigny, Dictionnaire 496) traten zuerst um 1000 im Kloster St. Gallen auf; diese Roteln sind aufgerollte papierdünne Oblatengebäcke, die ihr Vorbild in den altrömischen panes signaculo signati (Kraus, Realencyclop. 1, 672) hatten.

bezeichnung vor, dann wäre das 'coll' nie weggefallen; collibium ist ausserdem niemals das lat. Lemma für Hippe oder Hohlhippe. Um aus lat. collibium sprachlich die deutsche Holhippe zu bilden, braucht man zu viele, ganz willkürliche Umgestaltungen, wenn man eine solche Annahme überhaupt nur glauben wollte; sie ist in keiner Weise sprachgeschichtlich nachgewiesen. Sachlich sagt das Wort Hohlhippe deutlich genug, was das Gebäck vorstellen soll.

Dass die griechischen κρηπῖδες (= Bodensohle), lat. crepida (= Galoschen, Fusssohle) mit den deutschen Krapfen, Kräpflein erklärt wurden (Diefenbach, Glossar 1, 156), habe ich bereits in meiner Abhandlung: Der Krapfen (oben 17, 66) angeführt; diese Deutung in Diefenbachs Glossar beruht jedenfalls auf Missverständnis der betreffenden Vokabularien und Glossaren im 15. bis 16. Jahrhundert. Auch hier ist wieder von der ältesten urkundlichen Form des 9. Jahrhunderts auszugehen: Krapfilin = celindros, mit der die übrigen althochdeutschen Lemmata artocreas übereinstimmen; da Krapfen auch Pferdekotballen bedeutet, sowie gebogene Kralle oder Klaue, und mhd. Hodenballen, so ist Krapfen = rundballiges oder zylindrisches, krallig gekräpftes, mit Farce gefülltes Pfannengebäck; die Deutung als Symbol des menschlichen Rumpfes, der mit sündhaftem Fleisch gefüllt ist (Schelenz), ist mindestens sehr zweifelhaft.

Bad Tölz. Max Höfler.

Übertragung von Krankheiten auf Bäume.

Von befreundeter Seite ging uns kürzlich folgende Notiz zu, die einem Roman von Pierre de Coulevain, Sur la branche (Paris, Calman Lévy) S. 195—197 entnommen ist. Der Ort der Handlung ist der kleine Badeort Bagnoles de l'Orne im Département Orne, an der Grenze der Normandie, Bretagne und Maine.

Heute habe ich zum ersten Male einen Weg parallel dem Bahngleis eingeschlagen, den ich bisher seiner Nähe wegen verschmäht hatte, und das verschaffte mir einen sehr interessanten Nachmittag. Man geht den Wald entlang, hinter der Rennbahn vorbei und erhebt sich in unmerklicher Steigung über das Tal. Nach einer Viertelstunde entdeckte ich Bäume, deren Äste Kieselsteine trugen. Erst dachte ich an einen Scherz von Kindern, aber es wurden immer mehr, und schliesslich blieb ich verblüfft an einer Stelle stehen, wo alle Bäume förmlich mit Steinen belagert waren. Die Wirkung dieser Steine in luftiger Höhe inmitten des Laubwerks war geradezu phantastisch. Ich begriff, dass dies etwas anderes als ein Zeitvertreib sein musste. Nun fragte ich eine alte Bäuerin danach. „Das sind die Steine des heiligen Ortraire", war die Antwort, „ein lieber, guter Heiliger, der das Rheuma heilt. Er hat seine Kapelle fünf Minuten von hier. Dorthin wallfahrten wir, und beim Heruntersteigen auf dem Heimweg legt dann jeder einen Stein hierher, grade so hoch, wie er sein Leiden hat. Ich hab einen für meine Knie hingelegt. Will ihn die Dame sehen?" — 'Gewiss', erwiderte ich teilnehmend. Ich folgte der braven Frau, die mir in der ersten Gabelung einer Buche einen grossen Kiesel zeigte. — „Das ist er", sagte sie mit einem gewissen Selbstgefallen. „Die Männer meinen freilich, das sind Dummheiten, die haben heutigen Tages nicht mehr Glauben in sich als das liebe Vieh. Derweil ist mein Rheuma verschwunden, und ich geh ohne Stock."

Ich liess meine Augen im Kreis wandern, da sah ich Steine knapp über dem Erdboden, wohl für Fussschmerzen, andere wieder in der Höhe der Knie, der Schultern, der Stirn. Ich drückte meine Verwunderung aus, dass sie so liegen blieben und dass niemand daran dachte, sie herunterzuwerfen. Die Bäuerin hob den Kopf: „Das ist keine Gefahr! Wer sie anrühren würde, bekäme das Leiden selber. Das wissen sie zum Glück, die bösen Buben."

Der Brauch ist wohl ziemlich neu für die Volkskunde und deshalb von Interesse für weitere Kreise[1]). Aus anderer Anschauung ist die Heilmethode hervorgegangen, über die eine uns von Frau M. Andree-Eysn in München mitgeteilte Notiz aus Liefering, ³/₄ Stunden von Salzburg, berichtet: „An einem Tage der vorigen Woche konnte man auf unserem Friedhofe Augenzeuge eines ganz eigentümlichen Schauspiels sein. Da liefen nämlich zwei Frauen dreimal um die Kirche und nahmen dabei jedesmal ein Steinchen auf. Die eine behielt sie in der Hand, die andere nahm sie in den Mund. Das erstere gegen Gicht, das letztere gegen Zahnschmerzen“[2]). — Eine Verwendung von Steinen als Opfer erwähnt O. H. Hopfen in einer Plauderei über die Appenninen in den Münchener Neuesten Nachrichten 1908, Herbst. Dort tragen die Wallfahrer schwere Steine den Berg hinauf, um oben zugleich mit ihnen ihre eigene Schuld abzulegen. Um sich ein Verdienst zu erwerben, tragen sie dann einen andern, auch möglichst schweren Stein hinunter[3]).

Berlin. Eduard Hahn.

Predigtparodien und andere Scherzreden aus der Oberlausitz.

Im Anschluss an die oben 12, 224 veröffentlichte Predigtparodie aus Holstein, die nur als Bruchstück dargeboten werden konnte, und an 14, 364. 471 möchte ich auf ähnliche Erscheinungen[4]) hinweisen, die mir in Sachsen, besonders in der Oberlausitz und zwar in der reinbäuerlichen Gegend des Ostritzer Kreises, des sogenannten Eigens, entgegengetreten sind. Die Spottpredigten ahmen in scherzhafter, ja frivoler Weise den Ton und die Form der Predigten, vor allen aber die Sprache der Evangelien nach. Damit vermischt, weisen diese Erzeugnisse Züge aus Lügenmärchen auf, beispielsweise die Geschichte von den Schiffen und den nackten Jungfrauen, sie dienen ebenso wie der parodierte Kaufvertrag, die Geschichte von der Riesenbassgeige und das Lied vom Hausrat des Freiers zur Unterhaltung der Dorfjugend an ‘Lichtenabenden’, den Lausitzer Spinn- oder Rockenstuben. Auch der Hochzeitsbitter belustigte einst sein Publikum mit solchen Scherzreden,

1) [Aus der Normandie bezeugt ihn Sébillot, Le folk-lore de France 1, 352 f. nach J. Lecoeur, Esquisses du Bocage normand 2, 112. Er bespricht auch 1, 206 und 3, 412 bis 415 die verwandten Methoden der Krankheitsübertragung, wonach man ein Rasenstück auf die Zweige legt, sich eine Weile an den Baum anbindet, einen Nagel hineinschlägt oder Nägelschnitzel und Haare in ein Bohrloch verpflöckt. Zu letzterem Brauche vgl. oben 7, 68. 168 und Alemannia 15, 122. Häufig wird die Krankheit nur durch einen Zauberspruch in den Baum gebannt: oben 5, 8. 25. 7, 68. 163. 166f. 252. Vgl. im allgemeinen Wuttke, Volksaberglaube § 488—491. Brummer, Über die Bannungsorte der finnischen Zauberlieder 1908 S. 27.]

2) [Hier ist das Wesentliche der dreimalige Lauf um die Kirche (Sébillot, Folklore 4, 135) und die Heilkraft des Kirchenstaubes (oben 16, 320. Sébillot 4, 160).]

3) [Über solche Kraftleistungen der bussfertigen Wallfahrer vgl. R. Andree, Votive und Weihegaben 1904 S. 105f.]

4) [Einige weitere Exemplare folgen unten S. 182—185. Die frühere Entwicklung der Gattung bis zum 16. Jahrhundert betrachtet F. Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag in der älteren deutschen Literatur I: Die parodistische Predigt (Diss. Marburg 1907. 61 S.). Eine Faschingspredigt über Cupidinis Macht von Franz Peter (18. Jahrh.) im Münchner Cod. germ. 2612. Schwäbische Papstpredigt vor freigoisterische Bauern (1830). Abschiedspredigt des schwäbische Pfäffle (1835). Kapuzinerpredigt von P. Zachäus Rumpeldosius (Bern 1860). Mitt. der schles. Ges. f. Volkskunde 4, 112. 5, 99. Blümml, Beiträge zur dtsch. Volksdichtung 1908 S. 9.]

wie er ja auch häufig durch spassige Lieder von der Vogelhochzeit die Pausen füllte. Bei der Länge dieser Volksdichtungen ist ein Durcheinander der Motive durchaus verständlich, sind doch gerade sie gewöhnlich Gedächtnisbesitz nur weniger Personen, der Spass- und Lustigmacher im Dorfe, gewesen.

1. Die Traurede[1]).

Es fiel ein Floh vom Dache, es ward ein gross Gekrache und ging doch nischt entzwee. — Nun, mein hochverehrtes Brautpaar, Ihr steht hier vor den Stufen des Traualtars, wo Ihr den Bund des Lebens miteinander zu schliessen habt. Darum prüfet Euch, vernehmet die Texteswotte der Trauung, welche in der Naturgeschichte im Buche Sirach 28, Vers 32—23, von einem Dorfe zum anderen also heissen: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen als bei einem bösen Weibe; denn wenn sie böse wird, verstellet sie ihre Geberden und wird so scheusslich wie ein Sack. Amen!“ Dies sind die Worte, zu deren Betrachtung jetzt der Bäcker seinen Segen geben mag.

Mein vielgeliebtes Brautpaar, es ist nun aber nicht bloss gesagt, dass Ihr den Bund des Lebens miteinander schliessen sollt, sondern Ihr habt auch einen grossen Berg zu übersteigen, der grösser, Euch nicht so leicht wird, wie wenn der Hahn der Henne über den Schwanz steigt; denn heute ist es gerade jährlich, dass sich der grosse Riese mit der Tampel Margarete trauen liess; denn sie zeugten in ihrer Ehe 16 Jungen, 18 Mädchen, 19 Söhne und 13 Töchter, wovon aber bereits 6 zur ewigen Ruhe eingegangen sind. Sie waren aber nicht mürrisch über ihr Schicksal, weil ja gerade das Schock voll blieb. Darum seid fruchtbar und mehret Euch; denn es stehet geschrieben, Ihr sollt einander herzlich lieben und ein Ding in das andere schieben. Das Weib soll dem Manne gehorsam sein, darum muss sie ihm die Hosen flicken.

Und nun frage ich den gegenwärtigen Bräutigam, den ehr- und tugendsamen Hans Christoph Sägebügel von der Höllenkrücke, ob er die gegenwärtige Braut Anna Marie Flegeleisen von Bumbsdorf zur Gemahlin haben will und sie lieben und Freud und Leid mit ihr teilen wolle, bis der Tod sie scheidet; ist dies sein aufrichtiger Wunsch, so antworte er ein lautes vernehmliches ‘Ja’. — Hingegen frage ich nun die gegenwärtige Braut Anna Marie Flegeleisen, ob sie den verlobten Bräutigam, den achtbaren Junggesellen Hans Christoph Sägebügel von der Höllenkrücke zum Manne haben und ihn lieben und treu bleiben will, bis der Tod sie scheidet. Ist dies auch ihr aufrichtiger Wunsch, so bekenne sie solches ebenfalls durch ein deutliches vernehmliches ‘Ja’. — Auf solches Euer Bekenntnis reichet Euch nun einander den rechten Batsch und empfanget den Segen des Schornsteinfegers also: „Alles, was meine Schneider zusammenflicken, das muss feste sein, sonst bleiben mir die Speckseiten der Bauern an den Hosen hängen.“

Nun, mein liebes Brautpaar, so Ihr Euch nun entschlossen habt, in das Land der Liebe und in das Bett der Freuden Euch zu begeben, so fühlet aber auch, was das Herz empfindet, und der Strick, der Euch verbindet, sei ein starker Silberstab! Und nun, meine liebe Braut, pflege den Mann, wo du weisst und kannst, auf dass nicht in Erfüllung gehe die Schrift, welche sagt: ‘Ein böses Weib darf man nicht anrühren, sonst wird man lauter Ungetüm und lauter Brummen hören’. Ferner auch die: ‘Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib, hat mir der Herr

---

1) Scherzvortrag bei Lichtengängen (1830—50) aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. Die Überlieferungen aus Dittersbach verdanke ich Herrn Domschke daselbst.

gegeben, nimms Kreuz von mir, das Weib zu dir, dann kann ich fröhlich leben'. Und du, mein lieber Bräutigam, wenn du solltest die Worte in Erfüllung bringen, so denke an die edeln Sprüche Salomonis, wo es heisst: 'Wer ein böses Weib hat, der gehe aus am Montag und schneide sich Dienstag einen Prügel ab, und er haue sie am Mittwoch, so wird sie Donnerstag krank und Freitag sterben, Sonnabend wird sie begraben, da kann der Mann einen feierlichen Sonntag haben'. Halleluja, schneid Zwiebeln dra ei der grünen Mistpfütze!

2. Spottpredigt beim Lichtengang[1]).

Eine hochverehrte Versammlung wolle vorlesen hören die Epistel St. Lucä am Pechdraht, welche lautet von der dritten Haustür bis zum 12 Fensterladen also: Siehe hier dein Volk an und unterstütze sie mit einem Wispel Viergroschenstücke und erquicke ihre Herzen mit Branntwein, dass sie dich loben und preisen. Amen!

Ihr, meine vielgeliebten Saufbrüder und Kaffeeschwestern, merket auf meine Worte, ich will euch belehren, dass die Feurigen von euch fahren wie die Feigen von den Disteln. Ich habe sie gezogen aus dem lateinischen Futterkorbe, und lautet auf deutsch also: Es begab sich zu der Zeit, als der Teufel ein Schuh ward, darum stehet auf von der Rechten und bezeichnet eure Geschwister mit Schuhschmiere, das Sprechen aber und alles andre überlasse ich der Köchin und der Kuhmagd. Besorget euch nun mit 20 Pfund Hammelfleisch, 20 Pfund Kalbfleisch, 30 000 Pfund Bratwürste und 24 Pfund Branntwein machen den Hals nass. Der Bock krähete zum ersten Male, da begab sichs, dass ein Holzscheit war bei einer hölzernen Bierkanne. Da trug man einen Toten hinaus, welcher stumm war. Als man ihm nun vorsetzte ein Stück von einer Eiche, siehe, da mochte er es nicht trinken, sondern setzte sich auf einen Stein und ritt davon. Als nun derselbe in zwei Dörfer kam, fand er das eine leer und im andern keinen Menschen darin; doch aus dem leeren Dorfe kamen drei schöne Jungfrauen heraus. Die eine war nackend, die andre war barfuss bis unter den Hals, und die dritte hatte keine Kleider an. Diese drei schönen Jungfrauen nahm er mit bis an das Schwarze Meer, wo zwei Schiffe standen, das eine war nicht mehr ganz, und im andern war kein Boden darin; doch in das Schiff, wo kein Boden mehr war, setzten sich die vier schönen Leute und fuhren weit über das blaue Meer, ohne dass das Schiff nass wurde. Als sie aber in die Mitte des Meeres kamen, wurden sie auf einen Papierfelsen geworfen, auf diesem Felsen stand eine lederne Kapelle. In dieser hölzernen Kapelle war nun ein lederner Pfaffe, welcher eine sehr schöne Rede hielt. Er hatte aber dabei das Unglück, dass er sich an seine Nase stiess, welche ihm bis zum Busstage zuklebte. Das war aber keine solche Nase wie die unsrigen, nein, denn sie war fast so gross wie ein preussisches Nachtwächterhaus. Der Bock krähete zum zweiten Male. Da begab es sich, dass die Pharisäer in den Tempel gingen zu opfern. Da sah eines Pharisäers Knecht, dass sein Herr, statt einen Pfennig zu opfern, einen Taler stahl. Als er das mit angesehen hatte, stieg er eilends auf einem Kirschbaum und brach sich Kinnbacken ab, kam mit dem Birkenknittel und hieb ihn so sehr, dass ihm das rechte Eingeweide zum linken Absatz heraushing. Meine lieben Zuhörer, es ist nicht möglich, dass man die ganze Welt in eine Kuhhaut einwickeln kann oder dass man sonst ein ungeschicktes Tier durch ein Nadelöhr treiben kann, aber soviel ist gewiss, dass Mädchen Kinder bekommen, wenn sie fleissig lieben. Der Bock krähete zum dritten Male.

---

1) Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. — [Zu S. 178 oben vgl. Polsterer, Militaria (1908) S. 25]

Es begab sich nun, dass der Papst zu Paris über die grosse Brücke ging. Da purzelte ihm viel Volks nach, unter andern war auch ein Weib, die schrie und sprach: „Herr, hilf meiner Tochter, denn diese leidet schrecklich im Ehestande“. Da legte er seine Hand auf sie und sprach: „Was ist das, mein Kind?“ Das sind die himmlischen Pauken. Er griff abermals weiter und sprach: „Was ist das, mein Kind?“ Das ist der Berg Sinai. Und er griff zum dritten Male und sprach: „Was ist aber das, mein Kind?“ Das ist der Busch Mosis, worin Mosis seinen Stab reinsteckte, wo auch heutzutage noch mancher seinen Stab reinsteckt. Und er sprach: „O Kind, dein Glaube ist gross“. Danach legte er seinen Mund auf ihren Mund und seine Brust auf die himmlischen Pauken und den Bauch auf den Berg Sinai und nahm den Stab und stach in das Gebüsch Mosis, da wurde das Kind gesund zur selbigen Stunde. Amen. — Wir haben in unsere Andacht noch folgende Personen mit einzuschliessen, welche willens sind, in den Stand des verbrannten Pelzes zu treten, und werden hiermit aufgeboten zum siebenten und achten Male: Johann Dreifuss, Gastgeber zu dem schwarzen Euter, mit seiner verlobten Braut, Anna Marie Dickbauch, von hinten offen und von vorne nicht zu. Er hat nichts, und sie hat nichts, wenn sie zusammenkommen, verlieren sie nichts, und wer hinter ihnen hergeht, wird auch niemals nichts finden. Wir wollen den Turmwächter bitten, dass er sein allerhöchstes Licht leuchten lasse und seinen reichlichen Nachttopf über sie ausschütte. Ferner ist eine Danksagung zu tun, begehrt für eine alte siebzigjährige Holzhackersfrau, welche gestern $^3/_4$ auf halb acht Uhr von einem jungen Sägebocke entbunden wurde. Schenke ihr der Herr sechs Klaftern Holz und ein halbes Dutzend Sägen, damit sie miteinander Arbeit haben. Von unserm Mitbruder soll ich folgende Danksagung vermelden, nämlich von den Herren Rektor und buckligen Schermessergesellen, und ihr sollt so gut sein, und ihr sollt so gut sein und morgen mit ihnen zu Grabe gehen, denn unserm Herrn Kantor ist ein Kind gestorben in dieser Woche, er will sich wieder ein neues machen im alten Loche. Wir beschliessen die Andacht mit einer Prise, und wer keine hat, heisst Liese. Amen.

3. Die Schusterpredigt oder Predigt am Sonntage der Schuster[1]).

Das Evangelium am heutigen Schustersonntage lautet von der ersten Haustüre bis zum 15. Fensterladen wie folgt: Liebe Saufbrüder, Branntweinfreunde, Klatschschwestern und die ganze bucklige Gesellschaft, ich will Euch predigen, dass die Stücke von Euch fliegen wie die Disteln von den Feigen. Unterstützt Euch einer den andern mit 50 Pfennigstücken, damit könnt Ihr tanzen und springen. Zur derselben Zeit war eine Hochzeit zur hölzernen Kanne, und sie setzten sich auf einen Stein und fuhren von dannen und kamen in zwei schöne Dörfer, das eine war leer, und in dem andern waren keine Menschen mehr drin. In dem keine Menschen darin waren, kamen zwei schöne Mädchen heraus, die eine nackend und die andre war barfuss bis an den Hals. Die barfuss war bis an den Hals, nahmen sie mit sich und fuhren bis an das blaue Meer. Daselbst standen zwei Schiffe, das eine war zerbrochen, in dem andern war kein Boden mehr darin. In dem, da kein Boden mehr darin war, setzten sie sich hinein und fuhren auf dem blauen Meer umher, ohne dass das Schifflein nass wurde. Da wurden sie einen papiernen Felsen gewahr, auf dem stand eine gläserne Passionskirche, und darin war ein hölzerner Pastor. Der hielt eine so rührende Predigt, dass er sich an seine Nase stiess und sie 14 Tage danach noch wackelte. Aber das war keine solche Nase

1) Aus Lugau im Erzgebirge.

wie die unsrigen, sondern wie ein sächsisches Schilderhaus. Und sie fuhren von dannen auf ein grosses Feld. Daselbst stand ein Birnbaum. Er stieg hinauf auf den Apfelbaum und wollte sich satt Pflaumen essen. Da kam einer von den rohen Bauern, hielt den Kopf unterm Arm und winkte mit der grossen Fusszehe und sprach: „Heda! Was macht Ihr in meinen Kartoffeln?“ Er stieg runter von dem Kastanienbaum, las seine Krebse zusammen und zog mit den Fischen zu Markte. Da wunderten sich die Leute, da sie noch keine solche grossen Kohlrüben gesehen hatten, die wie die Runkelrüben waren. Und alsdann wurden von ihm aufgeboten zum ersten Male Johann Dreifuss mit Amalie Dreitrasch. Er hat nichts, und sie hat nichts. Wenn sie beide zusammenkommen, so verlieren sie nichts. Wer gegen diese etwas einzuwenden hat, der gehe nach Berlin, wo der Sack mit warmem Wasser steht. Und alsdann wurde aufgefunden ein Nest mit sieben jungen Nachtwächtern, wovon drei knapp recht waren und vier ihr musikalisches Talent noch nicht empfangen hatten. Und die Heringe schlugen eine Schiffsbrücke über den Rinnstein und lobten mit lauter Stimme den König von Schweden. Amen! Der Blinde schlug den Lahmen, der Lahme nahm seine Krücke und schlug dem Blinden ins Genicke. — Noch ist eine Danksagung zu tun für einen alten Sägebock, welcher nicht mehr gut stehen kann, und darum denn im Namen des Kuckucks, des Kiebitz und der heiligen Krähe. Amen!

4. Kauf auf der Insel vom guten Nichts. Kaufbrief vom immerwährenden Nischtda[1]).

Dieses Gut hat den Rittersitz gehabt hinter dem Schweinsberge und sind in demselben vier Stuben befindlich. Die erste ist eingefallen, die zweite, wo noch Türen und Fenster stehen, und das Tageslicht wird in grossen Säcken hineingetragen, die dritte ist der Kälberstall und die vierte wird zun Gänsen gebraucht. Oben auf dem Schüttboden unter dem Keller steht noch ein alter Schweineschuppen, welchem aber neulich der grosse Regen viel Schaden getan hat. Die Wassermühle ist über dem Taubenschlage, und wenn vor die Herrschaft gemahlen wird, muss die ganze Gemeinde zusammenkommen und den Urin in ein Glas laufen lassen, damit das löschpapierne Rad getrieben wird. Diese hat der Gänsejunge in der Miete und zinset jährlich der Herrschaft eine Mandel Sperlingsköpfe, eine Mandel Maikäfer und ein Brummeisen. Sonst ist das Gebäude nach der neuesten Manier viereckig gebaut. Der Lust- und Ziergarten ist auch nicht zu verachten, weil anstatt der Aprikosen Katzenzahl und statt des Spargels Disteln gezeuget werden. Zur Winterszeit werden 3000 Paar alte Stiefeln und zur Sommerszeit 50 Schock verkohlte Eichstämme zur Aussaat gebraucht. An Nutzvieh ist nicht viel, aber an Geltenvieh ist etwas vorhanden: zwei Ziegenböcke, drei Eichhörnchen und drei geschnittene Saubauner zur Zucht. Zum Vogelfangen werden alte Schuhe und Pantoffeln gebraucht, und die Jagd wird mit Ketten und ein paar ausgestopften Windhunden verrichtet. Auch sind noch zwei Teiche, der eine ist für die Bäcker zur Reitschule, und im andern ist die Kegelbahn. Nun folgen die Kaufbedingungen: Erstens muss sich der Käufer die Nase selber wischen. Zweitens: Wenn er nichts hat, darf er nichts fressen. Drittens: Wenn er will was sehen, muss er sich ein Licht anzünden, die Türe ausheben und sich selber vor das Loch stellen.

Nun kommt der Beilass: Eine alte eingefallene Backstube; ein Blaserohr mit Fuchsschwänzen ausgefüttert; ein Paar neue Hosen, das sechstemal schon um-

---

1) Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz.

gedreht; ein Weiberpelz ohne Futter; eine Hechel ohne Zinken; ein ABC ohne Brettel; ein Gericht, mehr denn zehnmal schon gefressen; ein Pflug, statt des Schares ein Entenschnabel; ein Busch, wo noch kein Baum gestanden hat; für 46 Kühe Mondenschein; zwei Dreschflegel, der erste der Grossmagd ihr Sohn, der zweite der alten Käsefrau ihr Sohn; 48 Fuder Wanzen, so dass der Grossknecht mit der Käsefrau im Hofe muss tanzen; eine Brille ohne Gläser; eine Schwarte von einem Schinken; eine Schnupftabakdose und ein Branntweinglas; eine Sturmhaube und ein Türriegel. Solches bezeugen sämtlichen Gerichten:

Kotel mach an Lehm arm, Kotel schmer an Quarksack, Mark, Dricks, Farkel und der âle Hanswurscht als Gerichtsschreiber.

Nun kommt der Lebenslauf des ehemaligen Besitzers: Was nun noch von unserm guten Mitbruder zu gedenken ist: Er wurde 8729 nach neuester Zeitrechnung geboren. Der Vater war der ehrengeachtete Hans Stephan Ziegenbein und die Mutter die Oschel Sebantiele mit dem kalten Loche. Diese beiden Eltern haben einen ganz vortrefflichen Jungen gezeuget, welcher mehr denn zehnmal abgemacht war Er war mit einem grausigen Kopfe gezieret wie ein Igel und hatte ein Paar hellglänzende Augen wie ein paar beschissene Taubennester. Er war an seinem Leibe so schön gezieret wie eine versengte Sau und wie ein gelbleuchtender Kalkgraben. Als nun diese Frucht ein wenig erwachsen war, haben ihn seine Eltern zur Schule angehalten, wo er in 94 Jahren fast das ganze ABC auswendig gelernt hatte. Von dort aus ging er in eine Stadt die Seilerprofession zu erlernen, wo er auch treu und ehrlich ausgehalten hat. Aber einstmals geriet er mit der Dienstmagd in Streit, indem er ihr mit seiner Stecknadel in ihren Geburtsbrief gestochen hatte. Dies war ein grosses Elend für ihn, und musste er sich im 192. Jahre in den Stand der vielgeliebten Hosen mit Anna Maria Steinpilzen begeben, mit welcher er drei Jahre gelebt und 15 Kinder mit ihr gezeugt hat. Von da an hat er sich krank und hinkend auf die linke Arschbacke niedergelegt und über weiter nichts als über den rechten Absatz geklagt. Da wurde zum Doktor geschickt, welcher ihm ein wenig Bohnstroh, ein bischen Haferstroh, das Gerumpel aus einer Brücke, das Fett von einer Mücke, das Eingeweide aus einer Mistgabel und den Schmelz aus einem Storchschnabel, dieses alles wurde in ein Glas getan und mit einer warmen Pelzmütze zu Pulver gestossen, dann wurde es ihm eingegeben. Als er aber sah, dass nichts aus ihm wurde, so hat er sein Testament gemacht und vermachte dem Vater seine grosse Sackpfeife, dem Totengräber seinen alten Leibgürtel, der Dienstmagd ein Paar Hosen, dem Kuhjungen seine alte Lausejacke. Dennoch hat er seinen Lebenslauf auf 900 Jahre 13 Monate 14 Tage 7 Stunden 3 Minuten und 9 Sekunden gebracht. Beim Begräbnis wurde ihm das Lied gesungen: In Schwarz will ich mich kleiden.

5. Die Riesenbassgeige[1]).

Hochzuverehrende Herrschaften! Wenn es in England Bierkufen gibt, worin Kriegsschiffe von 36 Kanonen bequem segeln können, so haben wir Deutschen auch Wunderwerke aufzuweisen, auf die wir stolz sein können, z. B. die Riesenbassgeige. Dieselbe ist 400 *m* lang und 80 *m* breit, zu ihrem Baue sind 6760 Schock

1) Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. — [Stimmt ziemlich genau überein mit dem in Scheibles Schaltjahr 3, 668 (1847) reproduzierten Jahrmarktsdrucke: 'Kurzweilige Beschreibung einer unerhörten grossen Baßgeigen' und der 'Beschreibung von einer großen Baß-Geige zu Breßlau in Schlesien, welche zween Malthescr Ritter zu einem Gedechtnis haben machen lassen' (Recueil von allerhand Collectaneis 25, 21. 1721), von der auch ein

Dielen verwendet worden, zum Sattel allein 567 Schock. Einhundert Geigenmacher sind nebst 92 Schreinern und 87 Zimmerleuten 9 volle Jahre daran beschäftigt gewesen, und ist solche im vergangenen Jahre fertig geworden. Zu den Schrauben sind 4 Schock grosse Eichenbäume gekommen, zum Fiedelbogen wurden 8 Schock Lorbeerbäume und von 200 000 Pferden die Schweife und Haare verwendet. 200 Leineweber haben an den Haaren künstlich gearbeitet; zum Leim, womit die Geige ist festgemacht worden, sind von 18 000 polnischen Ochsen die Hörner gekommen. Es haben 200 Personen darüber in grossen Braupfannen gesotten, wobei 50 Personen aus Unvorsichtigkeit in die Pfanne gefallen und totgeblieben sind. Zum Schrauben sind 500 Mann bestellt worden, welche mit mächtigen Instrumenten arbeiten, wenn die Geige soll gestimmt werden. Zu der allerkleinsten Saite wurden 4768 Därme von den schönsten und besten Schafen genommen. Was die andern Saiten anbelangt, so ist dies nicht möglich zu beschreiben, weil es eine siebensaitige Geige ist. Sie wird nur dreimal im Jahre gezogen, als nur Ostern, Pfingsten und Weihnachten; denn es gibt von einem Feste zum andern den Klang solange, dass man nicht öfter geigen darf. 680 Personen müssen den Fiedelbogen regieren, und wenn derselbe soll geschmiert werden, sind allemal 800 Pfund Kolophonium erforderlich und müssen auch 80 Personen von einem Feste zum andern Tag und Nacht den Fiedelbogen schmieren. Im vorigen Jahre zu Pfingsten ist die Geige das erstemal gezogen worden, da ist die allerkleinste Saite abgesprungen und hat 300 Menschen erschlagen, ohne die, welche beschädigt worden sind. Die Tiefe der Geige ist nicht zu beschreiben, und es ist geschehen, dass ein Schneider aus Vorwitzigkeit sich bemühte, auf die Geige zu klettern. Da er sie nun recht hat begucken wollen und durch ein Sternloch hineinschaute, bekam er einen Schwindel und fiel gar hinein. Da ist er zwei Tage gefallen, ehe er auf den Boden kam. Weil aber die abgesprungene Saite wieder aufgezogen werden sollte, so hat man einen Versuch getan. Es ist aber ein solches Geräusch entstanden, dass ein 50 *m* hoher Turm, der nicht weit davon stand, sich erschüttert und eingefallen ist, keinen Menschen, aber einen Esel erschlagen hat. Auch sind von dem starken Klange 40 Menschen um das Gehör gekommen. Meine verehrten Herren und Damen, wenn Sie meine Beschreibung nicht glauben wollen, so sind Sie so freundlich und überzeugen Sie sich selbst, denn Überzeugung macht wahr.

Leipzig. Curt Müller.

Flugblatt des Braunschweiger Museums (Große Paßgeige zu Preßlau. 1673) erzählt. Vgl. ferner ein Folioblatt mit Holzschnitt und Gedicht 'Allmodische Discant-Geyge, vnlangst mit grosser müh vnd vnkosten nagelneu auß Vtopia gebracht' (um 1620. Weller, Annalen 1, 383. Auch im Berliner Kupferstichkabinet und im Gothaer Museum. Abgedruckt bei Hub, Die deutsche kom. Dichtung 1, 287. 1855). Eine nagelnewe grosse auffschneid Geyge 1632 (Folioblatt auf dem Münchener Kupferstichkabinet). Neues Wunderwerck der Welt, Oder Merckwürdige Beschreibung Der unerhört großen Baß-Geigen (4 Bl. 8°. 17. Jh. Alemannia 8, 64), Abraham a S. Clara, Gehab dich wohl 1729 S. 78, Centifolium Stultorum 2: Mala gallina, malum ovum (Wien um 1710) S. 137. — Schon C. Müller-Fraureuth (Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 67. 135) hat die 6. Tagereise des Finkenritters (um 1560) verglichen, wo der Held, indem er eine riesige Laute stimmen hilft, durch den Lautenstern fällt und eine ganze Viertelstunde braucht, ehe er auf dem Boden des Instruments anlangt.]

Weitere Predigtparodien.

1. Zu der oben 12, 224 mitgeteilten Scherzpredigt fügt Herr Prof. Dr. W. Wisser in Oldenburg i. Gr. folgende in Studentenkreisen umlaufende Fassung hinzu:

Der Meergreis[1]).

Und sie trugen einen Toten hinaus, der war stumm; und als man ihm Bier anbot, nahm er es nicht an. Da erscholl eine Stimme vom Himmel, die sprach: Sancte, sancte! Er aber verstand: Fangt ihn, fangt ihn![3]) sprang auf und lief davon und kam in die Wüste Sahara, wo sie am tiefsten ist. Daselbst fand er drei Barken: die eine hatte keine Seitenwand, die andre hatte keinen Kiel, und die dritte war überhaupt nicht da. In diese setzte er sich und fuhr zum Roten Meer (Variante: und schiffte über das ganze Tote Meer) und ward ein Meergreis, nährte sich von Kameelshaaren und kleidete sich in Heuschrecken und wilden Honig. Als er nun das Ende seiner Tage herannahen fühlte, versammelte er seine Kinder und Kindeskinder um sich und sprach: „Meine Herren, Sie haben mich zum ersten Chargierten Ihrer Verbindung gewählt. Sollte ich während meiner aktiven Zeit einen von Ihnen wissentlich oder unwissentlich beleidigt haben, so revociere und depreciere ich hiermit und überreiche Ihnen ein zerbrochenes Deckelglas." Als er das gesagt hatte, verschied er. Und sie trugen einen Toten hinaus usw. ad infinitum.

2. Damit vergleiche man, was K. v. Leoprechting (Vom Lechrain 1855 S. 163) von dem Begraben der Fastnacht[2]) berichtet, wie es am Aschermittwoch vielfach in den bayrischen Dörfern am mittleren Lech üblich ist. Der verkleidete Pfarrer spricht, nachdem der Mesner mit der Kuhglocke geläutet, beim ersten Halt des Zuges das Evangelium:

In derselben Zeit da steht ein Weichselbaum auf der Straß, und die Straß ging nach Frank. In Frank da war eine hölzerne Kapell, da liest ein kohlschwarzer Pfaff ein buchnhagnfeichtne Meß; und bald er sagt Sanktus, Sanktus, versteh ich: Fangts'n, fangts'n[3]) und lauf zur Kirchtür hinaus. Bald ich nun zu Venedig durchreite, schlägts zwölfe, und da schreit die Mariagath: 'Stand auf, zünd die Kuh an! Die Latern hat kälbert'. Sie springt gleich mitsamt dem Hemd über die Stiegen runter, und ich klimm auf den Kirschbaum und brock Äpfl, und habe mein Lebtag keine solche gute Birnen gegessen. Soviel sind Worte wegen der Faßnacht über das Evangelium.

Beim zweiten Halt spricht der Pfarrer die besoffene Schuld: Ich armer elender Trinker widersage allen bösen Weibern. Ich glaube an den Herrn Wirt, wie an den Herrn Bäck und glaube auch alles Übrige, wie daß zehn Maß Bier ein guter Trunk, und zwölf Pfund Fleisch eine gute Suppe siedet, welches alle versoffene Bier- und Schnapsbrüder glauben. Mit diesem versoffenen Glauben bekenne ich, dass ich oft und vielmals getrunken habe, aus Kanteln, Krügen, Schüsseln, Häfen und Gläsern; ich habe mich versoffen wider die zehn Groschen, wider die sieben Kreuzer, wider die fünf Pfennige meines Heiratsgutes. Solches alles mein Geld ist jetzt versoffen, ich klopfe nun an meinen leeren Geldbeutel, und schrei aus vollem Halse: O Herr Wirt, sei mir armen Sünder gnädig!

Endlich folgt das Begräbnis an der Mistgrube, und der Redner hält die Leichenrede: Nochmal an alle versoffene Faßnachtsbrüder! Euch alle zu erinnern, daß wieder auf das andere Jahr Faßnacht ist und wir sie nun für heuer begraben haben. Sie nannte sich Dudl und Bärtl, stammte aus grobem, keuschem Blute aus der Leckerfelder Heimat: ein Großhändler und Kleingewinner. Sie wurde geboren im selben Jahr, da Pfingsten vor Ostern war, zwischen Lichtmeß und Maria Jammerling, wo der Weg über die Stauden hinumhängt[4]) und der Sack voll Wasser anbrennt. Zum Gedächtnis vermachte sie jedem, welcher diesem Feste beigewohnt hat, ein paar birnbäumene Hosen mit Ziegelplatten ausgefüttert und einen ledernen Dreibätzner an barem Geld. Und nun adie von dieser Welt. Amen.

1) Vgl. das Gedicht vom Meergreis, das H. Oesterle im Daheim 1909 nr. 21, S. 20 wiedergibt. Polsterer, Militaria (1908) S. 160. Oben S. 177.

2) Vgl. dazu auch Kassel, Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothr. 24, 314—317.

3) Anders versteht der Schmied in Schwarzach (oben 16, 288) 'Sand druf' für Sanctus.

4) Vgl. dazu Bolte, Archiv f. neuere Sprachen 102, 250f.

3. Eine bei den steirischen Waldbauern zum Flachsbrechmahl gehaltene Kapuzinerpredigt teilt Rosegger in seinem neuesten Buche[1]) mit:

In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren, und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Turm, und aus demselben gingen heraus drei Leut und ein Schneider. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen, der Lahme lief ihm nach, und der Nackte schob ihn in den Sack. Das sind die Worte, über die ich heute nicht zu euch reden will. — Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Schafscherer! Ich will gleich anfangen mit den Weibsbildern. Da gucken sie kaum heraus aus der Fatschen, soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen. Und ehe ihnen noch tut ein Häuberl passen, suchen sie schon einen Bräutger auf der Strassen. Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch tut ihnen s Herzl jucken und zucken. Es ist ihnen keiner zu jung und keiner zu alt. Ist einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder grauschopfad, hohlwangig oder ohne Zähn, schiech oder schön, so heißts: Du kannst mit mir gehn. — Die Jungen sein auch nix besser. Sie tun an kein Himmel und kein Höll mehr glauben, ausser wenn sie heiraten oder sitzen bleiben. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr, ausser sie kommt von lustigen Buben her. Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer! Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an, da krampeln und schmieren sie das Haar, das Biegeleisen ist ihr Hochalter. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus, im Beten richten sie gar nix aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, auf dem Tanzboden möchten sie den ganzen Tag bleiben. Hüpfen, sich zieren und Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie gspüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei, und wenn ein Kirchtag ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schmeicheln und Lügen die Burschen ums Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nit einmal der Teufel all sehen. Ja, alles Schlechte, das sich gar nit laßt ergründen, kann man bei den Madel und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhörn, sonst könnten sie verdriesslich werdn, und das hätt ich auch nit gern. Denn diese schlechten Weiberleut sind den Mannern ihre grösste Freud. Amen.

4. Eine andre Scherzpredigt, die Herr Bibliotheksdirektor Dr. Edward Lohmeyer in Kassel uns freundlich übersandte, stammt aus Schieder in Lippe-Detmold, wo der Einsender sie ums Jahr 1857 hörte:

Kapitel Donnerstag, Vers Mittwoch. Und es begab sich zu derselbigen Zeit, dass die Elbe brannte. Und die Hunde trugen Stroh herbei, um damit zu löschen. Und alsbald trug man einen Todten heraus, und derselbige war stumm. Und er setzte sich (Und wir setzten uns?) auf einen ledernen Stein und ritten bis zum Galiläischen Meere. Daselbst fanden wir zwei Schiffe: das eine hatte keinen Boden und das andere war gar nicht da. Wir setzten uns in das, das gar nicht da war, fuhren über das Galiläische Meer und gelangten alsbald zu einer hölzernen Kapelle, darinnen ein papierener Pastôr predigte. Derselbige nahm seinen linken Hacken und schlug sich damit ins rechte Nasenloch, so dass das Blut schneeweiss wie Tinte herauskam. Amen.

5. Ein Lügenstückchen, das Frau Marie Mende geb. Glück um 1873 zu Kassel vernahm, verdanken wir gleichfalls Herrn Dr. E. Lohmeyer:

Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt verlor ich meinen Handschuh. Da ging ich drei Tage finden, bis ich ihn suchte. Da kam ich an einen Guck und lochte hinein. Da sassen drei Stühle auf drei Herren. Da nahm ich meinen Tag ab und sagte: Guten Hut, meine Herren! Da kam ich an einen See, da waren drei Schiffe: das erste hatte keinen

1) P. Rosegger, Alpensommer 1908 S. 222—224. Ähnlich schon bei Rosegger, Das Volksleben in Steiermark[6] 1888 S. 518—520.

Boden, das zweite keinen Rand, und das dritte war gar nicht da. Da ärgert' ich mich so, dass mir das rote Blut schneeweiss wie schwarze Tinte quittegelb übern Absatz floss[1]).

6. Eine Scherzpredigt, die am zweiten Tage einer obersteirischen Bauernhochzeit vom Spielmann gehalten ward, finden wir bei J. G. Seidl, Almer (1850) = Gesammelte Schriften 4, 145—149 (1879):

Kanzelspruch. Im Namen des Brätl[2]), des gefüllten Hahn! Ich möcht auch ein Bügl davon; morgen, aber heute nicht. Also les ich bei der Kánzel des großnaseten Hundsfuß, so, seiner Herstammung, in der Mitte, völlig zum Ende; auf der Seitn aber zur Überkommung des nötigen Geistes bitt ich allseits um ein gutes Glas Wein. (Er trinkt.) Euer Lieb und Andacht stehet auf, nehmet die Köpf in eure Händ, schlaget sie mir und dem Wirt zulieb tapfer an die Wänd, bezeichnet euch mit dem Zeichen des Kienrusses und sprechet mit dem Willen des Kalbskopfes, Saurüssels und Kälberschlägels. Vernehmet also die Worte des heutigen hochfeierlichen Tags bei dem kupfernen Futtertrog an der dreifachen Mistgabelschüttn, welches áccorát so lautet:

Evangelium. Das Buch der Herstammung des Brátl vom Bratn, des Sohnes Márgáret vom Vogel Phönix. Phönix hat gezeuget Großkopf, Großkopf hat gezeuget Krumpfuß, Krumpfuß hat gezeuget Dreifuß mit seinen Füßen. Dreifuß hat gezeuget Besenstiel, Besenstiel aber hat gezeuget Schürhákl. Schürhákl hat gezeuget Herdschaufl, Herdschaufl hat gezeuget Ko(ch)löffl, Ko(ch)löffl hat gezeuget Kohlnfeuer. Feuerkohln aber haben gezeuget Mollbrátl, Mollbrátl haben gezeuget Bratwürst, Bratwürst haben gezeuget Leberwürst, Leberwürst haben gezeuget Blutwürst, Blutwürst haben gezeuget Saudarm. Saudarm hat gezeuget Stockfisch, Stockfisch hat gezeuget Plumpsack; Plumpsack aber hat gezeuget und geboren, der da genannt wird Plánschury. Das sind die Wort, die uns der heilige St. Steff schenkt für die ewige Spitzbüberei.

1. Teil. „Heute ist jener beglückte Tag, wo ich meinen Magen genugsam speisen mag, der auf den gestrigen erfolget ist und auf welchen der morgige Tag erscheinen wird.“ Dieses ist also wohl zu Gemüt zu führen, sagt Plomerius, der Oberkellnermeister bei dem eifrigen Luquetten-Krug in der Kanzel-Brátlgassen. Was ist es um eine einzige Bratwurst? Sie ist nicht hinlänglich, den Hunger so vieler hungriger Menschen zu stillen; und dieses alles nach den Grundsätzen anzuleiten wäre eine so weitschichtige Sache als Asien und Voitsberg. Daraus laßt sich aber noch kein Schluß machen, daß man zur Wassersucht nicht aderlassen soll. O weh demjenigen Menschen, der ihm den Fuß gebrochen hat! Es wäre viel besser gewesen, wenn er gerade geblieben wäre. Also spricht der greuliche Prophet in seinen Fußpsalmen in einem halben Vers: „Es ist nicht genug, meine Zuhörer, daß ihr bei regnerischem Wetter zerrissene Schuh anleget, sondern die Liebe des Nächsten fordert es, daß ihr sie beim nächsten Schuster flicken lasset.“ Und so spricht auch der Prophet Paitasch: „Daß der Mensch niemals ohne Kopf ausgehn soll, weil der gebrechliche Mensch nie wissen kann, was ihm zustoßen werde.“ Dieses ist also der ganze Inhalt meiner serimonischen Rede. O daß [ich] nur einen einzigen Zuhörer bewegen könnte, seinen Kopf an die Wand zu schlagen! Ich bitt um patientische Geduld. Seids bereit und bleibts gescheit!

2. Teil. „O seltsames Muster eines verheirateten Bauern!“ So weit gehen die Wort meines Schreibens. Dahero laßt sich also klar abnehmen, daß derjenige, so auf der Post fahrt, nicht zu Fuß geht. Und so spricht auch der Prophet Epiopius in seiner Lebensbeschreibung, die er den ersten Tag nach seinem Tod herausgegeben hat: „Was hilft es dem Menschen, wenn er neun Siebzehner verwürfelt und drei Gulden verhäufelt, was hilft es dem Menschen, sag ich, wenn er schon einen so hanakischen Seufzer aus seinem hungrigen Magen heraustreibt, als tät an einer Weißgärberbuttn ein Reif abspringen!“ O meine Zuhörer, kein Sieg ist ohne Streit. Bald wird der Weg zu eng, bald zu weit.

---

1) Vgl. Böhme, Deutsches Kinderlied 1897, S. 303. C. Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck 1899 nr. 648.

2) Zu diesem Anfange vgl. oben 14, 364.

Und ich wollt euch dieses aus den schönsten Geschichten beweisen, wenn ich dieselben nur gelesen hätt. Man muß daher also zu erweisen suchen, daß es dem Menschen viel schwerer falle, hundert Zentner zu tragen als einen Vierting. Ei du verbummeltes Schnipferdirndl, wie wird es mit dir einst ausselm, wann der Richter mit seinen Visicaturen kommt! Du häufest Leberknödel auf Leberknödel und wieder auf Speckknödel, und pássest noch immer auf einen besseren Fang. Aber auf dem Platz bei dem rotfalben braunen Direktor steht es geschrieben: Tásti, tásti! d. h. so viel, daß derjenige Mensch, der keinen Groschen wechseln kann, nit so viel kleins Geld haben wird. Dahero schreite ich also zum Schluss des zweiten Teils und sage: O meine Zuhörer, ihr werdet das Glück nicht haben, wenn ihr krank seid, auch gesund zu sein. O, wie werdet ihr rufen und schreien, wenn ihr euch bei stockfinsterer Nacht im Kot befinden werdet! Da werdet ihr euch wünschen, eine Laterne zu haben, werdet aber keine bekommen. Kommt also alle zum Wirt, die ihr Hunger und Durst habt, und erquicket euch bei Wein und Bier! Das andere im dritten Teil.

3. Teil. Halb leinerne, halb schweinerne, abgebickte und mit Schusterdraht abgeflickte Zuhörer! Es erdichten die Poeten vom Berge Drowaldo, daß er sich von der Donau gereiniget hätt. Die Gelehrten sagen dafür, daß das End das letzte sein muß; die Wahrsager aber sagen, daß ein Mädl mit zwölf oder dreizehn Jahren noch ein Früchtl sei. Ich aber sage euch, meine Zuhörer, daß man den Durst mit einer einzigen Maß Wein besser löschen kann als wie mit dem größten Laib Brot. Einstmals stund der Habakuk sehr auf einem hohen Berg; einen Fuß streckt er nach Graz und den andern nach Tirol aus und schaute zwischen den zwei Füßen auf den himmlischen Taubenkobl hinab. Ecce laurecce, carfuntum ermat, sinat, cumhirschus frisselbus. Einsmals pflegt einer, als er beichten ging, neue Schuh anzulegen, und als er in den Beichtstuhl hineintrat, tat er einen starken Seufzer; als ihn aber der Beichtvater befragte, warum er diese Grobheiten in den Beichtstuhl hineingespart hätt, „Ach nein," versetzte derjenige, „wenn ich so blind wäre, als ein anderer taub ist, so würde ich ebenso wenig hören können, als Ihr gesehen habt." Dahero, wie dieser, fange ich lieber an aufzuhören in Ewigkeit. Amen.

Man erkennt leicht in diesen Stücken die zählebigen alten Motive der Lügenabenteuer wieder; so in Nr. 1. 3. 4. 5 die schon im Finkenritter (Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 17. 101) und im Märchen von Knoist und seinen drei Söhnen (Grimm nr. 138) erscheinenden wunderbaren drei Schiffe und die ebenso merkwürdigen drei Gesellen, in Nr. 2 und 4 die hagebuchene Messe, in Nr. 4 die brennende Elbe (Germania 7, 189. Müller-Fraureuth S. 53. 124), in Nr. 5 die Vertauschung der Satzteile (Müller-Fraureuth S. 18), in Nr. 3 die Aufzählung weiblicher Untugenden, die an die oben 14, 364 mitgeteilte Scherzrede erinnert[1]. — Nachträglich möchte ich noch bemerken, dass die oben 12, 225[2] bruchstückweise gedruckte freche 'Passio cuiusdam nigri monachi' vollständig aus einer anderen Hs. veröffentlicht ist von Feifalik in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 36, 173 (1861). — Neun Lügen in einem Atem: Zs. f. österr. Volkskunde 5, 115. Französische Predigtparodien bei Nisard, Histoire des livres populaires 1, 393 (1854) und bei Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag (Diss. Marburg 1907).

Berlin. Johannes Bolte.

1) Zu diesem Liede 'Es ist wahr und kein Gedicht, was die ewge Weisheit spricht' vgl. noch Val. Rathgeber, Augsburgisches Tafelkonfekt 3, nr. 13 (1737), das Luzerner Susannaspiel von 1747 (Lütolf, Geschichtsfreund 23, 185. 1868), Nicolai, Feiner Almanach 2, 110. Erk-Böhme, Liederhort 2, 692 nr. 904. Böhme, Volkstüml. Lieder nr. 695. Erks hsl. Nachlass 16, 314.

Zwei Satiren in Gebetsform auf Tököly und Ludwig XIV.

Wie das Vaterunser ehedem in politischen Kampfschriften ausgenutzt und parodiert wurde, hat jüngst G. Mehring (oben S. 129) in Ergänzung einer älteren Arbeit von R. M. Werner ausführlich dargelegt. Zu seinen Beispielen füge ich noch ein 'Vaterunser auf Tököly' aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, das hsl. auf einem Blatte (21 × 22 *cm*) in dem Sammelbande 1384[23] der Kapuzinerbibliothek zu Bregenz als nr. 44 steht. Graf Emerich Tököly (1656—1705), der seit 1678 den von Polen, Frankreich und der Türkei insgeheim unterstützten Aufstand der Ungarn leitete, verband sich nach 1682 mit den Türken, die ihn gegen einen jährlichen Tribut als Herrscher von Ungarn anerkannten, kämpfte 1691 auf ihrer Seite gegen die kaiserlichen Truppen und starb in der Türkei.

Etwa der gleichen Zeit, vielleicht erst dem spanischen Erbfolgekriege gehört die ebenda hsl. aufbewahrte Beichte Ludwigs XIV. an, welche freilich zur genaueren Datierung wenig Anhaltspunkte bietet. Ähnliche Parodien des kirchlichen Sündenbekenntnisses sind bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar; vgl. das Bekantnus Herzog Moritzen (1550. Liliencron, Die historischen Volkslieder 4, 494 nr. 585—586) und des gwesten Pfaltzgraf offen schuldt (1621. Ditfurth, Volkslieder des dreißigjährigen Krieges 1882 S. 42 = Wolkan, Lieder auf den Winterkönig 1898 S. 154).

I. Das Vater Unser vbr den Erz-Rebell Teckely.

1. Teckhely, du bist deß Türkhen Knecht,
hattest du betrachtet recht daß } Vater Unßer

2. So wärest du nie gesprungen auß
der Christenheit inß Türckhen hauß } der du bist

3. Vertiefft inß Luther Lehr
So dich beraubt der Künftigen ehr } im Himmel

4. Jetzt trachtest du nach Türken ehr
Und fragest nichts darnach, ob Gott der Herr } geheiligt werde

5. Ein Dieb bist du, darffs gar wol sagen,
daß man soll an galgen schlagen } Dein Nam

6. Hast wölln Ungarn soll sein dein Thron
dir nicht, du Feind, sondern dein Cron } Zu khome Vnß

7. Ich zweiffle nicht, du loßer Gesell
Eß wirdt ia sein in der Höll } Dein Reich

8. Du hast die Christenheit veracht,
damit dein seel dem Teuffel gmacht } Dein will geschehe

9. Du bist ein Mainaydiger Bub,
daß du vermainst, es gehe hier zu } wie im Himmel

10 Im Himmel brat man dir khein wurst
man löscht dir dorten auch khein durst } wie auf Erden

11. Waß du mit falschheit ohne sorgen
hast gstolln, bhalts nit biß morgen } gib vnß heut

12. Du bist ein arger schlimmer gast
Nicht werth, daß du gefreße hast } vnser Täglichs Brodt

13. Hast gmacht Neyd, Haß, Verrätherey
Vermeinst, daß Gott auch dir verzeyh } vnnd vergeb

14. Dem Kayßer gschworn, Tribut gstolln halt nur, du wirsts noch mueßen zolln	vnßere Schuld
15. Daß du betrogen jedermenig, So wird dir Gott die sünd so wenig	alß auch wir vergeben
16. Vermeinst, wir solten dir händigen ein, Aber wir Thun nur diß allein	vnßern schuldigern
17. Du bist ein Loßer Galgenstrickh, Ey daß der Teuffel holle dich	Vnd führe
18. Hast wollen machometisch werden daß dich der Teuffel holl auff Erden	Vnß nicht
19. Man hat dich alß ein Dieb veracht, du aber hast die Christen bracht	in versuchung
20. Die Christen hast helffen fangen Thue nicht mehr nach ihnen verlangen	sondern erlöße
21. Waß du in Ungarn hast begehrt, daß wirdt dir von Gott nit gewehrt, aber	Vnß
22. Du bist verruefft auf allen Gaßen Gott aber wirdt dir nicht nachlaßen	von dem Uebel
23. Daß ist dein Craft, Macht vnnd herrlichkeit Ein Schelm bleibst du in Ewigkeit	Amen!

2. Ein offen Schuld des Königs [Ludwig XIV.] in Frankreich.

Ich armer Französischer König Widersag dem bösen feind, Und allem seinem eingeben, rath und That, auch glaube weder an den Vatter, den Pabst, noch an seine Söhne, den Bischofen von Cölln, Münster, vnd Straßburg, noch an den Geist deß Königs in Engeland, sondern glaube gänzlich, waß das allgemeine Geschrey von der großen macht deß Römischen Kaysers befilcht zue glauben, mit disem glauben beichte und bekhenne ich Leopoldo dem Römischen Kayser, der Hochwürdigen Muetter der Königin in Spanien, und allen ständen deß ganzen Hollands, und gib mich schuldig, daß ich von meinen kindtlichen Tagen an offt und vil gesündiget hab, mit gedankhen mein reich zue uerweiteren, und anderen daß ihrige abzuennemmen: mit Worten, jedermänigklich vil zue uersprechen, wenig zue halten: mit Werckhen, die allergrundlosisten gewaltigkheiten, aller orthen zue verüben, und Vnderlaßung viler guethen Werckh, wie dann solches alles geschehen, heimlich durch meine falsche practiquen, indem ich frembde fürsten, mit ihren vertrauten Persohnen, oder offentlich durch meine vilfältige Krieg und Tyranney, wie jedermänigklich wissend, wider daß allgemeine Recht, wider den Teutschen friden, wider den Kayser, wider Spanien, wider Holland, wider meinen nechsten, den Herzog Carl von Lothringen, und wider das hayl meiner armen Underthanen. Solches, und alle meine schelmenstückh, sind mir layd von grund meines Herzens, daß sie mir nit seynd von statten gangen, bitte derohalben, barmherziger Kayser, du wöllest mier dein Kayserliche gnad verleyhen, mein Regierung fristen, solang biß ich alle meine schelmenstückh möge bueßen, jedermann daß seinige widergeben und den namen deß aller christlichsten Königs erwerben, Klopfe derohalben an mein sündiges Hertz, vnd sprich mit allen schelmen und Dieben: O Herr, Sey mier armen Sünder gnädig, vnd barmhertzig. Amen.

Ravensburg. Paul Beck.

Zwei deutschfranzösische Flugblätter aus dem spanischen Erbfolgekriege.

Die beiden nachfolgenden, im Stile des 'Deutschfrantzosen' Johann Christian Trömer (1697—1756) gehaltenen Verherrlichungen der Siege des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough über die Truppen Ludwigs XIV. entnehme ich einem Sammelbande der Kapuzinerbibliothek zu Bregenz (Nr. 1384 [23]), welcher Miscellanea historica aus den Jahren 1700 bis 1710 enthält. Das erste Stück (Nr. 7 in jenem Bande) steht auf einem 20 *cm* hohen und 16,5 *cm* breiten Druckblatte o. O. und J., das zweite (Nr. 3b) auf zwei Blättern gleichen Formates o. O. und J.

I. Die Schlacht bei Chiari (1701).

Der Franzosen unterthänigste Supplication an den Prinzen | Eugenium in Italien. | Requeste. | An die Geyserliche Generalitet in Italien, da die Franzoß-Nation | durch die Deitsch hubel tractiert in die action bei Chiary[1]), um zu befehl, | daß die Deitsch ein angermal besser tractier die Franzoß.

Der Franzoß-Nation nimt sein underthänig Recours an die Geyserliche Generalitet, wann die deitsch Soldat nit mak gut manier mit die honnestes gens Francois, ist impossible, und leid zu groß brutalitet, welck die Deitsch gemak à la journée de Chiary, par Dieu, wann die Franzoß geb die assaut mit der Espée à la main, chapeau troussé, bottes decrottées, et en fin halle mit einanger propres et galans au dernier point, sollen die Teutsch auk seyn de bonne maniere et bon Cretien, und tractier die Franzoß charitablement, wann die Deitsch victorisier, und die Deitsch ist geweß so barbare, cruel, so horrible, daß nit geb an Frantzoß quartier, wann sie bitt, wann sagt die Franzoß su die Deitsch: Monsieur Allemand, pour l'amour de Dieu gib mir quartier, so mak die Deitsch Kopf wek, schieß tod, schlag tod. Sie die Deitsch heiß die Frantzoß Ußfutte, Schelm-Frantzoß, bestie, schreit: Daß dy der Tüffle, daß dy du saframent! Vnd ig weiß nit, was alle mehr mak. Das ist nit manier von bonne guerre; warum nit auk mak prisonnier, wie ist manier bey die Frantzoß. Wann Frantzoß marschier bey die Deitsch in bataille, und schreit: Vive le Roy, in haller gravitet, so lak die Deitsch die Frantzoß nur hauß und schrey: Kikiriki[2]) und wann lang genug haußlak [ausgelacht], comme Diable enragé, sich halle mit einanger auf der Frantzoß mit sein Leib, aut auf die Frantzoß sein Kopf mit Enkersschwerta, als wer die Frantzoß gens von Malefiz, und schlagt darauff, als wer die Franzoß nur Unde, daß so vil honnettes gens de qualité ist bleib tod, warum? Sie fall nit zu seiner Fuß; das nit ist manier. Wie mak die Frantzoß? Kan wider mak gesund, sie Frantzoß nit haut Kopf wek, daß nit eß mehr kan. Da mak sie Deitsch depouiller die harme Frantzoß wie Frosch, halle mit einanger ziegt hauß biß auf die Emde. Par Dieu, das ist nit bon Crestien, ist nit pitié, nit misericorde mit sein prochain, laßt aok ligen wie ein dote Und. Die guerre mit der Türk kan nit mehr cruel seyn als die Deitsch; sie mak die Maul hauff, als will freß die Franzoß halle mit einanger.

Monsieur, par Dieu, wann nit commandier sie seine Soldat, daß besser manier mak, mehr raisonable tractier die Frantzoß, so muß halle mit einander lauff zu Hauß, und die Frantzoß kan bleib nit in Welschland, kan nit mak sein bravour, kan nit mak sein bruit, kan nit mak sein chernibleu[3]), sein sacrebleu, kann nit mak sein Rodemontade, c'est une honte für die Frantzoß Nation, wann nit mak Monseigneur bon Ordre, weiß nit remede, wir halle mit einanger par Dieu miserables malheureux Bernheuter, halle mit einanger Frantzoß.

---

1) Bei Chiari in der Nähe von Brescia erlitten die Franzosen unter dem Herzog Villeroi am 1. September 1701 eine Niederlage durch den Prinzen Eugen. Die Supplikation ist aber, wie unten S. 190 gezeigt wird, frühestens 1702 entstanden.

2) Kikiriki, s. unten S. 193, V. 55.

3) Chernibleu, wohl ein Fluch (statt Chéri dieu??); vgl. Nr. 2, V. 41 und S. 194, V. 88.

2. Die Schlacht bei Ramillies (1706).

Curieuses Lamentiren, | Eines Französischen | Musquetiers | Uber die durch die Heldenmüthige Thaten des | Welt-berühmten | Duc de Marlborough | Wider die Franzosen in Brabant glücklich | erhaltene | VICTORIE.

O Buger Allemang, Holland- und Engels-Mann,
Der uns der große Affront wieder hat angetan,
Das ist brutalitä, das ist gar nix Manier,
Daß man die bon Frantzoß so slime mag tractir,
Nimb uns der Löwen Stadt und auch der Brüssel wegk.
Sag mir nur ein Mensch, ob der sei just und auch reck.
Ich weiß die Teuffel nit, Franzos nix mehr Curage,
Grieg immer grobe Stöß auf Gopf und auf die Nase.
Der Teutsch victorisirt, ser futer ist nit gut,
Der arm Frantzos muß laß allseit sein Haar und Blut.
Was mak der Villeroy, nit at gut Ordre geben,
Der Soldat slim tractirt, nix menagirt ihr Leben.
Nur attaquir per forz die Alliirt Soldat,
Und der Monsieur Marsin ist gommen allzuspat
Mit der langsam Succurs; was wir der König sagen?
Er wir de groß Affront nit können bon ertragen.
Der gantz Armee ist hin, die Stück und die Canon.
O futer, glaube mir, das ist gar nit Raison;
Der Teutsch, gar importun, mack gleich nur massacrir,
Es gan nit der Balbier die Blessur mehr curier.
Serspalt nur gleich die Gopff mit seinem Enker-Schwerdt,
Aut ihn die Leib entzwey, daß es fält auf die Erd.
Bitt son Franzos Quartier, bitt der um GOttes Will,
Wil doch der Teutsch Soldat davon nit hören viel.
Sreit gleick: 'Potz Safframent, sies nur die Selmen nider,
Slag nur die Unsfott todt und die marode Brüder:'
Als wer Fransoß nur Und, und nit auch Galant Hom.
O Bunker Engelmann, biß nimmer gut Patron
Du bist jetz gar Barbar, Cruel, horribel, böß;
Du gibst uns arm Franzos allseit nur Schläg und Stöß.
Das haben wir, Morblee, mit Schmertzen vor swey Jahren
Bei fataln Schelenberg, auch diß Jahr son erfahren!
Wers du nit in Brabant und nit in Spanien,
So hät nit der d'Anjou von Madrid dörffen gehn.
Daß die der Teuffel ol, du tausend Teuffel du!
Du macks, daß jetzt die bon Fransoß ist gar futu.
Hast der Barcellon ensetzt su Wasser und su Land,

V. 1 Buger (frz. bougre) = Schuft, Lump. — 5 Löwen und Brüssel fielen nach der Schlacht bei Ramillies (23. Mai 1706) in die Hände Marlboroughs. — 6 reck = recht. — 9 futer (foudre) = Blitz; vgl. V. 18. — 11 François de Neufville, duc de Villeroi (1644 bis 1730), bei Ramillies besiegt. — 14 Der Marschall Ferdinand de Marsin (1656 bis 1706), 1705 bei Höchstädt und 1706 bei Turin geschlagen. — 21 Enker = Henker, vgl. V. 26 Unsfott, 28 Und. — 28 Bunker, wohl = Bougre. — 31 Morblee (morbleu, mort de Dieu) = bei Gott! — 32 Am Schellenberg bei Donauwörth wurden die Bayern am 2. Juli 1704 von Ludwig von Baden und Marlborough überwunden. — son = schon. — 34 Herzog Philipp August von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV., der als Philipp V. den spanischen Thron bestieg, belagerte 1706 seinen Nebenbuhler Karl III., den Sohn Kaiser Leopolds, in Barcelona, musste aber die Belagerung aufheben, weil die Portugiesen unter Lord Galloway bis Madrid vorgedrungen waren. — 36 futu (foutu) = futsch.

Geschlagen die Armee, daß dir der Enker dank.
Jetz kan man Landau nit noch Turin attaquiren.
Der Concept ist verrück, nur alles mag verliehren;
Al Rondemontod felt, daß der der Schernible
Crojemona par Dieu, thut mir in Ertzen weh.
Ludwig nit mehr Fortun, das ist der gar nit bon,
Wann er nit besser wird, lauff all Fransoß davon,
Er gibt uns gein Larschang, gein Brod und gein Fourage;
Wie sol dann der Soldat wohl haben de Courage!
Der Teutsche frist und saufft, holt immer Beute ein,
Die arm Frantzosen die muß nur Berenäuter seyn.

Ravensburg. Paul Beck.

Ein Reimgespräch zwischen Prinz Eugen und Villeroi (1702).

Die beiden voraufgehenden Satiren, von denen die zweite bereits bei Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1648 bis 1756 (1877) S. 356 mit der falschen Jahreszahl 1703 zu lesen ist, zeigen in der ganzen Anlage wie in einzelnen Ausdrücken enge Verwandtschaft miteinander. Wie ist diese zu erklären?

Einen Fingerzeig gibt uns die eigentümliche Sprachform beider Stücke. Das zur Verspottung der Franzosen dienende gebrochene Deutsch, das später durch den von Beck zitierten Sachsen Trömer zu läppischer Manier gesteigert wurde, scheint gerade in dieser Zeit aufgekommen zu sein, wenngleich schon 1677 Jan Rebhu[1]) eine Italienerin einen Brief in ähnlichem Kauderwelsch schreiben lässt. 1704 ward das oft wiederholte Lied des Guckkastenmannes 'Raritäte sein ßu sehn'[2]) gedruckt; später kennzeichnen, wie Erich Schmidt in der AdBiogr. 38, 638 bemerkt, Holberg, die Gottschedin, Gellert deutsche Ausländerei auf ähnliche Weise, wie uns noch Riccaut de la Marlinière bei Lessing entgegentritt. Das älteste mir bekannte Beispiel aber, wenn wir von dem anders gearteten bei Jan Rebhu absehen, bietet ein 1702 erschienenes und unten wiederholtes Alexandrinergespräch zwischen dem Prinzen Eugen und dem mühsam Deutsch radebrechenden Herzog von Villeroi; und gerade in diesem erblicke ich das gemeinsame Vorbild für die

---

39 Landau in der Pfalz war 1702 und 1704 den Franzosen entrissen worden, fiel aber 1712 wieder in ihre Hände; Turin ward 1705 und 1706 vergeblich von ihnen belagert. — 40 Concept = Plan. — 41 Rondemontod (rodomontade) = Prahlerei. — Schernible, s. oben S. 188³. — 42 Crojemona = croyez-moi. — 45 Larschang (l'argent) = Geld.

1) Der Symplicianische Welt-Kucker oder Abentheuerliche Jan Rebhu o. O. u. J. [1677] S. 42: Brief einer italienischen Gräfin an den Kapellmeister. Den Autor (Huber?) sucht man vergeblich in der Deutschösterreichischen Literaturgeschichte von Nagl u. Zeidler. Lowack (Die Mundarten im hochdeutschen Drama 1905 S. 3) nennt noch den radebrechenden Allobrox in Frischlins Julius redivivus, übersetzt durch seinen Bruder Jacob (1592); vgl. Bolte, Guarnas Bellum grammaticale 1908 S. *56.

2) Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 3, 516. M. Herrmann, Jahrmarktsfest zu Plundersweilen 1900 S. 19. M. Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert 2, 444. Kopp, Zs. f. d. deutschen Unterricht 9, 604 und Archiv f. Kulturgeschichte 2, 316. Auf die Verbreitung dieses Liedes weist auch der Titel einer politischen Flugschrift hin: 'Schöne Raritäten einiger vornehmen Höfe' (Genff 1705. 50 S. 4°), und schon 1698 erscheint in einem Leipziger Hochzeitsgedicht (Orpheus Hommer [= E. Uhse], Musen-Cabinet 1708 S. 1185) ein Savoyarde mit den Versen: 'Schaut schöne Spiele-Werck, schaut schöne Rarität, Sanct Ursel, Catharin, courante Margaret'. (Curante Margretchen: Erk-Böhme 1, 254).

prosaische Supplikation der Armee und die gereimte Lamentation des französischen Musketiers. Wie dort die gemeinen Soldaten, so beschwert sich hier der hochfahrende Herzog über das grimmige Ungestüm der deutschen Krieger, die dem Feinde keinen Pardon gewähren. Einzelne Ausdrücke wie Undsfutt, Enkerschwert, Chernibleu und ganze Verse[1]) kehren wieder. Die historischen Ereignisse (Schlacht bei Chiari, Catinats Missgeschick, die Erstürmung von Cremona) werden vollständiger angegeben, und die Situation ist mit fast dramatischer Schärfe umrissen: Prinz Eugen ist es, dem der am 1. Februar 1702 zu Cremona gefangene, doch mit allen Ehren behandelte und ein halbes Jahr darauf ohne Lösegeld entlassene Herzog von Villeroi[2]) seine Klage vorträgt und von dem er eine treffende Abfertigung erhält. Im Vergleich zu diesem eine gewisse literarische Bildung verratenden und ein Jahr später von dem Leipziger Magister Erdmann Uhse[3]) eines Abdrucks in seiner Poetik gewürdigten Dialoge offenbart die Prosa-Supplik einen erheblich niedrigeren Geschmack. Sie begnügt sich, die komische Wirkung des fehlerhaften Deutsch des indignierten Franzosen festzuhalten, während der Autor von 1706, der die Versform bewahrt, ungescheut die Ausdrücke seiner Vorlage zur Feier eines von Marlborough erfochtenen Sieges plündert.

Gespräch, | Zwischen | Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit | Printzen | EVGENIO | von Savoyen, | Und | Monſieur le Duc de | Villeroy | | Gedruckt zu Cremona. 4 Bl. 4° o. J. (Berlin, Flugschriften 1702, 18).

Villeroy.

Allons par force! Ha! Was mak doch die Franzose?
Ats gein Courage mehr? Steckt in die Teusche Ose
Itzt viel ein gröser Mut? die halte Catinat
Par Dieu! ist gar foutu; Er gommt er gar zu spat.

Eugenius.

Monſieur de Villeroy ist, wie ich hör, gekommen;
Der Namur vor entsetzt, hat sich nun vorgenommen,
Auch in Italien zu zeigen seinen Muht.
Wie wagt der theure Held so liederlich sein Blut!

---

1) Vgl. die Verse 37 f., 57 f., 64, 85, 88f. mit V. 25f., 21f., 20, 44, 42f. des 'Curieusen Lamentirens'.

2) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, hsg. von der Abt. für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchives 4, 98. 113 (1877).

3) [E. Uhse,] Wohl-informirter Poët, Leipzig 1703 S. 86—90. — Uhse, über den Waldberg (AdBiogr. 39, 449) unterrichtet, spricht hier von der Länge der Reden „in demjenigen artigen Gespräche, welches dem Durchl. Printzen Eugenio von Savoyen und dem in Cremona gefangenen Duc de Villeroy vor weniger Zeit angedichtet worden. Weil nun dasselbe gar curieus und lustig (ob es gleich etwas reiner seyn könte und solte) ist und zeiget, wie schwer die Teutsche Sprache den Frantzosen zu reden vorkommt, wird es dem munteren Leser nicht mißfallen, wenn sich solches gantze Gespräch allhier praesentiret". Weggelassen sind die Verse 99—126. Übrigens hat bereits Erich Schmidt in seiner Charakteristik Trömers auf den Dialog bei Uhse aufmerksam gemacht.

2 Teuse, Uhse — 3 grösrer, Uhse. — Der Marschall Nicolas de Catinat de la Fauconnerie (1637—1712) ward Ende 1701 aus Italien abberufen und zur Rheinarmee geschickt. — 6 Namur war 1692 von den Franzosen eingenommen, drei Jahre später aber durch König Wilhelm von England ihnen wieder entrissen worden.

Villeroy.

Morbleu! was mack die Teutsch! Ick ab den Goff serstossen.
Das iß nit gut Manier, O foutre schlimme Possen.
Sie at mir eine Brill auf meine Naß gesteckt;
Ick ät er nit geglaubt, daß er die Sähn so bleckt.

Eugenius.

Ha! Monſieur Villeroy, wir, die zusammen kamen,
Wir wollen auf dem Bret, wir wollen auf der Damen
Ein ander jagen um; sonst wird die Zeit zu lang.
Vielleicht kan hier ein Stein dem andern machen bang.

Villeroy.

Pardon, mon Prince, Pardon, ir müß nit so anpacken
Die Nobles gens francois; ihr müß es nit so macken.
Das is brutalité; der teutsch Mann ist sonst gut,
Er sag: O bon Fransoß! behalt er du dein Blut!

Eugenius.

Ich komm aus Ungarn erst und hab in Siebenbürgen
Nichts anders sonst gelernt als säbeln, hauen, würgen.
Weil nun Frantzoß und Türck wie Brüder sind vereint,
So scheer ich billig sie wie andre Christen-Feind.

Villeroy.

Pardon, mon Prince, glaub mir: Wann Fransoß angreiffen
Mit die Deg in der Hand, wenn sie die Chappeaux streiffen
Und troßig drucken ein, sie schrecken halle Welt,
Sich ein Franzoß galant und öfflich dennock stellt.
So soll die Teutsch ock seyn. Das ist nit bonne Maniere,
Das is nit bon Chretien, wenn sie so schlimm tractire,
Mon Dieu! die Herr Fransoß. Ist Teutsch Victorieus,
So ist sie gantz Barbar, Cruel, Horrible, böß.
Das ats bey Chiari die gut Fransoß erfahren.
Er sagte su die Teutsch, die Aut gans zu bewahren:
'O Monsieur Allemand, o pour l'amour de Dieu,
Quartier, mon Allemand!' fällt er gar auf der Knie.
O foutre Allemand! Er schreyt: 'Goff weg, schieß nieder,
Schlag tod die Unsfut, Schelm Fransoß, Marode-Brüder,
Daß dick die Schinder ol, daß dick dauß Safferment,
Du Und, du Bestie, daß dick die Encker schänd!'

Eugenius.

Auf diese lange Klag weiß ich sonst nichts zu sagen
Als daß, so lang die Welt noch wird Frantzosen tragen,
Kein Fried auf Erden sey. Setzt immer auf die Hüt
So trutzig, als ihr könnt, wir sind des Prahlens müd.
Man kan es nicht so arg mit euch, Frantzosen, treiben,
Man wird den grösten Rest euch dennoch schuldig bleiben.
In Summa: Wessen ihr uns Teutsche klaget an,
Hätt ihrs uns können thun, ihr hättets auch gethan.

---

9 u. ö. Teuts, Uhse. — 20 sagt, Uhse. — 27 vgl. oben S. 188 chapeau troussé. — 33 ats] ab, Uhse. Über die Schlacht bei Chiari s. oben S. 188.

Villeroy.

Es ist dock nit Manier, ok nit Raison de guerre.

Eugenius.

Macht nur von diesem nicht ein alberes Geplerre!

Villeroy.

Man mack ock Prisoniers, so mak es die Fransoß.

Eugenius.

Man spricht von dieser Ehr bey uns nicht sonders groß.

Villeroy.

Wann die Fransoß marchirt und stellt sich in Bataille,
So ält die Teutsch sie nur wie fouttre und Canaille.
Kikrikik, O die Spott! Laufft mit so ringen Auffen,
Wie tauser Teufel su, last gein Fransoß verschnauffen,
Aut ihm die Leib enswey, wie mit der Encker-Schwert
Serspalt sie ihm die Goff, wie Wolff die Schaafe schert,
Als wer Fransoß nur Und, und nit honnet su nennen,
Nit Gens de qualité: Die Teutsch wills nur ergennen
Für Gens von Malefice. O das ist nit Raison.
O Bougre Allemand, biß nimmer gut Patron,
So die Fransoß nit mack, mack nit glei massacriren,
Er mack, daß die Blessur Barbier nock gan curiren!
Teutsch zieget die Fransoß hall mit einander aus
Wie Frosch biß auf die Emd, schlagt er tod wie ein Mauß.
Wer at die teutsche Gatz in Welschland lern so mausen?
O das is nit Raison, nit bon Chretien, so aussen
Misericorde nit; die Teutsch ist gantz Barbar,
Verschont nit sein Prochain, er will sie fressen gar.

Eugenius.

So recht der alte Brauch, die Kriegs-Manier wills haben.
Wir lassen uns von euch nicht mehr das Rüblein schaben,
Wie biß daher geschah. Die Zeiten ändern sich.
Wir liessen schändlich sonst des Käysers Ehr im Stich,
Dem ihr noch biß daher habt allen Spott erwiesen,
Der in der gantzen Welt doch Christlich wird gepriesen,
Barmhertzig, fromm und mild, der nicht mit Christen-Blut
Unnöthig sich befleckt, wie ihr Frantzosen thut.
Wenn Teutschland soll von euch des Nechsten Liebe lernen,
So müssen wir so weit von selber uns entfernen
Als Himmel und die Höll. Ich sage frey dabey,
Daß niemand als der Teutsch für ietzt mein Nechster sey.

Villeroy.

Monsieur, wenn sie nit geb gut Ordre sein Soldaten,
Daß raisonabler sie tractir mein Cameraden,

53 Marchir, Uhse. — 54 Teutsche A, Teuts Uhse. — 55 Der Spottruf Kikrikik auf den gallischen Hahn erscheint z. B. auch bei Ditfurth, Histor. Volkslieder von 1648 bis 1756 S. 245. 316 f. (1707. 1741. 1742). Vgl. oben S. 188[2]. — 56 tausend, Uhse. — 61 O das ist] das iße, Uhse. — 62 immer A. — 65 zeiget A. — 66 Fros, Uhse. — 68 aussen, Uhse. — 80 müsten, Uhse. — 83 Soldat A.

Laufft all Fransoß darvon, bleibt nit in Welschland mehr.
Die Teutsch ist gar cruel, mack mir die Sach so schwer,
Ick gan braviere nit, mit Gasconnade macken,
Nit bruit, nit Cherny bleu, wann mick die Teutsch anpacken,
Rodomontade fällt: Gomm nit gut Ordre ein,
Mon Dieu! so muß Fransoß Bernäuter alle seyn.

Eugenius.

Was ich für Ordre stell, daß soll euch nicht anfechten;
Ich suche meinen Feind zur Lincken und zur Rechten.
Seyd ihr Frantzosen dann in Welschland nicht zu Hauß,
So jagt man billich euch als grobe Gäst hinnauß.
Schert euch, ihr cherny bleu, ihr Sacre Dieu, von hinnen!
Die Ordre geb ich jetzt. Mein einiges Beginnen
Ist euer Untergang. Wolt ihr Bernhäuter seyn,
So widersprech ichs nicht und stimme selbst mit ein.

Seht, den prahlenden Frantzosen
Fällt das Hertz nun in die Hosen.
Villeroy muß entlauffen,
Kan vor Aengsten nicht mehr schnauffen,
Giebt sich selbst, o Schand, gefangen.
Catinat ist heimgegangen,
Hat der Stösse schon genug.
Saget, seyd ihr noch so klug,
O ihr alte Practicanten,
Eure Kunst wird nun zu schanden.
Seht, der junge General
Coujonirt euch überall.
Den ihr kriegen wollet lehren,
Müsset ihr den Rücken kehren
Und die Streiche halten aus.
Kehrt, ihr Prahler, kehrt zu Hauß,
Schämt euch, daß zwei tausend Teutschen
Eurer gar acht Tausend peutschen,
Und darzu in einer Stadt,
Die da Thor und Mauren hat,
Wo der Feld-Marchal quartiret
Und das Haupt-Commando führet!
Achtzig grosse Officirer,
Achtzig — — —, sagt ich schier,
Liessen sich auf einmal fangen.
Unsre Teutschen können prangen.
Darum — — die Frantzosen
Gar vor Angst nun in die Hosen.
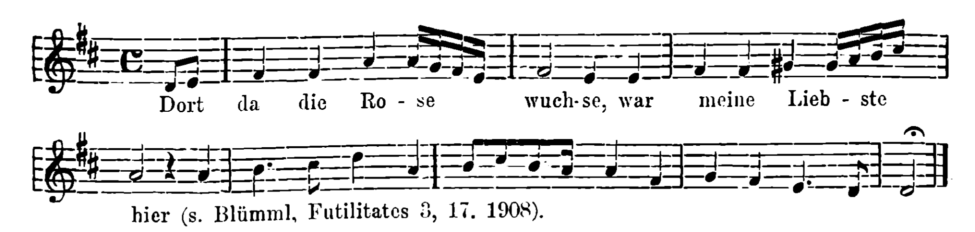
Berlin. Johannes Bolte.

Die siebenbürgischen Melodien zur Ballade von der Nonne.

Unter den von R. Zoder (oben 18, 394) übersichtlich zusammengestellten Melodien zur Ballade von der Nonne ist die in Deutschland am weitesten verbreitete Weise (bei Zoder Gruppe 1) in Siebenbürgen nur in Verbindung mit dem Studentenliede 'Im Krug zum grünen Kranze' bekannt. Das ist um so auffälliger, als der Melodienschatz der Siebenbürger Deutschen mit dem Mittel- und Westdeutschlands sonst eine sehr nahe Verwandtschaft aufweist, auffällig auch im Hinblick auf das hohe Alter und die sonstige weite Verbreitung der Melodie (bis nach Dänemark und Schweden hinein). Sie lässt sich schon im 17. Jahrhundert nachweisen; im Liederbuch des Leipziger Studenten Clodius aus dem Jahre 1669 (Niessen, Vierteljahrsschrift f. Musikwissensch. 7, 654. Beilage XXI. 1891) steht sie als eine dem älteren Liede: 'Ich ging auf einer Wiesen' (Blümml, Futilitates 3, 160) entlehnte Weise in folgender Gestalt:

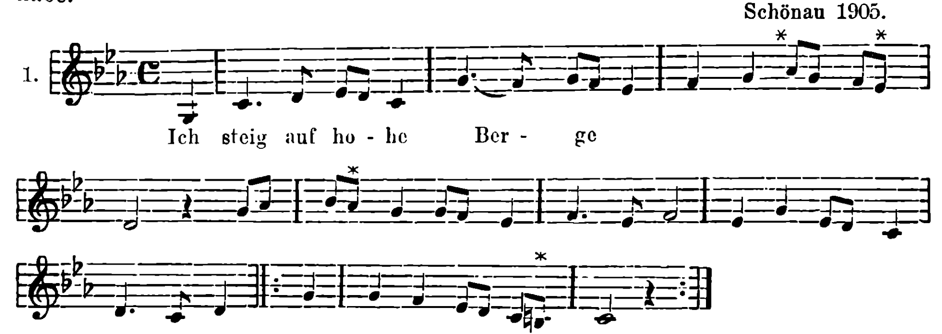
---

87 bravure, Uhse. — 88 mick] uns Uhse.

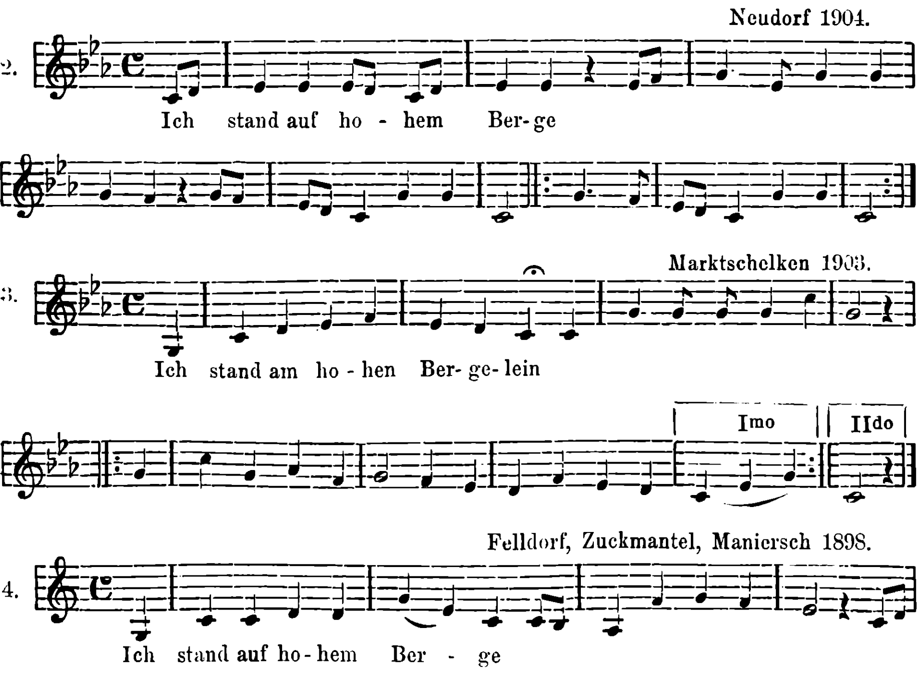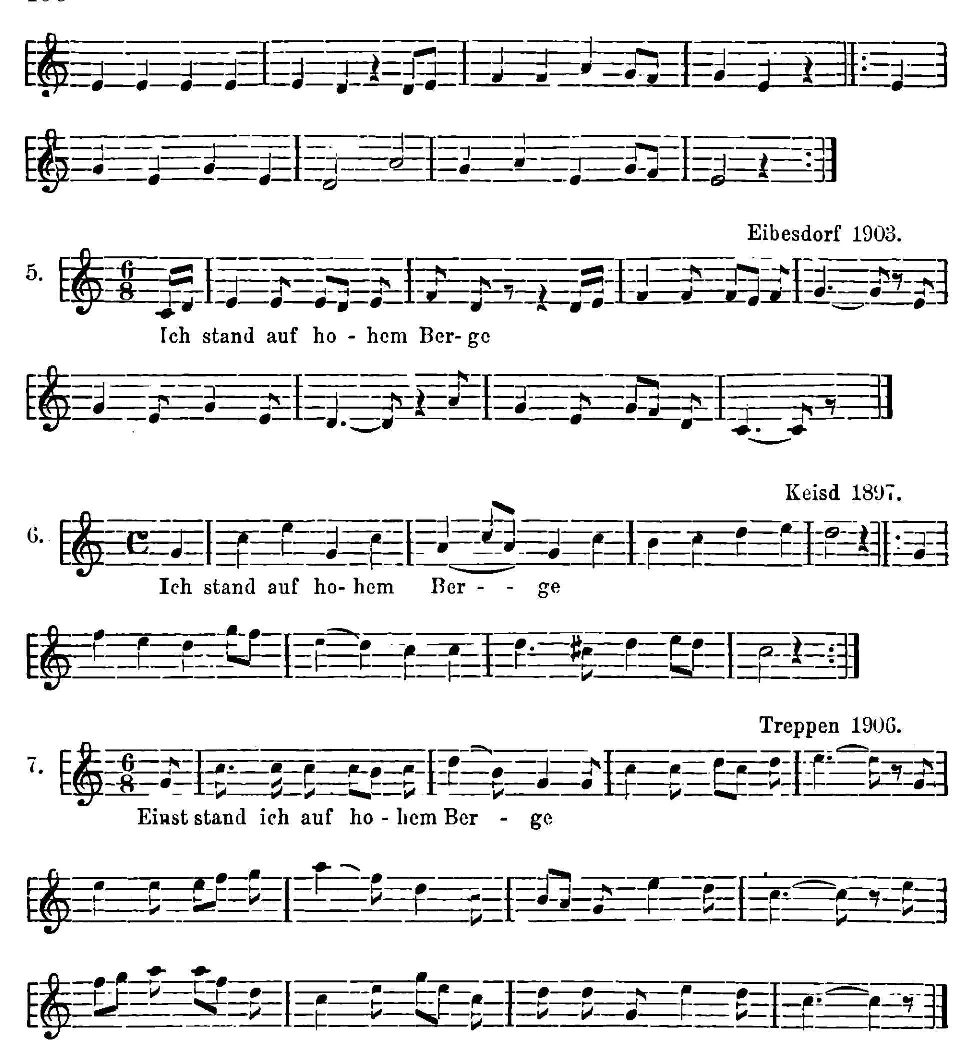


Nebenbei bemerkt weist die Melodie schon hier die von Zoder gewiss mit Recht auf kunstmässigen Einfluss zurückgeführte Ausweichung in die Dominante auf.

In Siebenbürgen wird die Nonnenballade (soweit bis jetzt bekannt) in den verschiedenen Gegenden des 'Sachsenlandes' zu folgenden, zum Teil sehr altertümlichen Melodien gesungen, die ich selber aus dem Volksmunde aufgezeichnet habe.



An den mit * bezeichneten Stellen schwankte das Intervall zwischen einem halben und einem ganzen Ton.





Von obigen Melodien weist nur die erste mit einer von den durch R. Zoder zusammengestellten Melodien, und zwar mit Nr. 31 in Gruppe V, Verwandtschaft auf. Die Ähnlichkeit tritt namentlich in der zweiten Hälfte der Melodien zutage, indessen gehen die Melodien auch im ersten Teil wohl auf dieselbe Wurzel zurück. Damit erhält die von Zoder angezweifelte Echtheit von Nr. 31 und wohl der ganzen V. Gruppe eine nicht unwichtige Stütze. Die oben mit 1 bezeichnete Melodie wird in Siebenbürgen mancherorts zu der gleichfalls sehr alten Ballade 'Herzliebster, ich hab vernommen' gesungen. Die erste, hier und in manchen Gegenden Deutschlands verloren gegangene Strophe (vergl. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 635) begann im 16. Jahrhundert: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort". Der gleiche Anfang beider Balladen (Ich stund) hat wohl zur Übernahme der Melodie von der einen zur andern geführt, wobei unentschieden bleiben mag, mit welcher von beiden sie früher verbunden gewesen ist. Dass bei gleichem Strophenbau und Metrum des Textes oft ein einzelnes Wort oder eine ähnliche Situation zur Entlehnung der Melodie Veranlassung gibt, ist eine

Erscheinung, die sich öfter beobachten lässt. Die Entlehnung geschieht natürlich meist unbewusst, und die Assoziationsreihen der Volksphantasie werden oft von sehr lockeren Fäden zusammengehalten: man fühlt sich angesichts der Leichtigkeit und der aller Logik trotzenden Zufälligkeit, mit der die Gedankenbilder (Textreihen aus verschiedenen Liedern, Abschnitte aus verschiedenen Melodien, in diesem Falle ursprünglich nicht zusammengehörige Texte und Melodien) zusammenschiessen, immer wieder an die lockere Assoziation der Traumgebilde erinnert. Weiter unten folgt sofort ein weiteres Beispiel zu dieser für die Entwicklung des Volksliedes hochbedeutsamen psychologischen Erscheinung.

Die beiden folgenden Mollmelodien 2 und 3 weisen weder mit 1 noch unter einander eine engere Verwandtschaft auf. Im ganzen aber ist eine gewisse Ähnlichkeit in der Tonführung, auch abgesehen von dem gemeinsamen Mollcharakter, nicht zu verkennen. Man darf wohl annehmen, dass die Melodien 1—3 ungefähr in derselben Zeit (nicht nach dem 16. Jahrhundert) entstanden sind.

Die 4. Melodie ist eine Umbildung der Marseillaise; Nr. 5 aber ist nichts weiter als ein Bruchstück von Nr. 4[1]).

Nr. 6 gehört eigentlich zu dem Text des Lossius'schen Liedes 'An einem Fluss, der rauschend schoss'. Offenbar hat die ähnliche dichterische Situation — hier wie dort der „rauschende Fluss" und am Ufer das trauernde Mägdlein — zur Übernahme der neuen Melodie für den alten Balladentext geführt. Ähnlich steht es mit der 7. Melodie. Sie findet sich (allerdings im 2. Teile anders lautend) zuerst gedruckt in Verbindung mit dem Goetheschen Lied 'Da droben auf jenem Berge, da steh ich tausendmal' bei W. Ehler, 'Gesänge mit Begleitung der Guitarre, eingerichtet von W. E. Tübingen 1804 (nach Böhme, Volkstüml. Lieder Nr. 452). Böhme bemerkt dazu: „Der Name des Komponisten fehlt zu dieser Melodie, während er zu den meisten anderen angegeben ist. Also wohl Volksweise, und zwar zu dem Volkslied gleichen Anfangs, das vom Mühlrade singt (Erk-Böhme, Liederhort 2, 234)." Ob unsere Melodie Nr. 7 nun von dem ebenerwähnten Volkslied oder von der Goetheschen Schäferballade entlehnt ist, in jedem Falle besteht das Assoziationsbindeglied, das zur Übernahme der Melodie führte, in dem ähnlichen Textanfang: „Da droben auf jenem Berge" — „Einst stand ich auf hohem Berge".

Die Melodien 4—7 sind allem Anscheine nach alle erst im 19. Jahrhundert in Siebenbürgen eingedrungen. Sie werden die alten, schönen Mollmelodien zur Nonnenballade wohl in wenigen Jahrzehnten völlig verdrängen. Das ist das eine Moment, worauf wir hier aufmerksam machen möchten. Das zweite, was wir uns auszusprechen erlauben, ist: dass wohl die wichtigste und zugleich interessanteste Aufgabe des Volksliedforschers im Aufsuchen der Assoziationsgesetze besteht, nach denen sich Entwicklung und Verwitterung der Volkslieder vollzieht.

Treppen, Post Mettersdorf (Siebenbürgen). Gottlieb Brandsch.

1) Über Reminiszenzen an die Marseillaise in deutschen Volksmelodien s. W. Tappert, Wandernde Melodien, Leipzig 1890, S. 62 ff.; über den Verwitterungsprozess, der sich bei vielen Melodien nachweisen lässt, s. G. Brandsch, Über Werden und Vergehen der Volksweisen, Hermannstadt, W. Krafft, 1906 S. 10 ff.

Tiroler Volksmeinungen über Erdbeben.

„Vom Brenner hat man nie etwas 'Ungleiches' gehört"; doch da geschah das Aussergewöhnliche; leichte Erdstösse fanden Anfang Juni 1891 statt. Wie sich die ältesten Leute erinnerten, war in mehr als 80 Jahren nur ein Erdbeben vorgekommen. „Damals", erzählte da einer von den alten Gossensassern, „wir kamen grad von der Mahd, ist es vor uns hergangen, als wenn man einen starken Sagbaum zur Sage führt (zur Sägmühle fährt)."

Die Jugend, die noch kein Erdbeben erlebt hat, verhält sich ungläubig. Einer meint: „Das sein auch keine Erdbebner jetzt hier, hab i glei gesagt, das sein selle Donnergrottler (Getöse); das thut der Donner wohl öfter, mit der Sonnenfinsternis soll es aufhören." Und ein anderer fügt hinzu: „Die Erdbebner sein weiter an einem andern Ort, und bis hierher kommt nur der Hall."

„Die letzte Nacht aber hat es (das Erdbeben) mich im Bett tüchtig z'sammen g'buddelt," hebt der Postmeister Stephan Schuster an. „Ich für meine Person glaube, die Welt wird durch Feuer untergehen; denn warum? Früher haben sie eine Petroleumquelle gehabt in Russland, jetzt haben sie überall welche entdeckt, und in den Steinkohlenbergwerken hebt (hält) kein Holzgerüst mehr. Es brennt nicht, aber es ist bald, als wenn es gebrannt hätte — wie verkohlt. Das muss doch die Ausdünstung der brennenden Gase machen. Der Stetter in Sterzing muss jetzt nach Bayern festes Lärchenholz schicken, womit sie es in den Kohlenlagern noch versuchen wollen."

„Woher das Erdbeben kommt? Vom Wind kommt es," ruft ein junger Mann, „wenn der so fast (stark) geht und der Regen ihn schnell ohaltet (davon abhält)." — „Nein, nein, vom vielen Regen im Mai kommt es," ruft ein anderer, „wenn das Wasser in die Erde fliesst. Unterschich (darunter) ist das stinkige Öl (Petroleum), das brennt, da gibt es einen schrecklichen Dunst." — „O eia (warum nicht gar)! Die Kälte im Winter und der Erddunst macht die Erdbebner", glaubt ein Dritter. — Unsere alte Bäuerin dagegen weiss: „Die Sonne soll Schuld sein. Haben Sie das gehört, dass die Sonne 40 Meilen weit dersprungen ist? Und in a Toal (einem Teil) Orten scheint gar keine mehr? Die Mahren des Waldherrn (Försters) Frau hat das erzählt." — Soll die Sonne an einen andern Ort hingesprungen sein? — „Nein, verstehen Sie es nicht? Wie die erdenen (irdenen) Schüsseln derspringen. Das sag lei i, weil Sie es nicht verstehen. Mit dem Perspektivglas wird man es wohl sehen können, ob es so ist; wenn man damit in die Sonne einschauen kann, das weiss ich freilich nicht. Vielleicht ist es nicht wahr."

Eine Frau aus Sterzing hat gewusst, ein grosses Tier, was im Meer lebt, macht die Erdbebner, wenn es sich regt. Und ein Bauer, der vom Steinacher Markt kam, erzählte, dort hätten sie gesagt, ein Berg, aus dem Feuer käme, wäre die Ursache, und ein seller (solcher) Berg wär unter dem Brenner.

Dort kommt der Raderer Hansl; fragen wir den! Er ist der älteste Mann in Gossensass, ein Erfahrener, und er hat auch manches gelesen. — Was denken Sie vom Erdbeben? — „Wie Ös dös versteht? fragt die Fräuele", hilft mir seine Häuserin, mich dem schon Schwerhörigen verständlich zu machen. — „Das ist etwas Unheilbringendes, Gefährliches. Gelesen hat man es wohl, dass Erdbeben ganze Städte zusammengeschüttelt haben. Krieg soll es geben. Hier glaub ich es nicht, dass es etwas macht, wo der Boden alles Fels ist; doch wenn unser Herr uns strafen will, derweicht man ihm nicht (kann man ihm nicht ausweichen). Am Vesuv ist auch hohes Gebirge, aber dort ist

auch das Meer, das haben wir hier nicht. Vom grossen Tier im Meer, dem Walfisch, und vom Sprung in der Sonne habe ich auch gehört, doch das glaubt hier keiner. In Innsbruck haben sie dem heiligen Alexius, der für die Erdbeben ist, an seinem Tag einen Umgang gelobt; einmal haben sie den ausgelassen, da hat die Erde so gebebt, dass in den Wirtshäusern die Gläser aneinander geschlagen und zersprungen und verschüttet sind. Sie haben Nachmittag dann noch den Umgang gehalten, da hat das Erdbeben aufgehört. Heut und morgen wird auch deshalb hier ein Rosenkranz gehalten und Samstag eine Messe."

Andere Leute treten herzu. Sie haben gehört, der Brennersee, der sonst immer eben hergeflossen ist, soll einen Spalt haben und das Wasser im Bad so heiss geworden sein, dass man es unmöglich angreifen kann; in Gries (Brenner) aber wäre beim' Erdbeben eine Tafel (ein Heiligenbild) herabgefallen; andere sagen, der Fels habe einen Sprung bekommen; doch die Bahnaufseherin sagt: Nein, das Stationshaus hat einen Sprung, weil es halb auf Fels, halb auf Schotter gebaut ist, dass die Leut sich nicht mehr getrauen, drin zu bleiben. Aber der Muche (Michel), der dort war, hat nichts von allem gesehen: „Das ist alles derlogen," sagt er, „so zu lügen, das ist keine Arbeit. Man soll nichts mehr glauben und dann auch noch zweimal hinsehen. Man erfährt nichts 'Ebenes', Genaues, gleich der Tatsache, also nicht die Wahrheit." — [Vgl. Lasch, Archiv f. Religionswissenschaft 5, 236. 369.]

München. Marie Rehsener.

Wachsvotive aus Kiedrich im Rheingau.

Kiedrich, eine kleine malerische Stadt von annähernd 2000 Einwohnern, zwischen fruchtbaren Rebenhügeln höchst romantisch gelegen, schon im Jahre 954 urkundlich erwähnt, besitzt eine schöne gotische Kirche, in deren unmittelbarer Nähe eine Michaelskapelle steht, gleich der dem h. Valentin geweihten Kirche, das Ziel vieler Wallfahrer, die hier am Sonntage vor Bartholomäi erscheinen. Nicht nur aus unmittelbarer Nähe kommen sie herbei, sondern zum Teil aus grösserer Entfernung, von beiden Ufern des Rheins. Ein buntes Leben entfaltet sich da vor dem mit hohen Mauern umfriedeten Hofe um die Kirche; allerlei Buden sind aufgeschlagen, um für das leibliche Wohl der zahlreichen Wallfahrer zu sorgen. Innerhalb der Mauern haben sich vor den beiden Kirchentüren die Wachszieher mit ihren Tischen aufgestellt, auf deren schneeweisser Leinendecke allerlei Wachsvotive ausgeboten sind, „wie (so sagte einer der Verkäufer) sie eben verlangt werden". Auch vor der Michaelskapelle hat ein Verkäufer seinen Stand aufgeschlagen. Die Wallfahrer treten heran, kaufen sich eine Kerze und irgend eine oder mehrere Figuren, wie sie sie gerade bedürfen, und gehen dann in die Kirche, um sie vor dem Altare zu opfern. Die Kerze wird angezündet und auf den Kerzenhalter gesteckt, das Votiv wird auf den Kerzenhalter gelegt oder gesteckt. Entweder wird das Opfer in die dem h. Valentin geweihte Hauptkirche oder in die Michaelskapelle oder vor den im Freien stehenden Marienaltar gebracht.

Die Hauptverehrung geniesst in Kiedrich der h. Valentin, dessen lebensgrosse Statue im Mittelschiff der grossen Kirche prangt. Er wird vor allem angerufen gegen die Fallsucht[1]). Im Hofe der Kirche stehen um die grosse

1) [Hierbei hat offenbar, wie in zahlreichen ähnlichen, jüngst von Kalužniacki (oben S. 123) aufgezählten Fällen, der Gleichklang von Fallen und Valentin mitgewirkt.

Kreuzesgruppe herum mehrere Eibenbäume; die Leute treten an diese heran und brechen sich kleine Zweige davon ab, nehmen sie mit in die Kirche und berühren damit in Andacht die Statue des heiligen Valentin: Kopf, Brust, Hände usw. Die Zweige werden dann sorgfältig mit nach Hause genommen und aufbewahrt; tritt Fallsucht (Epilepsie) bei jemandem auf, so wird ein Tee von den Zweigen gekocht, recht verzuckert und getrunken. Aber auch in anderen Krankheitsfällen findet dieser Tee seine Anwendung, selbst für das Vieh wird er verwendet. Die Bäume sehen infolge des Abbrechens der Zweige sehr verrupft aus trotz ihrer Grösse und genügen den an sie gestellten Anforderungen nicht, weshalb viele Leute, die dazu Gelegenheit haben, auch Eibenzweige aus ihren eigenen Gärten mitbringen und diese weihen.

Die Erklärung für die Verehrung des h. Valentin findet sich in seiner Lebensgeschichte[1]), aus der wir deshalb einiges mitteilen wollen, was sich auf die mit der Wallfahrt verbundenen Umstände bezieht. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts zu Interamna, dem heutigen Terni, einer Stadt Mittelitaliens, geboren, wurde der heilige Valentin 203 Bischof der Stadt Fulgenium (Foligno). Weil er eine sehr schöne Körpergestalt hatte und befürchtete, dass er dadurch leicht Gegenstand des Anstosses werden könnte, wurde ihm (nach dem Berichte der Bruderschaft zum heiligen Valentin in Kiedrich) die schöne Körpergestalt genommen, er wurde sogar mit der fallenden Krankheit behaftet. Dafür wurde ihm verheissen, er werde zukünftig den Notleidenden in dieser Krankheit ein bewährter Fürsprecher sein. Später bewirkte er besonders in Salandria (wir folgen hier in diesen Angaben immer dem eben genannten Bericht) viele Wunderzeichen, indem er die bösen Geister aus den Besessenen trieb und viele heilte, die mit der fallenden Krankheit behaftet waren. Ebenso war es später in Rom; auch hier bewirkte er viele Wunder. Ein angesehener Vorgesetzter des Volkes, Fontejus mit Namen, hatte einen Bruder, der schon längere Zeit an der fallenden Krankheit litt; er führte ihn zum heiligen Valentin, der dem Kranken die Hände auflegte, seine Stirne mit dem Kreuzzeichen bezeichnete und so seine Gesundheit wieder herstellte. Ebenso heilte er den an einer ähnlichen Krankheit schon lange darniederliegenden Sohn eines berühmten römischen Philosophen. Als er infolgedessen viele Anhänger des christlichen Glaubens fand, wurde er gefangen genommen und im Jahre 260 als Märtyrer hingerichtet. Sein in Interamna beigesetzter Leichnam wirkte noch viele Wunder, besonders gegen solche Nöte, in denen der Bischof schon bei seinen Lebzeiten geholfen hatte, und auch zu Kiedrich, „wo Reliquien des heiligen Valentin aufbewahrt werden, fanden oft fromme Verehrer desselben Hilfe und Trost in ihren Nöten“. Zu diesen 'Nöten' werden ausser der Fallsucht in einem Liede gezählt: 'das Getier, so an den Früchten nagte', 'schadenreiche Feuersflammen', 'Pest und schlimme Seuchen', 'trockne Erde' (Dürre) u. a., mit einem Worte 'all Seuch und Plagen'.

Während an anderen Orten des Rheinlandes das ganze Jahr hindurch 'geopfert' wird, ist das in Kiedrich, wie schon erwähnt, nur an einem Sonntage im Jahr der Fall, im August, am letzten Sonntage vor Bartholomäi; wenigstens findet, soviel ich erfahren konnte, an diesem Tage die Hauptwallfahrt statt. Die Opfer sind durchweg Wachsopfer, die in verschiedenen Formen gegossen sind[2]). Da

Höfler, oben 1, 293 führt ihn unter dem 7. Januar an. Delehaye, Die hagiographischen Legenden 1907 S. 49.]

1) [Acta Sanctorum Februarii tom. 2, 754 - 763.]

2) [Vgl. R. Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland 1904 S. 77—85. Wehrhan, Rheinische Wachsvotive und Weihegaben (Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 39, 141—143. Taf. 1—2).]

nicht nur Anliegen in körperlichen Nöten der Menschen vor den Heiligen gebracht werden, sondern auch solche, die das Wirtschaftsleben der Landleute angehen, so finden wir unter den 'Opfern' auch Tiere in grosser Zahl Bei ihrer Aufzählung beginnen wir mit den Votiven, die Teile des menschlichen Körpers darstellen.

1. Mann, bekleidete männliche Person, mit Hut und Jacke angetan, Höhe fast 7 *cm*.

2. Frau, unbekleideter weiblicher Rumpf bis zum Nabel, die Brüste stark hervortretend, die Arme über dem Ellbogen abgeschnitten, ohne Kopf, die Taille deutlich erkennbar, Höhe und Breite $4^1/_2$ *cm*.

3. Wickelkind, im Steckkissen, mehrfach verschnürt, der Kopf durch eine Erhöhung angedeutet, Höhe 7 *cm*.

4. bis 6. Kleine Kinder, alle mit ausgebreiteten Armen, zwei in sitzender Stellung (scheinbar die Knaben), eins nach Art der fliegenden Engel dargestellt (scheinbar ein Mädchen), Höhe 4 - 5 *cm*.

7. Herz, platt, in bekannter dreieckiger Form, am oberen breiten Ende mit einem röhrenförmigen, fast 2 *cm* langen, hohlen Fortsatz versehen, der zum Aufhängen oder Aufstecken am Altar dient, Höhe ohne den Fortsatz 4 *cm*, sonst 6 *cm*.

8. Auge, in der Art, wie das 'Auge Gottes' dargestellt wird, nur nicht im Dreieck, Augenlider und Augenbrauen haben auch Platz gefunden; es gehört zu den dicksten Votiven, es besitzt nämlich eine Dicke von etwa $1^1/_2$ *cm*, Länge $5^1/_2$, Höhe $3^1/_2$ *cm*.

9. Ohr, das äussere Ohr, d. h. nur die Ohrmuschel darstellend, Höhe 4, Breite fast 2 *cm*.

10. Zähne, die obere und untere Zahnreihe, aufeinander sitzend, jede Reihe wieder mittels einer wagerechten Platte verbunden, die obere Zahnreihe zeigt 12, die untere 14 Zähne; Breite des Gebisses 4, Tiefe fast $3^1/_2$ *cm*.

11. Arm, auch als Hand bezeichnet; die Finger sind, mit Ausnahme des Zeigefingers, eingezogen, ganze Länge $7^1/_2$ *cm*.

12. Hand, verhältnismässig das grösste Votiv; es zeigt die linke Hand, ich konnte nicht mehr fesstellen, ob es auch eine rechte Hand gab; Breite $4^1/_2$, Länge reichlich $8^1/_2$ *cm*.

13. Bein, auch als Fuss bezeichnet, mit Oberschenkel, Länge 7 *cm*.

14. Pferd, Länge 6, Höhe $6^1/_2$ *cm*.

15. Kuh, Länge 5, Höhe 4 *cm*.

16. Ziege, Länge 6, Höhe 5 *cm*.

17. Schaf, Länge 7, Höhe $5^1/_2$ *cm*.

18. Schwein, Länge 5, Höhe $2^1/_2$ *cm*.

Alle Tiervotive stehen auf einem hohlen muschelförmigen Untersatze, sodass sie auf den Rand der Kerzenhalter in der Kirche gestellt werden können. Als eigenartiger Votivgegenstand sei endlich noch 19 ein Wachsfaden aufgeführt, der ebenfalls bei den Verkäufern vor der Kirche zu haben ist. Er ist nach Art der Wachsfäden oder Wachsstöcke aufgerollt, hat eine Dicke von drei Millimetern und eine solche Länge, dass er aufgerollt die Grösse einer Faust hat. Er wird gekauft gegen Kopfleiden, besonders gegen Kopfweh. Der Faden wird gelöst, um den Kopf gelegt, in der Länge einer Kopfdicke abgeschnitten und dann 'geopfert'. Ausserdem waren noch grössere Wachsstöcke da, von dickeren Wachsfäden und mit den schönsten goldenen Verzierungen versehen, die zum Anzünden bei Gewittern dienen.

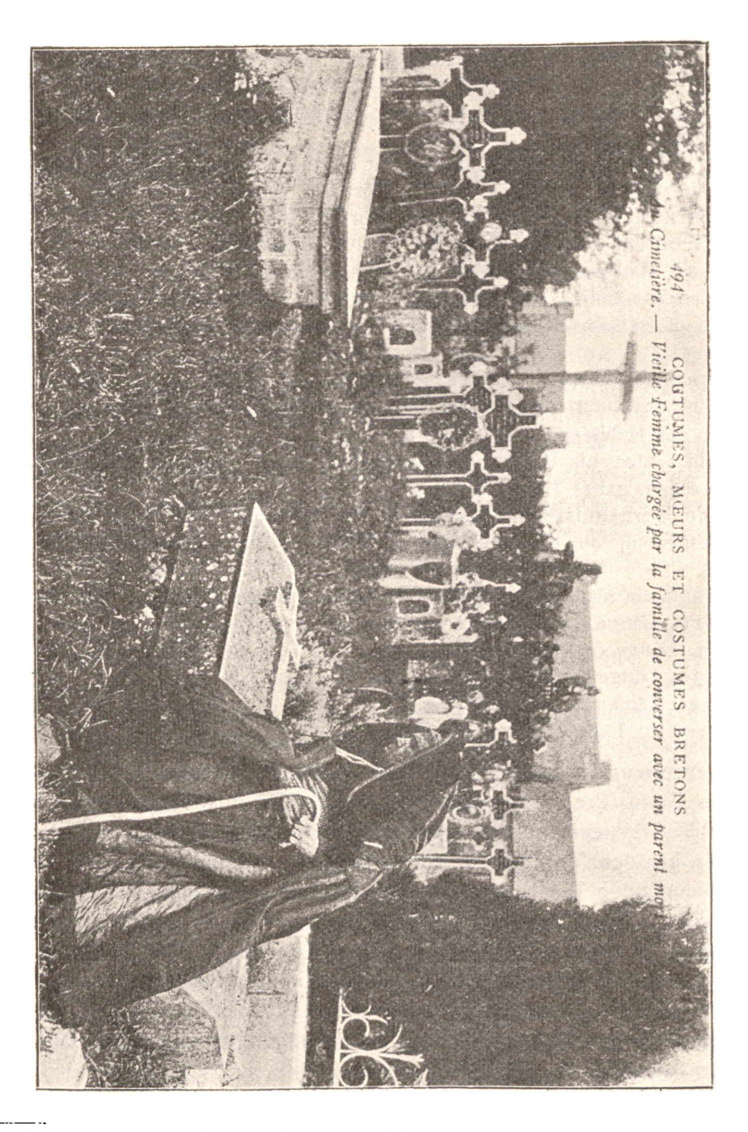
Das Material für die unter Nr. 1 bis 18 genannten Wachsgaben ist kein reines Wachs mehr, wie es ursprünglich sicher gewesen ist und wie wir es noch heute in anderen Gegenden finden, sondern mit anderen Sachen, vielleicht mit Stearin, Talg oder dergleichen vermischt. Die Votive sind nicht mit der Hand hergestellt, sondern in Modeln gegossen.

Frankfurt a. M. Karl Wehrhan.

Unterhaltung mit Toten.

Die beigegebene Abbildung verdankt der Unterzeichnete der Güte Seiner Exzellenz des Herrn General Rathgen in Strassburg. Sie stellt eine alte Frau vor, welche von der Familie (in der Bretagne) bestellt ist, im Friedhofe mit dem verstorbenen Verwandten sich zu besprechen. Näheres konnte leider nicht in Erfahrung gebracht werden[1]).

Bad Tölz. Max Höfler.



1) [Auch in dem schönen Werke von A. Le Braz, La légende de la mort chez les Bretons Armoricains (Paris 1902) finde ich nichts Entsprechendes, obwohl dort 1, 263 erzählt wird, wie am Allerheiligenfeste ein Mann im Beinhause die Unterhaltung der Toten belauscht und (2, 119) wie am Allerseelentag abends Sänger von Tür zu Tür ziehen, um die Lebenden an die Abgeschiedenen zu mahnen. Das Beschwören ruheloser Toten aber kommt allein den Priestern zu (2, 277). J. B.]

Den Tod betrügen.

In der Zeitschrift 'Man' vom Februar 1909 bringt R. Grant Brown eine kurze Mitteilung darüber, wie man in Birma versucht den Tod zu überlisten und durch Täuschung um sein Opfer zu bringen. Er erzählt, wie man ein besonderes Verfahren anwendete, um dem 'König des Todes' ein dem Sterben nahes Kind noch zu entreissen. Die Verwandten nahmen einen Bambusstab und massen damit genau die Länge des Kindes. Von letzterem schnitt man Haare, Finger- und Zehennägel ab und füllte die Abschnitte in die Höhlung des Bambus, bekleidete letzteren mit dem Gewande des Kranken und legte den so zugerichteten Stab unter Wehklagen in einen Sarg, so simulierend, das Kind sei gestorben. Nachdem der Sarg geschlossen war, wurde er, von den Leidtragenden gefolgt, zum Friedhofe getragen, wobei immer und immer wieder versichert wurde, das Kind sei tot. Vorübergehende glaubten ein echtes Begräbnis zu sehen, und ein Mönch hielt die übliche Leichenpredigt, um zum Schlusse die Gebete für die Seele des Knaben zu sprechen, während nach Landessitte ein Laie noch Wasser ins Grab goss. Leider war aber alles ohne Nutzen, denn das Kind starb trotz des Vorgangs, da der Tod sich in diesem Falle nicht hatte betrügen lassen.

Keineswegs handelt es sich hier um einen vereinzelten Fall; denn die Vorstellung, dass man durch Betrug dem Tode seine Beute entreissen könne, ist eine sehr weit verbreitete, wenigstens räumlich, worauf ich schon 1905 in einem Vortrage auf der Salzburger Anthropologenversammlung hingewiesen habe. Selbst der leere Sarg, der den Tod täuschen soll, kommt vor. In der Kirche S. Vincenze della Sanità in Neapel sah ich an den Pfeilern und Wölbungen eine grosse Anzahl von Miniatursärgen, 30 bis 50 *cm* lang, und alle mit zwei Metallbuchstaben versehen. Sie sind leer, und auf Befragen erläuterte der Mesner, dass sie von besorgten Müttern geopfert würden, wenn eines ihrer Kinder schwer krank sei. Die Metallbuchstaben auf dem Sargdeckel bezeichnen Vor- und Familiennamen des kranken Kindes. Näheres konnte ich nicht erfahren. Warum aber opfert man einen Sarg, da doch sonst, um Genesung zu erzielen, ganz andere Votive dargebracht werden? Ich vermute, dass auch hier eine Täuschung des Todesengels erzielt werden soll; er soll glauben, das Kind sei schon verstorben, liege in dem Sarge und er könne nun wieder nach Hause gehen, er brauche seines Amtes nicht mehr zu walten. Dazu soll auch S. Vincenze della Sanità, seinem Namen gemäss, behilflich sein, und deshalb bringt man die kleinen Särge in seine Kirche.

Diese meine Anschauung wird noch durch anderweitige Analogien bestätigt. Um Dämonen zu täuschen, welche als Krankheitsteufel in den Menschen fahren oder die ausgesendet werden, ihn zu töten, greift man bei verschiedenen Völkern dazu, den Namen der Kranken zu ändern. Mit dem Namenwechsel glaubt man den Todesdämon hintergehen zu können. Wie Klaproth[1]) berichtet, wechseln mongolische Völker in Krankheitsfällen ihren Namen, und von den Dajaks auf Borneo erzählt Spenser St. John[2]), 'that the parents change the names, especially if the child be sickly, there being an idea that they will deceive the inimical spirits by following this practice.'

Ganz ausgeprägt ist aber die Namensänderung noch heute bei den orthodoxen Juden. In Deutschland mag dieses wohl jetzt meist verschwunden sein, aber im

1) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus 1, 197 (1812).
2) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East 1, 197 (1862).

18. Jahrhundert war dieses noch gerade so der Fall wie jetzt bei den ungarischen und polnischen Juden. Kirchner[1]) berichtet, „dass, wenn einer an einer sehr gefährlichen Krankheit darniederliegt, sie bisweilen dessen Namen ändern,“ und zwar nach Massgabe eines Gebetes für den Kranken, dessen Namen verändert wird, damit „diese Veränderung seines Namens ihm zur Abwendung alles desjenigen dienen möge, was Du (Gott) über ihn beschlossen hast — — — Siehe, er ist jetzo wie ein anderer Mann, wie eine neue Creatur und wie ein kleines Kind zu einem guten und langen Leben gebohren.“ Volle Bestätigung für diesen heute wohl ziemlich abgekommenen Brauch bei deutschen Juden, der hier aus einer christlichen Quelle mitgeteilt ist, erhalten wir aber durch eine jüdische, auf die Gegenwart bezügliche Schilderung. Dr. Gerson Wolf[2]) schreibt: „Wenn jemand (ein Jude) schwer krank ist, so wird ein öffentlicher Gottesdienst veranstaltet. Es werden gewisse Psalmen in hebräischer Sprache rezitiert, und daran reiht sich ein Gebet für den Kranken, in welchem der Name desselben ausdrücklich genannt wird. Schwebt der Kranke in grosser Gefahr, so gibt ihm der Rabbiner oder sonst ein frommer Mann einen anderen Namen. Dies geschieht, um dem Todesengel die Ausführung seines Auftrags zu erschweren oder unmöglich zu machen. Derselbe hatte beispielsweise die Mission, einen Mann Namens Abraham ins Jenseits zu befördern, da der Kranke jedoch infolge des neuen Namens, den er erhalten hat, Isak heisst, darf er diesen nicht fassen.“

Man erkennt aus diesen Beispielen, die sicher nur einzelne Glieder einer langen völkerverbindenden Kette sind, wie bei Neapolitanern, Birmanen, Dajaks, Mongolen und Juden in bezug auf die Täuschung böser Dämonen, Todesengel usw. völlig gleiche Anschauungen herrschen, die sich naturgemäss aus der Todesfurcht des hilflosen Menschen heraus entwickelt haben, selbständig und ohne Entlehnung des einen Volks vom andern, wenn auch mit leichten Abänderungen, aber in der Sache völlig gleich: der Tod soll betrogen worden.

München. Richard Andree.

Das polnische Herodesspiel in Westpreussen.

In den westpreussischen Kreisen Strasburg und Thorn wird zur Weihnachtszeit, vom zweiten Weihnachtsfeiertage bis zum Dreikönigsfeste, auch darüber hinaus, von polnischen Knechten und Arbeitern ein altes Weihnachtsspiel[3]) aufgeführt, welches vom Volke ‘mit Herodes gehen’ genannt wird. Denn nicht die lichten Gestalten des Christkindes und seiner Eltern oder der heiligen drei Könige und der frommen Hirten erscheinen darin, sondern sein grimmer Widersacher, der Tyrann Herodes, samt seinen Trabanten.

Zu der Aufführung, wie sie z. B. in Königsmoor, Kr. Strasburg, nach Mitteilung des Herrn Lehrers Preuss alljährlich stattfindet, sind neun Personen nötig

---

1) Paul Christian Kirchner, Jüdisches Ceremoniel. Neue Auflage von J. J. Jungendres (Nürnberg 1726) S. 209.

2) Die Juden (in Österreich-Ungarn) 1883, S. 126.

3) [Über die in Galizien und Russischpolen üblichen Weihnachtsspiele handeln, wie Herr Prof. Dr. A. Brückner freundlich nachweist, J. Krupski (= St. Estreicher), Szopka krakowska (Krakau 1904), Jul. Pagaczewski, Jaselka krakowskie (Krakau 1902) und viele Bände der Wisla, Lud, Materja'y, z. B. unten S. 208. 212; vgl. auch oben 17, 215 über I. Frankos Studie über das ukrainische Krippenspiel des 18. Jahrh.]

für Herodes, Tod und Teufel sowie für sechs Kriegsknechte. In Ermangelung römischer Uniformen nehmen die Darsteller einfach solche von je zwei preussischen roten Husaren, Ulanen und Infanteristen. Bevor diese neun Darsteller in ein Haus gehen, lassen sie draussen eine kleine Schelle ertönen und stellen sich dann in einer Reihe im Zimmer auf. Dabei singen sie polnisch folgendes Lied:

„Als der König Herodes lebte,
Der über die Juden regierte,
Da wurde Jesus Christus geboren,
Der die Gläubigen erlöst hat.
Drei weise Männer sich Gott erwählte,
Auf dass sie nach Jerusalem gingen,
Dort Christum zu ehren.“

Die beiden Husaren treten darauf aus der Reihe, verneigen sich tief vor dem Hausherrn und bitten um einen Sessel für den König Herodes. Dieser nimmt nun Platz und rückt die Krone auf seinem Haupte zurecht, als ob sie ihm zu schwer fiele. Dann stützt er den Kopf auf das mit Silberpapier geschmückte Zepter und lässt sich von den Infanteristen königliche Ehren erweisen, indem die Soldaten ihre Knie vor ihm beugen, sich an seiner Seite aufstellen und die hölzernen Schwerter über seinem Haupte kreuzen Die Ulanen lassen hinter dem Rücken des Königs eine Bettdecke als Vorhang hernieder und halten sie während der ganzen Dauer des Spieles hoch. Hinter dieser Kulisse bereiten sich Tod und Teufel zur Aktion vor.

Herodes versinkt in tiefes Nachdenken und spricht dann mit Überhebung: „Ich bin Herodes, der König der ganzen Welt.“ Die Infanteristen treten nach diesen Worten wieder vor den König und verneigen sich tief. Der König fährt fort: „In Bethlehem soll ein neuer König geboren sein. Doch eher geht die Sonne dort auf, wo sie untergeht, ehe dieser mich um meinen Thron bringt. — Geht eilends nach Bethlehem und tötet deshalb alle kleinen Kinder; doch meinem dort weilenden Sohne fügt kein Leid zu!“ — „Dir, o mächtiger König, schulden wir Tribut. Dir gehört unser ganzes Herz,“ geloben die Soldaten und treten hinter den Vorhang, wo nun lautes Jammern und Wehklagen ertönt.

Sobald die Lamentationen verstummt sind, erscheinen die Soldaten wieder mit einem kleinen aus einer Rübe oder Wruke geschnitzten Kopfe, der auf einem Schwerte steckt, und zeigen ihn dem Könige mit den Worten: „Siehe, was deinem Sohne widerfahren ist.“ — „Wie, das ist der Kopf meines Kindes?“ fragt Herodes und wendet sich entsetzt ab. „Er ists. In Bethlehem hat er ihn verloren,“ versichern die Soldaten. Den König ergreift bitteres Weh. Er bricht in Weinen und Jammern aus, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, erhebt sich vom Stuhle und klagt sich des verübten Unrechts an: „Ach, was hab' ich getan! Weh mir! Die unschuldigen Kindlein habe ich töten lassen und dabei den Erben meines Thrones verloren. Ich sehe das Unglück kommen. Das Kind von Bethlehem wird einst über das ganze Judenreich herrschen. Meine Seele muss der schweren Last erliegen, und ich vergehe vor Pein.“

Kaum sind diese Klagen beendet, so beginnt leise hinter dem Vorhange der Gesang:

„O Herodes, o Herodes,
Ein groß Leid ist dir geschehn.
Deinem Sohne, deinem Sohne
Den Kopf man abgeschnitten hat.“

Mit weisser Larve auf dem Gesichte und mit einem langen weissen Hemde bekleidet, erscheint jetzt, klirrende Ketten um die Hüften gelegt, der Tod. Seine dürre Hand wetzt ununterbrochen die auf der Schulter ruhende Sense, und er

redet den König an: „Endlich habe ich dich, den ich drei Jahre vergebens gesucht. Frech warst du allezeit und hast sogar gegen Gott deine ruchlose Hand erhoben. Willst du auch gegen mich kämpfen? Auf, messen wir unsere Kräfte! Wer unterliegt, soll sterben!" Ehe Herodes recht die Lage begreift, fährt die Sense durch die Luft, und das Haupt fällt scheinbar unter dem wuchtigen Streiche. Die Soldaten lassen die gekreuzten Schwerter sinken, entfernen Krone und Zepter und treten damit hinter die Kulisse.

In demselben Augenblicke gesellt sich zum Tode der Teufel. Er ist nachtschwarz gekleidet und trägt auf seiner hohen Kopfbedeckung mächtige Hörner. Mit grinsenden Blicken umfängt er den Tod, schlägt tüchtig mit dem Kuhschwanze um sich, stellt sich dann mit einem bezeichnenden Sprunge vor den Tod und lässt ihn an: „Was hast du getan? Du hast aus der Welt den Herodes genommen, der uns viele Jahre treu diente. Was fange ich nun mit ihm an? Teilen wir uns die Beute! Du nimm den Leib; ich aber nehme die Seele." Der Tod ist damit einverstanden und schleppt die Leiche hinter den Vorhang.

Der Teufel aber versucht die Zuschauer zu schlagen und stossen und fordert sie drohend auf: „Geld her! Geld! Sonst jag' ich euch lebendig in die Hölle." Da bleibt nun nichts übrig, als den armen Teufel durch eine Geldgabe oder eine Spende an Wurst und dergleichen zu begütigen. Die Darsteller stellen sich wieder in einer Reihe auf und beginnen ein Weihnachtslied zu singen; dann machen sie eine letzte Verbeugung und entfernen sich.

Das Herodesspiel soll den Darstellern zuweilen recht ansehnliche Nebeneinnahmen verschaffen, so dass findige Köpfe es auf möglichst viel Häuser ausdehnen. Die Polizei erblickt aber neuerdings in dem Spiele so eine Art kleinen Unfug und schrickt weder vor Tod noch Teufel zurück, und da gilt es denn bei den Spielern, ein wenig auf der Hut zu sein.

Danzig. Herrmann Mankowski.

Zum Lobspruch auf die deutschen Städte.

Unter dem Titel 'Was einer in den landen erfert, so er wandert' hat Karl Euling soeben in den von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Deutschen Texten des Mittelalters 14, 93 nr. 557 eine mehrfach abweichende Fassung des oben 18, 300 mitgeteilten Lobspruches auf die deutschen Städte veröffentlicht, die sich in der zu Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg entstandenen Wolfenbüttler Sammelhandschrift 2. 4. Aug. 2° befindet. Es fehlen darin, um von anderm zu schweigen, die Verse 1—4, 21f., 42f.; V. 57—63 steht hinter 68; auf V. 78 folgen zwei neue Zeilen (so ist verspilt pald was er hat, man zeucht jm ab sein peste wat); in V. 48 steht Merspurgk für Weissenburg, V. 57 Zü Kitzing sind die grosten schwür. In seinem Programm 'Über Sprache und Verskunst Heinrich Kaufringers' (Lingen 1892 S. 4) hatte Herr Dr. Euling, dem ich für die liebenswürdige Übersendung seiner neuen Publikation herzlichen Dank ausspreche, bereits auf die Hamburger und Nürnberger Hs., sowie auf die Val. Holls (Keller-Sievers, Verzeichnis ad. Hss. S. 108) hingewiesen.

Zu dem in V. 11 der Augsburger Sprache erteilten Lobe vergleicht Euling Karajan, Über den Teichner 1855 S. 148 und Socin, Schriftsprache und Dialekte 1888 S. 76. 177.

Über das in V. 70 erwähnte goldene Rad der Mönche zu Fulda haben, wie mich Prof. Edward Schröder in Göttingen freundlich belehrt, Athanasius

Kircher (Musurgia universalis 1650 2, 338 tab. 20) und Geh. Baurat Hoffmann in den Fuldaer Geschichtsblättern 3, 1—9 (1904) ausführlich gehandelt. Es war ein grosser, 24 Fuss im Durchmesser haltender metallener Stern mit 14 Strahlen, den der Abt Johann I. von Merlau 1415 hatte anfertigen und in der Kuppel des Domes aufhängen lassen. Strahlen und Achse waren mit 350 Glöckchen besetzt, deren Klang, wenn der Stern vom Dachboden aus in Umdrehung versetzt wurde, die Orgel und den Gesang angenehm begleitete. 1781 stürzte das Rad, da ein Tau riss, während des Pfingstgottesdienstes herab und ward nicht wieder aufgehängt, sondern eingeschmolzen.

Ich füge noch einen kleinen Nachtrag zu der Aufzählung der Länderspiegel oben 18, 300 hinzu: Bebel, Facetiae 1, 9 (dazu Wesselski in seiner Verdeutschung 1, 123); Eschenburg, Denkmäler ad. Dichtkunst 1799 S. 417; H. Sachs, Fabeln und Schwänke 2, 420 nr. 321; Ditfurth, Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts 1872 S. 258 'In frömde Land wöllen wir reisen'; Liebrecht zu Basiles Pentamerone 2, 115 (1846) und Dunlops Geschichte der Prosadichtung 1851 S. 516a. Jungbauer, Volksdichtung im Böhmerwald 1908 S. 197. Blümml, Beiträge zur d. Volksdichtung 1908 S. 14. Kahle, Ortsneckereien aus dem badischen Unterland (Freiburg i. B. 1908); van Moerkerken, De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen 1904 S. 80f.

Berlin. J. Bolte.

Isländische Bezeichnungen für die Himmelsgegenden.

Dass die Urahnen der heutigen Bewohner Islands von Norwegen herübergekommen sind, ist eine bekannte, durch schriftliche Überlieferungen verbürgte Tatsache und braucht nicht erst bewiesen zu werden. Sollte aber ein solcher Beweis gefordert werden, so würden vier in der isländischen Sprache vorkommende Ausdrücke genügen, ihn uns zu liefern; es sind die Wörter: útnorður (= Aussennord) für Nordwest, útsuður (= Aussensüd) für Südwest, landnorður (= Landnord) für Nordost, landsuður (= Landsüd) für Südost. Die Namen der Winde aus den betreffenden Richtungen sind davon abgeleitet und lauten: útnyrðingur (Nordwestwind), útsynningur (Südwestwind), landnyrðingur (Nordostwind), landsynningur (Südostwind) (Erik Jonsson, Oldnordisk Ordbog). Diese Ausdrücke passen in die Redeweise eines Landes, das, wie Norwegen, im Westen das offene Meer[1]), im Osten aber nur Land hat. In Island jedoch, das rings vom Meere umflossen ist, haben sie nur an der Westküste und an wenigen anderen kleineren Küstenstrecken ihre Berechtigung, können also daselbst nicht entstanden sein. Da sie nun trotzdem, wenigstens vom Volke, gleichmässig auf ganz Island gebraucht werden, müssen sie wohl mit der Sprache zugleich eingewandert sein. Die Gebildeten sagen allerdings schon lange: norðvestur, suðvestur, norðaustur, suðaustur.

Berlin. Margarete Lehmann-Filhés.

1) Man sagt: 'Draussen auf dem Meere', 'Auf das Meer hinaus fahren' usw.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

I. Polnisch und Böhmisch.

Wenn unser Jahresbericht diesmal knapper ausfällt, liegt dies nicht zum geringsten Teil an den grossen Lücken, die in den beiden letzten Jahren der Tod in die Reihen der Forscher gerissen hat, deren Namen bisher stets hier anzuführen waren; wir verloren so den Ethnographen H. Łopaciński, den Rechtshistoriker und Heraldiker Fr. Piekosiński, die Historiker K. Potkański und A. Hirschberg, den Sammler M. Bersohn, den bekannten Breslauer Slawisten Wł. Nehring, der auch um die schlesische Volkskunde wohl verdient war, den Bibliographen K. Estreicher, der sein Monumentalwerk verwaist hinterlassen hat. Auch Böhmen hat Verluste zu verzeichnen, z. B. Vl. Tomek, der ebenso seine monumentale Geschichte Prags mit dem 12. Bande nur bis 1608 hat fördern können, oder Ant. Truhlář, der Herausgeber des Äsop und Erforscher des Humanismus in Böhmen (siehe unten), doch reichen diese Verluste an die polnischen nicht heran.

Weniger wurden von diesen Verlusten die periodischen Publikationen betroffen. Von diesen sei zuerst genannt der neue 10. Band der Materjaly antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne, herausgegeben von der anthropologischen Kommission der Krakauer Akademie der Wiss. (Krakau 1908. XIII, 178 und 344 S. 8° und 35 Tafeln). Der erste Teil enthält Berichte über Gräberfunde aus verschiedenen Gegenden, im Lida'schen (Gouv. Wilno), im Königreich Polen, aus dem Burgwall von Stradow (Gouv. Kielce) u. a., sowie Beiträge zur Anthropologie von Christen- und Judenkindern in der Ukraine von dem Arzt J. Talko-Hryncewicz, einem bekannten und verdienten Forscher. Bei dieser Gelegenheit sei besonders hingewiesen auf die Ausgrabungen des Archäologen K. Hadaczek in Galizien am Dniestr, zumal in Koszylowce, wo 1906 zufällig eine neolithische Ansiedlung gefunden wurde; planmässiges Graben förderte aus einer 30 *m* langen und 20 *m* breiten Hausstätte neben zahlreichen Steinwerkzeugen eine Anzahl von Terrakottafigürchen, Idolen, Stier- und Widderbildern: die älteren Idole haben die Beine noch in einem Stücke, die jüngeren trennen sie bereits; es ergeben sich Berührungen mit der vormykenischen Epoche und Kultur; auf den Trümmern dieser vorhistorischen Niederlassung entstand eine slawische im zehnten nachchristlichen Jahrhundert. Der zweite Teil des Bandes enthält ethnographisches Material, besonders reichhaltig das von A. Saloni über das Volk im Rzeszowischen, wo sich Polen und Kleinrussen berühren; über Sprache (Glossar), Bräuche (besonders genau die Hochzeitsbräuche mit ihren Liedern), Aberglauben, Märchen und Schwänke (von denen sich einige fast wörtlich in der älteren Literatur, bei W. Potocki und M. Rej, wiederfinden), Spiele endlich (auch ein Krippen- und Herodesspiel). Von einem alten 'Zauberer' aus Rząchowa in Westgalizien teilt Fr. Pawełek dessen Praktiken mit, als Abschrift seines Büchleins mit 'Rezepten' aller Art. Einen Beitrag zur Geschichte der Verbreitung des Volksliedes liefert Frau H. Windakiewicz, ein Verzeichnis polnisch-mährischer Volkslieder, d. h. es werden 145 Volkslieder jeglichen Inhaltes aufgeführt, die, natürlich bis auf

die Sprache gleichmässig in Polen wie Mähren wiederkehren, doch sind die böhmischen Angaben unvollständig, weil Zíbrts Bibliographie des böhmischen Volksliedes (1895) nicht berücksichtigt ist. Der neueste Band der Jahrbücher der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Roczniki usw., Band 34, Posen 1908. 407 S. gr. 8°) enthält einen Ausgrabungsbericht aus einer der berühmten Höhlen von Ojcow, ausserdem Plan und Zeichnungen einer alten Kirche bei Borek, doch entfällt sein Hauptteil auf Literaturgeschichte, Philologie (Beiträge zum mittelalterlichen Wortschatz des Polnischen) und Kunst (über den posenschen Maler Sarnecki).

Von den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften in Thorn sind der Rocznik (Jahrbuch), Bd. 15, Thorn 1908, 207 S. und Fontes, Bd. 12, S. XXXII und 193—384, erschienen. Im Jahrbuch sei besonders die musterhaft genaue, kritische Bibliographie aller auf Westpreussen bezüglichen Arbeiten hervorgehoben, die sich allerdings nicht auf die Provinzforschung beschränkt, sondern vielfach weit ausholt. Die Fontes fahren fort im Abdruck lateinischer Kirchenvisitationen des 17. Jahrhunderts, die für die Lokalgeschichte, aber auch für Kultur- und Nationalitätsverhältnisse schätzbares Material enthalten, deutsche Urkunden des 15., polnische Inventare des 17. u. ä. bieten. Von den Abhandlungen ist die gehaltvollste die des verdienten Provinzhistorikers St. Kujot über die widerrechtliche Besitzergreifung Danzigs durch den Orden 1308; auch die archäologischen Beiträge von K. Chmielecki seien erwähnt, die die Seltenheit und Wichtigkeit neolithischer Funde in der Provinz erklären. Ausserdem gibt die Gesellschaft jetzt kleine, zwanglose Hefte heraus (Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu), die für kleinere Mitteilungen bestimmt sind, aus Adels- und Kirchengeschichte der Provinz, über mundartliche Varietäten, Bücheranzeigen u. dgl. Von diesen 'Zapiski' sind bisher fünf Nummern erschienen; ihr interessantester Beitrag gehört der bewährten Feder von St. Kujot an, der die Märchen der preussischen Chronik des Dusburg widerlegt, darunter das bekannte, bis auf die neueste Zeit hartnäckig von Forschern wie Perlbach und Lohmeyer (Geschichte von Ost- und Westpreussen[3] 1908, S. 70) wiederholte, wie nämlich der Fürst von Masovien seinen Gästen heimlich Gewänder und Pferde nehmen lassen musste, um sie den Tribut heischenden Preussen auszuliefern: es ist interessant zu sehen, wie dieses Märchen entstanden ist, als Beitrag zur Geschichte von Überlieferungen überhaupt, handelte es sich doch nur um eine gewaltsame Pferdeaushebung zu Zwecken von 'Reisen' gegen die Preussen. Einem Bericht über den ältesten preussischen katholischen Kirchenlieder- (und Katechismus-)Druck (Thorn 1696, schon Neudruck!) entnehmen wir die Angabe, dass Katholiken gerade durch den polnischen Gemeindegesang (ihre Kirche kannte ja nur den lateinischen) zum Abfall vom Glauben bewogen wurden.

Der Adelsgeschichte selbst wird jetzt gerade von polnischen Forschern grosses Interesse zugewandt: es zeigte sich, welch weittragende Folgerungen für ursprüngliche Besiedelung und Aufteilung des Landes unter die einzelnen Geschlechter noch zu ziehen bleiben. Namentlich hat sich ein jüngerer Forscher, Dr. Wł. Semkowicz, dieser Arbeit unterzogen und in mehreren Abhandlungen eine Reihe von Tatsachen festgestellt über die Verbreitung der Adelssippe der 'Pałuki'; dergleichen polnische Sippenrufe, proclamationes, meist topographische oder Personennamen, sind ungleich älter als die Wappen selbst; sie erinnern an die Klansrufe bei den Schotten. In den Abhandlungen der Krak. Akad., Histor. Kl., Bd. 51), handelt Semkowicz über die Herkunft dieser Sippe (von einem Bruder des h. Adalbert) und über deren spätere Wandlungen (Aufgehen in andere Sippen). Noch interessanter sind seine Ausführungen über den polnischen Kriegsadel der sog.

wlodyki (milites, vojnik bei den Südslawen, bei den Böhmen auch panoša, ein Name, gebildet wie der Mannesname Ljuboša, d. i. die angebliche Libussa!), einer gegenüber dem Herrnadel untergeordneten Klasse (wie der squirio = squire, écuyer usw.), deren Entstehung und Verbreitung (Kwartalnik historyczny 22 [1908] S. 561—639). Dr. Semkowicz gibt auch eine diesen wie genealogischen Fragen gewidmete Monatsschrift heraus, den Miesięcznik heraldyczny, von der eben der erste Halbband (seit Juli 1908 in Lemberg) abgeschlossen wurde; im ersten Heft des neuen Jahrganges (Lemberg 1909) finden wir eine interessante Notiz von Prof. St. Zakrzewski. Bekanntlich ist, von Piekosiński, den polnischen Wappenzeichen Runenursprung (ältere nordische Runen durch Vermittlung der Elbslawen) zugeschrieben worden, in einer sehr sinnreichen und auf den ersten Blick bestechenden Hypothese; Zakrzewski macht nun, wie schon andere vor ihm, von neuem darauf aufmerksam, wie Eigentumszeichen, 'Gemerke', aus den verschiedensten Gegenden, z. B. die Pferdemarken der Caboclos in Parana, die Haus- und Hofmarken aus Piemont und Tessin (mitgeteilt bei Schröter und Rikli, Botanische Exkursionen ins Bedretto-Formazra- und Bosco-Tal, S. 343 und 365), sogar die handschriftlich 1560 aus Borek bei Krakau aufgezeichneten Caracteres quibus pini inter dominos distribuendi signantur, an die polnischen Wappenzeichen erinnern, die daher kaum aus dem Nordischen herzuleiten sind.

An die Posener und Thorner Publikationen knüpfen wir Arbeiten über das Kaschubische an. Es konstituierte sich im Laufe des Jahres 1907 ein besonderer volkskundlicher Verein, der seit 1908 (bei Harrassowitz in Leipzig) 'Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde' (unter der kundigen Redaktion von Dr. Lorentz) herausgibt; da sie in deutscher Sprache erscheinen, genügt hier wohl diese Verweisung; erwähnt sei nur, dass sie neben genauen volkskundlichen Aufzeichnungen (über Glaube und Aberglaube, Rätsel, Lieder mit Melodien u. dgl.), Genealogisches (z. B. über die kaschubische Adelsfamilie Dombrowski) und namentlich auch historische und sprachliche Erörterungen der Stamm- und Ortsnamen, Slovinzen, Kaschuben, Kabatken usw., Putzig u. a., enthalten. Dagegen befassen sich die 'Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia' (12. und 13. Heft, 1907 und 1908) nicht mit Geschichte noch Volkskunde der Masuren. Eine polnisch-kaschubische Zeitschrift 'Gryf' ist von Dr. Majkowski in Kościerzyna neu gegründet worden; sie bringt belletristisches und volkstümliches Material.

Von wissenschaftlichen Publikationen sind zu nennen Dr. F. Lorentz, Slovinzisches Wörterbuch, das als Ergänzung zu desselben Verf. 'Slovinzischer Grammatik' und 'Texten' (alles von der Petersburger Akademie in deutscher Sprache herausgegeben), den gesamten Sprachvorrat dieser letzten Mohikaner des Slaventums in Pommern fixiert hat. Freilich täuscht der äussere Umfang des stattlichen Halbbandes (A—O, 1908) über den Inhalt, bei dem splendiden Druck und bei der eigentlich ganz überflüssigen Aufzählung aller modernen Fremdwörter; der Titel führt übrigens irre; es gibt nämlich keine slovinzische 'Sprache', nur eine in wenigen Dörfern gesprochenen Varietät; am gesuchtesten jedoch ist die Transkription mit einer Unmasse von Zeichen-Hieroglyphen, die die Worte wie mit Stacheldraht vor jeder leichteren Verständlichkeit bewahren sollen; ein Buch von mässigem Umfang und in polnischer Rechtschreibung (mit einigen Zusätzen am Alphabet) würde dasselbe vielleicht besser leisten. Als Seitenstück dazu kann gelten die treffliche, durch ihre Genauigkeit und Vollständigkeit ausgezeichnete Ausgabe von Dr. P. Rost, Die Sprachreste der Draweno-Polaben im Hannoverschen, Leipzig 1907, die den Wort- und Ortsnamenschatz des einstigen hannoverschen

'Wendlandes' (um Lüchow usw.) erschöpft: eigentlich sind es keine 'Polaben', denn sie wohnten nicht 'an' der Elbe, sondern 'Salaben', weil sie jenseits des Stromes seit Jahrhunderten sassen, doch hält man an dem falschen Namen fest.

In die Reihe der Städte mit gelehrten Gesellschaften tritt nach fast achtzig Jahren unfreiwilliger, durch die Ereignisse von 1831 und 1863 erzwungener Pause, Wilno von neuem ein, anknüpfend an die Traditionen seiner einstigen, gefeierten Universität, zu deren Lehrern die Brüder Sniadecki, zu deren Schülern Mickiewicz und Słowacki gehörten. 1908 brachte den ersten Jahresbericht seiner gelehrten Gesellschaft (Rocznik Towarzystwa Przyjacioł Nauk w Wilnie, Wilno 1908. 187 S.). Uns interessieren zwei Beiträge. L. Czarkowski gibt einen ethnographischen Abriss des Bielsker Kreises (Gouvernement Grodno, nördlich des Bug). Das Land ist, wie Masuren in Preussen, Neuland, d. h. erst seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts durch Polen und Russen (zum Teil promiscue) auf altem jatvingischen (sudauischen, d. i. urlitauischen) Boden kolonisiert. Erinnerungen an die Ureinwohner sind fast nicht mehr vorhanden, nur der Boden bewahrt jatvingische Gräber, die der Erforschung noch harren, aber nach den wenigen gemachten Proben zu urteilen, geringe Ausbeute versprechen. Das grösste Gräberfeld (noch unberührt, einen ganzen Morgen Landes bedeckend), liegt bei dem Dorfe Żale nördlich vom Bug — ich füge hinzu, dass das altslawische żale gerade 'Gräber' bedeutet; ein kleineres bei Pobikry, dessen Name vielleicht auch bezeichnend ist, heisst er doch wörtlich 'Schlachte die Kühe'. Die Aufzeichnungen des Verf., die sich auch auf Sprache, namentlich des polnischen Teiles, soziale Verhältnisse jeglicher Art, statistische Angaben, Ortsnamenaufzählung usw. beziehen, beruhen auf langjähriger Vertrautheit mit dem Volke und machen den zuverlässigsten Eindruck. So treten die ethnographischen Verhältnisse des alten Podlachien (der Bielsker Kreis ist nur dessen Verkleinerung) hell in unseren Gesichtskreis. Die anderen Beiträge, von dem Sammler M. Brensztejn, beschreiben alte Musikinstrumente der Litauer, namentlich die skuduczei (aus acht oder fünf Pfeifen zusammengestellt), und die kankliai, das uralte Saiteninstrument, sowie die Gesichtsmasken, licina, die heute bereits ungebräuchlich, früher bei den Jahresfesten nicht fehlten; es vermummten sich jedoch nur Männer und nur in männliche Masken (Zigeuner, Bettler, Jude u. ä.).

Die von Prof. T. Wierzbowski herausgegebene Bibliothek vergessener Prosa und Poesie des 16. bis 18. Jahrhunderts, die vielfach höchst interessantes volkskundliches Material brachte, ist mit dem 25. Heft eingestellt worden, da Wierzbowski durch die Herausgabe der Regesten der alten königlichen 'Matrikel' Polens für Jahre völlig gebunden ist. Die von der Krakauer Akademie besorgte 'Bibliothek polnischer Schriftsteller' hat in den letzten zwei Jahren nichts von sich verlauten lassen. Dagegen wird in Warschau neues geplant; aus den reichen Beständen der gräfl. Krasińskischen Bibliothek gibt ihr Bibliothekar, Fr. Pułaski, Collectanea heraus, deren erstes Heft (Warschau 1908, 78 S.) ein Unicum abdruckt, den in Brześć litewski 1553, in der Druckerei des Fürsten Radziwił erschienenen protestantischen Katechismus, der mit keinem bekannten ganz übereinstimmt, da er in den lutherischen Grund calvinische Elemente hereinträgt; die genaue Einleitung bringt auch Nachricht über zwei andere Unica derselben Druckerei und Zeit, Übersetzungen der Formulae caute loquendi des U. Rhegius (König) und des Summarium decem praeceptorum des Chr. Imlerus Hadamarius. Die Ausstattung des Abdruckes ist eine gediegene — leider stellt der frische Tod des kunstsinnigen und opferwilligen Magnaten, Graf Adam Krasiński, mit dem das

Geschlecht des bekannten Dichters Zygmunt Krasiński ausstarb, die Fortführung auch dieses Unternehmens in Frage.

Der Lemberger 'Lud' in seinem 14. Jahrgang (407 S.) unter der kundigen und eifrigen Redaktion von Sz. Matusiak bringt aus der Feder des Herausgebers selbst reiche Beiträge zur polnischen Mythologie; speziell der Bericht des Annalisten Długosz (Longinus) über heidnischen Glauben wird eingehend erörtert, doch lassen sich Zweifel an der Richtigkeit der vorgeschlagenen Deutungen etymologischer Art ebensowenig unterdrücken wie die Zweifel an der Verlässlichkeit der Quelle selbst, ob ihr denn wirklich, noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts, eine einwandsfreie Kunde des alten Heidentums zugesprochen werden kann. Prof. Fr. Krček setzt seine genauen und fruchtbaren Beiträge zum Sprichwörterbuch Adalbergs fort; sonst ist besonders der dialektologische Beitrag von Pracki über den Slesiner Dialekt (aus Kujavien) bemerkenswert, wegen der Fülle der sachlichen Erklärungen (zumal aus dem Fischergewerbe), und der Text des Krippenspiels aus Radłow von Fr. Pawełek, Rätsel, Märchen, Lieder u. a. In Teschen erscheint eine für die polnischen Schlesier bestimmte Zeitschrift, Zaranie śląskie, kwartalnik literacki (1. 1908, 'Morgenzeit' etwa), die auch Volkskundliches, Texte, Bräuche u. dgl. bringt; ein besonderes Heft schlesischer Volkslieder ist daraus erschienen (Pieśni ludu polskiego na Sląsku 1, Teschen 1908).

Von selbständigen Arbeiten wäre zu nennen Dr. Mich. Zmigrodzki, Lud polski i Rusi wśrod Słowian i Arjow (Polen und Russen unter Slawen und Ariern): obrzędy weselne (Hochzeitsbräuche), Krakau 1907, 12 und 355 S. Es ist dies eine fleissige, verdienstliche Zusammenstellung des einschlägigen ethnographischen Materials, also z. B. das böhmische allein nimmt S. 177—223 ein, doch ist gerade das polnische nicht abgesondert, sondern promiscue mit dem russischen verarbeitet; trotz der Beschränkung auf Arier ist das esthnische herangezogen, während germanisches und romanisches wenig berücksichtigt wird. Der Verf. hält die Arier hoch in Ehren, bestreitet ihre Wildheit, die er auf fremde ethnische Elemente zurückführen möchte, und erklärt sich daher auch gegen Kauf- und Raubehe. Von dem um Popularisierung der Ethnographie hochverdienten Z. Gloger ist 'Rok Polski' (Das Jahr in Lied, Überlieferung und Brauch) in zweiter Auflage erschienen (Warschau 1908. 406 S.).

Besonders reich an ethnologischen Arbeiten ist der neueste Band der 'Rozprawy' (Abhandlungen) der Krakauer Akademie, philologische Klasse (Bd. 45, Krakau 1909. 358 S.); ich führe sie in umgekehrter Folge (gemäss ihrer Wichtigkeit für unsere Zwecke) an. Prof. T. Sinko behandelt einen ganz vergessenen 'Dichter' aus der Sachsenzeit, den Posener Wojewoden Poniński, der in seinen lateinischen Satiren als ein Vorläufer von Rousseau (und der Rückkehr zur Natur) bezeichnet werden könnte. Frau Regina Lilientał, eine ausgezeichnete Kennerin jüdischer Volkskunde (wir nannten von ihr schon in früheren Berichten einschlägige Beiträge), beschreibt 'jüdische Feste in Vergangenheit und Gegenwart' (mit 20 Tafeln). Sie macht mit Recht darauf aufmerksam, dass es hohe Zeit ist, diese jüdischen Bräuche zu sammeln; sind sie doch, zumal in grösseren Städten, dem Untergange geweiht; sie haben sich überhaupt in alter Fülle nur bei den Ashkenazim, der deutsch-polnischen Judenschaft, nicht bei den vorgeschrittenen Sephardim, den romanischen, erhalten, also besonders in Galizien und Russisch-Polen, wo der 'Schulchan Aruch' (gedeckter Tisch) mit dem Kommentar des Krakauer Rabbiners Isserless (16 Jahrhundert) und des Lembergers Halevy (17. Jahrhundert) noch voll beobachtet wird. In diesem ersten Teil ihrer Arbeit behandelt sie die drei Jahresfeste, rein bäuerlichen Ursprunges, die später willkürlich auf den Auszug aus Ägypten und

das Leben in der Wüste bezogen wurden, Pesach, das Frühlingsfest, Schabuoth, das Erntefest und Sukoth (Laubhüttenfest, vor dem Eintritt der Regenperiode, die den Feldarbeiten das Ziel setzt), mit allen Einzelheiten des Kultes und deren Bedeutung. W. Klinger bespricht die Rolle des Eies im Volksaberglauben bei uns und im Altertum. In der Jagd nach ethnographischen Parallelen verliert man sich gern unter Buschmänner und Polynesier und beachtet zu wenig das Ältere und Verwandtere, die klassischen Überlieferungen. In deren systematischer Heranziehung, wie dies einst bei Mannhardt der Fall war, liegt die Stärke auch von Klingers Arbeit. Er macht aufmerksam auf die Bedeutung des Eies im Totenkult und als Reinigungsmittel und verknüpft damit die Bedeutung des Ostereies, dessen 'geweihter' Charakter als ganz sekundärer, zufälliger zur Seite tritt, dessen allegorische Ausdeutung ('Sinnbild des neu beginnenden Naturlebens': Wuttke-Meyer, Deutscher Volksaberglauben 1900 S. 118) als etwas Späteres, Missverständliches hingestellt wird; es fiel ja die Osterwoche mit dem Frühlingstotenfest zusammen, und nur in diesem Zusammenhange hatte das Ei seine Bedeutung erhalten, im Reinigungsritual, das vom klassischen Altertum auf die moderne Welt übertragen wurde.

Die ausführlichste Arbeit ist die erste, 'Amor und Psyche in den Märchen', aus dem Nachlass des Krakauer Romanisten M. Kawczyński (S. 1—161). Schon im vorigen Bericht ward auf diese weitgreifenden Untersuchungen, die dem Märchen des Apuleius eine ausschlaggebende Bedeutung für mittelalterliche Romane wie für die moderne Volksüberlieferung zuschreiben, aufmerksam gemacht. Diesmal analysierte Kawczyński zuerst die auf dieses Thema zu beziehenden Märchen (bei Straparola, Basile, Perrault, Grimm, Vuk, Gliński, B. Schmidt, griechische Märchen, Tausend und eine Nacht — also eine beschränkte Zahl von Quellen, doch werden auch noch manche anderen berücksichtigt), dann die Theorien über den Ursprung dieses Märchens, seine Ausdeutung durch Grimm ('Bannung ins Irdische und Erlösung durch Liebe') und Andrew Lang (ursprüngliche 'Eheverbote'), der etwas ganz Äusserliches, Zufälliges, eine blosse Arabeske, zum Hauptträger macht, worauf Cosquins und Bédiers Ansichten der schärfsten Kritik unterworfen werden. Der Verf. bleibt bei seiner Aufstellung: Apuleius hat in platonischem Geist• und mythischem Stil die Märchen-Parabel von der Seele, die unter dem Schutze der Liebe nach Vollkommenheit erfolgreich ringt, selbst erfunden; sein Märchen hat dann die Wanderung durch die Weltliteratur, die schriftliche wie mündliche, angetreten. Freilich können die Grundanschauungen des Verf. ohne weiteres bestritten werden; gilt ihm doch die erstmalige Aufzeichnung für das Ursprüngliche, d. h. weil vor Apuleius das Märchen nicht überliefert wird, muss es erst von ihm stammen oder weil die deutschen Aufzeichnungen dem 18. Jahrhundert (Musäus) angehören, sind sie nicht älter und können auf Basiles Pentamerone bezogen werden, der ja in Übersetzungen bekannt war. Ja, wenn es ausser dem Amor-Psyche-Stoffe keine anderen Volksmärchen gäbe! Gegenüber dieser Einseitigkeit des Verf. erübrigt sich eigentlich eine Kritik auch dort, wo ihm der Nachweis gelingen sollte, dass das bei Apuleius Zweckmässige und Verständliche in der Überlieferung nur vergröbert und entstellt wird. Da eben Bédiers Erwähnung geschah, sei hier einer anderen Polemik gegen dessen 'Agnostizismus' besonders gedacht. Der Petersburger Orientalist, Serg. Oldenburg, hat im Žurnał des russ. Minister. f. Volksaufklärung 1906, 5 und 1907, 7 über 'Fabliaux orientalischen Ursprunges' gehandelt, über Auberée und Constant du Hamel: er weist die Unrichtigkeiten der Bédierschen Schematisierung (Einbezug von gleichgültigen Nebenumständen in die konstitutionellen Elemente) und die Nichtbeachtung der orientalischen Versionen nach; wo z. B. Bédier nur eine zu nennen wusste, gibt Olden-

burg 15. Seine prinzipiellen Auseinandersetzungen (auch darüber, wie den Orientalen der Gang der Handlung selbst, den Abendländer die Art der Darstellung anzieht) sind sehr beachtenswert.

Aus den Sitzungsberichten der Akademie (März und Mai 1908) seien zwei längere Voranzeigen (Resumés) von Arbeiten des Prof. J. Rostafiński genannt, weil diese selbst erst nach Jahren veröffentlicht werden und wir somit vorläufig auf die Resumés angewiesen sind; da sie auch in französischer Sprache ausgegeben wurden, kann ich mich kürzer fassen. Die eine Arbeit handelt über die 'Ursitze unh Urwirtschaft der Slawen in vorhistorischen Zeiten'; die andere über die polnische Ursage von Popiel, Piast usw. unter dem Titel 'Aus der Geschichte des vorhistorischen Polens'. Der Verf., von Haus aus Botaniker, hat sich seit Dezennien mit der Geschichte der Kulturpflanzen vor allem beschäftigt, so erläuterte er noch 1885 das Capitulare de villis Karls des Gr. (über Gartenbau u. ä.), und im Verfolge dieser wie anderer Untersuchungen ergaben sich ihm neue Momente für die Urgeschichte der Slawen und Polen. Er tritt für die asiatische Urheimat der Arier, natürlich nicht auf dem Pamirplateau noch in Kleinasien, ein, sondern in der Gegend des Urals etwa, indem er alle Folgerungen, die man aus den arischen Namen für 'Birke' oder 'Met' herleitete, als unbegründet zurückweist; erörtert die verschiedenen Phasen der ursprünglichen Wirtschaft, den Körnerbau, den Unterschied zwischen Steppe und Wald und dessen Einfluss. Bei der ausserordentlichen Sachkunde des Verf. und seiner glänzenden Kombinationsgabe ergeben sich, trotz aller Bedenken im einzelnen, überraschende Ausblicke und Deutungen. Etwas weniger überzeugend tritt seine Deutung der Ursage, namentlich des mythischen Gehaltes der Wanda, auf. Nebenbei sei bemerkt, dass gegen die Aufstellungen von Peisker über die stets wechselnde Abhängigkeit der Slawen von Turkotataren und Germanen sich allgemein die Opposition regte: eine Zusammenfassung aller Argumente gab Fr. Krček im Lemberger Kwartalnik historyczny 21 (1908) S. 640 ff. Andere Abhandlungen dieser sowie der entsprechenden Warschauer Zeitschrift (Przegląd historyczny) und der Abhandlungen der Krakauer Akademie, historische Klasse, müssen wir übergehen, obwohl sie manches für unsere Zwecke geeignetes enthalten, z. B. allein in den Abhandlungen, Bd. 51 (Krakau 1908), die Studie von J. Ptaśnik über den 'Peterspfennig als Hüter der Staats- und Kircheneinheit in Polen' (des 14. Jahrhunderts); die deutschen Länder zahlten nämlich keinen Peterspfennig nach Rom, wohl aber Polen, die nordischen Länder u. a.; aus den päpstlichen Registern ist nun nicht nur die Zahl der Pfarreien in Polen, sondern auch die der Menschen wohl zu berechnen; gleichzeitig erschien das Werk von Tad. Gromnicki Swiętopietrze w Polsce (Krakau 1908. 474 S.), das die Erhebung des Peterspfennigs bis zuletzt (1563, in Breslau zum letzten Male 1554) verfolgt. Weiter die Studie von L. Boratyński, 'Beiträge zur Geschichte der ersten Handelsbeziehungen Danzigs zu Italien, speziell zu Venedig' auf Grund der Depeschen des Spezialabgesandten Ottoboni an den Senat (1590—1591); endlich die Studie von M. Gumowski, 'Über Mark und Münze der Piasten', die das ganze mittelalterliche Geldwesen, auch Felle und Salz als Münzeinheiten behandelt.

Von Kreisgeschichten sei das Werk von Wł. Sarna, 'Beschreibung des Kreises Jasło' (Opis powiatu jasielskiego, Jasło 1908, VI und 743 S.) in Galizien genannt; Sarna hatte gleich ausführlich früher den Kreis Krosno (Przemyśl 1898) behandelt; gerade der ethnographische Teil, die Darstellung der polnischen und ruthenischen Bevölkerung des Kreises, ist bei aller Kürze am sorgfältigsten und anschaulichsten ausgefallen.

Aus der 'Jagić-Festschrift' (Berlin, Weidmann 1908. 725 S.) können wir deren polnische Beiträge übergehen, weil sie ausschliesslich philologischen Inhalts sind; dagegen berühren sich die böhmischen mit unseren Zielen. Ich sehe allerdings von dem ganz phantastischen Versuche J. Sutnars, den Namen 'Tschech' zu erklären, ab; dafür ist zu nennen der Aufsatz von Prof. J. Polívka 'Volkserzählungen vom Ursprunge des Tabaks' namentlich häufig bei den Russen, deren Altgläubigen und Raskolniken der Tabak ein Teufelswerk, dem Leibe einer Dirne entwachsen und daher ein Greuel ist; der Verfasser stellt alle erreichbaren Varianten dieser und anderer Erzählungen zusammen. L. Niederle, der bekannte Archäologe und Prähistoriker, weist nach, dass auch die archäologischen Grundlagen der Theorie von einer Donauheimat der Slawen, wie sie Píč vertritt, unhaltbar sind, dass die slawische 'lausitzisch-schlesische' Urkultur nicht nach Pannonien gereicht hat. In deutscher Sprache behandelte Prof. E. Kałużniacki ein uns sehr interessierendes Thema: über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger, d. h. warum der h. Valentin zum Hüter vor der fallenden Sucht wird (was schon Luther richtig geraten hatte) oder Wolfgang vor Wölfen, oder Kosmas, russ. Kuźma, zum h. Schmied (wegen kuźnia 'Schmiede') usw., aber es bleibt nicht bei dem alphabetisch geordneten Verzeichnisse von 80 Heiligen der Art aus aller Herren Länder, sondern es stellt der Verf. weitreichende, allgemeinere Gesichtspunkte auf, worauf wir hier nur aufmerksam machen. [Oben S. 123.]

Von **böhmischen** Publikationen sei zuerst die Zeitschrift des Nationalmuseums, die Prof. Č. Zíbrt herausgibt, genannt (Časopis českého musea, Bd. 82, Prag 1908). Den Jahrgang eröffnen Proben aus dem gross angelegten 'Handbuch des humanistischen Schrifttums, zumal des poetischen in Böhmen und Mähren im 16. Jahrhundert', über den rudolfinischen Dichter G. Carolides von Karlsperg u. a. Der Verf., der unlängst verstorbene Ant. Truhlář, hat keine Mühen noch Kosten im Zusammentragen des reichsten bio- und bibliographischen Materials gescheut. Unterdessen ist der Anfang dieses alphabetisch geordneten Materials (Rukověť k písemnictví humanistickému etc.), bereits erschienen (Prag 1908, 1. Bd., 308 S., von Abel bis Caucalius reichend). Besonders umfangreich ist der Beitrag von Č. Zíbrt (auch im erweiterten Sep.-Abdr. erschienenen, mit Illustrationen, 174 S., Prag 1908), Zur Geschichte von Schloss und Herrschaft Żvikov der Švamberk: zuerst die Geschichte und die Kosten des Baues von 1431—1573, dann das Verzeichnis des alten Schlossarchivs; endlich der Nachweis, dass zu einzelnen Wandmalereien im Schlosse Wohlgemuthsche Bilder in H. Schedels Liber chronicarum von 1493 als Vorlage dienten. Unter den historischen Beiträgen von Jos. Volf seien nur erwähnt Spottgedichte auf den 'Winterkönig' in Ergänzung von Wolkans Sammlung; anderes zur Literaturgeschichte, alter wie neuer, muss hier übergangen werden. Dafür sei besonders genannt die parömiologische Studie des bekannten Philologen (und Herausgebers von Hus' böhmischen Schriften) V. Flajšhans, Altböhmische Sprichwörtersammlungen. Sie beginnen mit Eintragungen in das enzyklopädische Florileg des Konrad von Halberstadt um 1360, ziehen sich durch Flaška (Ende des 14. Jahrhunderts) zu den gedruckten Sammlungen des Blahoslav und Srnec, weiter zu Komenský, um im 19. Jahrhundert mit Čelakovský und Záturecký (slovakische Sprichwörter) zu endigen. Der Verfasser charakterisiert treffend die einzelnen Sammlungen und hebt namentlich das Zusammengehen der böhmischen Sprichwörter mit germanischen und romanischen, ihren Unterschied von den östlichen hervor: hier sei auf die gleichzeitig erschienene Studie über griechische Sprichwörter im Slawischen von Dr. Altenkirch im Archiv f. slawische Philologie 30, 1 und 321 aufmerksam gemacht, ein hübscher Beitrag zu der noch

recht im argen liegenden vergleichenden Sprichwörterkunde. Über einen anderen Beitrag zur slawischen Parömiographie siehe unten. Hier sei auch erwähnt, dass jüngst der Warschauer Ign. Bernstein, der Besitzer der grössten parömiographischen Sammlung der Welt, verstarb; bekannt ist sein zweibändiger Katalog dieser Sammlung (etwa 5000 Nummern in 160 Sprachen) von 1900 in seiner prächtigen typographischen Ausstattung; 1907 gab er noch mit J. Segel zusammen die stattliche Sammlung jüdischer Sprichwörter und Redensarten heraus. [Oben 18, 231].

Aus dem neuesten 83. Bande der Musealzeitschrift, Heft 1 (S. 1—207), verdient besonderen Hinweis der Aufsatz von Č. Zíbrt über den 'Strahover Sammelband seltener Gelegenheitsdrucke des Václav Dobřenský aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts' (S. 68—107). Dieser Dobřenský (1550—1599), Verfasser von populären didaktischen Schriften, legte sich eine Sammlung von Flugblättern, zumeist Prager Herkunft, an, die in der Bibliothek der Strahover Prämonstratenser aufbewahrt ist; sie enthält nicht weniger als 395 Nummern, die Zíbrt einzeln mit vollen Titeln anführt, in lateinischer, böhmischer, deutscher und ungarischer Sprache; die böhmischen Volkslieder (d. i. nach Bänkelsängerart u. dgl.) wird Zíbrt der Reihe nach im Český Lid abdrucken. Ich führe von deutschen, die besonders gegen das Ende des Bandes zahlreicher werden, z. B. an: Nr. 372 'Klegliche, betrübte und wahrhaftige Sprichwörter eines verlassenen Freundes' 1581; 374 'Ein gründlicher und wahrhaftiger Bericht, warumb die Teutschen Römischen Kaiser zwen Adler führen. Gestelt durch G. Praun mitburger in Augspurg'; 375 'Christliche newe Jars wundschung, reimweiss . . . durch Ph. Schlöderer' 1589; 388—391 'Ein Sinreich und schön Gedicht und Gemelde des . . . Apellis, darinnen er den ungerechten Richter usw. gar artig describirt und im damit sein leben errettet hat. Aus dem Luciano genommen und in Reime verfasset' usw. Es gibt auch Berliner Drucke, z. B. 'Leonhardi Turnesii zum Thurn Insignia etc.' von 1580. Die Nummern (d. i. Blätter) 380—386 enthalten Bilder der Planeten und ihres Einflusses, grobe und grosse Holzschnitte mit deutschen Versen, die sich von den bekannten Ausgaben der Art unterscheiden. Zu Anfang des Sammelbandes sind einzelne Flugblätter aufgeklebt auf die Seiten eines böhmischen Folianten, einer Umarbeitung von Hans Sachsens 'Zehen Alten Ertzveter Christi' mit den Holzschnitten H. S. Behams, doch weichen Text und Holzschnitte von der zugrunde liegenden Ausgabe, Nürnberg 1530, ab, worüber Zíbrt und andere Herren noch ausführlicher handeln werden. Der ganze Band ist für den Genealogen namentlich unschätzbar, bietet auch reiche Belehrung dem Kulturhistoriker (namentlich durch seine Trachtenbilder) und Musikhistoriker (viele Melodien u. a.).

Von weiteren Publikationen des rastlos tätigen Prof. Zíbrt sei die Neuherausgabe des mittelalterlichen Traumbuches des Vavřinec z Březové (Snář, Prag 1908. 176 S. in der Ottoschen 'Weltbibliothek') erwähnt. Vorausgegangen war Prof. F. V. Vykoukals Studie über Träume und Traumdeutungen (O snech a výkladech snů. Prag 1898), die auf Grund vergleichender Forschung die Abhängigkeit der böhmischen Traumdeutung, auch der modernen, von der mittelalterlichen und deren griechische und arabische Quellen nachwies. Während die Polen z. B. nur die kurzen Somnia Danielis seit jeher besitzen, hat für König Wenzel IV. sein Arzt Lorenz aus Brzezowa hauptsächlich das Somniarium Slaidae erweitert und übersetzt; Lorenz (1370—1436) ist sonst als Geschichtschreiber der Hussitenzeit besonders bekannt. Sein Traumbuch, Knihy snového vykládání, kommt handschriftlich mehrfach vor (eine Stockholmer Abschrift von 1471 u a.); der Chronist Hájek hat es 1550(?) herausgegeben, doch sind nur Exemplare der Abdrücke

von 1581 und 1614 bekannt. Zíbrt wiederholt nur den Text von 1581, doch kürzt er ihn stellenweise, überflüssige Längen wie Unanständiges übergehend. Es ist eine ganz interessante Lektüre; die Träume werden stets auch je nach dem Stande des Träumenden (König, Fürst, Ritter usw.) gedeutet.

Von den Publikationen der Böhmischen Akademie (der dritten Klasse) übergehe ich die Nummern 24 und 26, dialektologische Beiträge (Dušeks Lautlehre der südböhmischen Mundarten III und Kašíks Analyse der Bečva-Mundart) und erwähne die verdienstliche Leistung von J. Máchal, Staročeske skladby dramatické původu liturgického, die Sammlung altböhmischer Weihnachts- und Osterspiele, die das weit zerstreute Material vollständig sammelt und in einer ausführlichen Einleitung über die Entstehung und Geschichte des liturgischen Drama handelt (Prag 1908. 234 S. und das treffliche Faksimile eines ganzen Marienspiels aus der Prager Handschrift). Diese böhmischen Osterspiele (Weihnachtsspiele fehlen bezeichnenderweise) sind auch für die deutschen mittelalterlichen Spiele nicht ohne Bedeutung, daher vergleicht sie der Herausgeber, namentlich mit dem Innsbrucker, den Erlauer und Egerer Spielen; hat man doch diesen deutschen Spielen öfters geradezu eine böhmische Heimat zugesprochen. Der älteste böhmische Text, vor 1350, enthält das Fragment eines Quacksalberspieles, mit zwei sonst nirgends anzutreffenden Episoden, von der Auferweckung des toten Judenkindes und dem Wettstreit um die Familienehre des Rubin (Robin?) und Pusterpalk, der beiden Diener des Quacksalbers, die ganz volkstümlich roh verklingen, wie denn diese Texte (das Prager und das jüngere Dürrhofener Fragment), an Zügellosigkeit und Unflätigkeit des Ausdruckes die deutschen lasziven Texte noch weit übertreffen. Besonders interessant ist der Nachweis des französischen Einflusses, der in den Melodien dieser Spiele ganz unverkennbar ist und zu der Zeit des Johann von Luxemburg und seines Hofmusikers Guillaume de Machaut trefflich passt. Ein nicht erschöpfendes Glossar erläutert nicht alle Schwierigkeiten der interessanten Texte, die man erst jetzt bequem studieren kann. Die 'Rukovět'' von Truhlář ist bereits erwähnt. Ausserdem haben J. V. Novák und V. Flajšhans des Daniel Sinapius (d. i. Horcička, ein Slovake), Neoforum latinoslovenicum, eine slovakische Sprichwörtersammlung vom Jahre 1678, ein Unikum, abgedruckt (Prag 1908. VI und 80 S.); Flajšhans scheidet in der Einleitung das volkstümliche Element von fremden Zutaten aus.

Die periodischen Publikationen von Prof. Zíbrt und Prof. Polívka nehmen ihren gewohnten Fortgang. Vom Český Lid sind von dem neuesten, 18. Jahrgang, Heft 1—4 erschienen, reich illustriert, mit mannigfacher Abwechslung des Inhaltes, wie immer. Zíbrt bringt u. a. die Texte von sechs Nummern aus dem oben erwähnten Sammelbande des Dobřenský, ein Erntelied von 1588 (des Malý); zwei neue Lieder des bekannten Reimschmiedes S. Lomnický von 1584 (zu singen nach der deutschen Melodie 'Ich bin zu lang gewesen'); ein Lied von dem Blitz, der in den Turmknopf der Velvarer Kirche einschlug 1580 (vom Ortspfarrer gedichtet) u. a. Besonders amüsant sind Text und Bilder aus dem seltenen Traktat des V. L. Rvačovský vom Fasching und seinen zwölf Söhnen (Stolzhans, der Gierige, der Üppige usw.) von 1580, die Zíbrt in treffender Auswahl und Kürzung der langatmigen Moralisationen mitteilt. Namentlich interessant ist das 'Dorotheenspiel', das Lehrer St. Dvořák aus der Gegend von Milevsko, wie es dort bis etwa 1867 aufgeführt wurde, nach dem Diktat des noch lebenden 'Henkers' dieses Stückes abdruckt, aber der Sammler alten volkstümlichen Materials begnügt sich nicht mit dieser Niederschrift, sondern fügt aus eigenem ein Vor- und Nachspiel hinzu, das ganz im Volkston die Aufführung selbst begleitet, in die richtige

Stimmung einführt. J. Volff setzt seine Studie über die Rosenkreuzer in Böhmen und ihre Prophezeiungen für das Jahr 1622 fort. Er beschäftigt sich überhaupt mit böhmischen Sekten u. ä., hat ein reiches, neues Material zur Geschichte der böhmischen Brüder, d. h. ihrer Niederlassung in Berlin, gesammelt, das er demnächst zu verarbeiten gedenkt. In den Sitzungsberichten der Kgl. Ges. der Wissenschaften (Prag 1908, Nr. 4) hat er ein Verzeichnis der Akatholiken aus der Gegend von Opočno 1742 abgedruckt, mit einem Vorbericht über die vorausgegangenen Glaubenskämpfe von 1732, über die Hoffnungen, die in Schlesien und Böhmen zuerst auf Karl XII., dann auf Brandenburg gesetzt wurden, die Tätigkeit von Emissären, Spottlieder der Katholiken, Verhöre, Briefe u. dgl.

Von dem Národopisný Věstník Českoslovanský unter der Redaktion von A. Kraus, J. Polívka, V. Tille ist der dritte Jahrgang (1908) beendigt und der vierte begonnen; im Anhange zu allen Heften erscheinen die von Jos. Kubín gesammelten und von Polívka mit einem kritisch-bibliographischen Kommentar versehenen Märchen aus der Glatzer Gegend, bisher 46 Nummern. Das Hauptgewicht ruht auf der trefflich, über die gesamte einschlägige Weltliteratur orientierenden Bibliographie, die einzig in ihrer Art ist, Bücher und Zeitschriften, slawische und anderssprachliche gleichmässig berücksichtigt. Eingehende Musealberichte aus Böhmen zumal, kritische ausführliche Berichte, endlich ausgewählte Kapitel über Trachten, Hausindustrie, Bräuche, auch gut illustriert, machen den weiteren Inhalt aus. Ich erwähne z. B. den wohl orientierenden Aufsatz von Dr. Jos. Janko: Wie urteilen wir heute über die Indoeuropäer, eine kritische Zusammenstellung der Hirtschen u. a. Arbeiten und Ergebnisse; Ther. Novák, Volksbräuche in den Landstädten in den siebziger Jahren; Vlasta Havelka, das böhmische Kopftuch (reich illustriert, nach den verschiedenen Gegenden); J. Tykač, Die Leinwand-Hausindustrie in der Gegend von Böhmisch-Trübau usw.

Auf die trefflich redigierte böhmische historische Zeitschrift, Český Časopis Historický, herausgegeben von den Prager Professoren J. Goll und Jos. Pekař, sei besonders aufmerksam gemacht, wegen der Fülle der Informationen sowohl wie wegen der sorgfältigen Untersuchungen, die freilich meist Fragen der Verfassungs- oder politischen und Kirchengeschichte gewidmet unsern nächsten Zwecken ferner obliegen. Doch sei wenigstens das neuste Heft (Jahrgang 15, 1. 1909) erwähnt, das zuerst die notariell beglaubigte Abschrift (Transsumpt) des Kuttenberger Ediktes von König Wenzel über die der „böhmischen Nation“ auf der Universität zuzugestehenden drei Stimmen vom 18. Januar 1409, die sich Hus kurz vor seiner Abreise nach Konstanz geben liess, bringt (auch im Faksimile). Ausserdem sei erwähnt die Abhandlung von J. Fr. Novák über 'mittelalterliche Dictamina im Zusammenhange mit Antike und Renaissance', ein bisher zu Unrecht vernachlässigtes Gebiet; denn wie oft irrten wir, für einen wirklichen Brief haltend, was nur ein stilistisches, rhetorisches Dictamen war; hier ist freilich erst der Anfang gegeben, die kontinuierliche Entwicklung von den Prunkbriefen (falls man diesen Ausdruck brauchen darf) des jüngeren Plinius bis zu denen des Cassiodorius. L. Niederle endlich wirft die Frage auf, wie weit die Böhmen nach Süden, über die Donau, vorgedrungen sind und verwendet dafür philologische Argumente, die Verbreitung der Namensformen Kulm (= Hügel) und Edla (= Tanne), die ich bestreite, obwohl ich sonst die Richtigkeit seiner Ausführungen, z. B. über das Slawentum in Pannonien, voll anerkenne.

Wie sehr sich die Böhmen für ihr 14. bis 17. Jahrhundert und dessen religiöse Kämpfe interessieren, zeigen neue Publikationen der Prager Akademie, z. B. eine neue Quellensammlung für die mittelalterliche Bewegung, eröffnet aus des Matthiae

de Janow dicti magister Parisiensis Regulae veteris et novi testamenti; die Herausgabe der Korrespondenz des bekannten Akatholiken Vaclav Budovec von 1579 bis 1619 (durch Dr. J. Glücklich, 1908, XLV und 203 S.) u. a.; die König Georg von seinem Diener Žídek gewidmete 'Spravovna' (Informationsbuch, darin auch eine Weltchronik u. a.), von Zd. Tobolka (Prag 1908. 193 S.) herausgegeben; die für städtische Verhältnisse wichtige Praxis cancellariae des Prokop, des Schreibers der Neustadt Prag, durch Fr. Mareš (Prag 1908. XIV und 169 S. Alles Ausgaben des 'Historischen Archivs' der Akademie); es waren dies Universitätsvorlesungen über Diplomatik, die Prokop (von dem wir auch eine böhmische Art dictandi besitzen, herausgegeben von Mareš 1900) 1452 gehalten hat und aus denen der Verwaltungsdienst der städtischen Behörden am besten einleuchtet; sie sind mit einer etwas späteren böhmischen Interlinearversion versehen. Dem böhmischen Hussitentum, namentlich den Anschauungen des Chelčický, des selbständigsten und konsequentesten Denkers, widmet der russische Gelehrte N. v. Jastrebov seine 'Studien' (1. Teil, Petersburg 1908. VII und 258 S.), die nach allgemeinen Ausführungen speziell der Entwicklung der Ideen über Kriegsführung und Todesstrafe gewidmet sind. Ein katholischer Geistlicher, Dr. A. Podlaha, gibt eine 'Quellensammlung für böhmische Kirchengeschichte' (Heft 1—3. Prag 1908) heraus; das erste Heft (IV, 267 S.), enthält die Berichte der 'Reformationskommission' von 1627—1629, die den Widerstand der Akatholiken zu brechen hatte, wie es dabei zuging; Heft 2 (84 S.) bringt die erzbischöflichen Relationen über die Zustände der Kirche in Böhmen von 1759—1781; Heft 3 (IV, 36 S.) druckt den ältesten böhmischen Traktat (des Jan Vodňanský) über die unbefleckte Empfängnis Marias in Form eines Dialoges vom Jahre 1509. Ein Lebensbild eines Polyhistors und Patrioten, eines Weckers seines Volkes im Niedergange des 17. Jahrhunderts, des darum angefeindeten Jesuiten Boh. Balbin bringt sein Ordensgenosse Ant. Rejzek, B. Balbin Soc. J., Leben und Werke (Prag 1908. 465 S.), in einer nicht gerade einwandsfreien, weil einseitigen Darstellung.

Prof. J. Máchal, dessen Namen wir bereits oben genannt haben, hat eine slawische Mythologie geschrieben (Bájesloví slovanské, Prag 1907. 174 S). Es ist dies eine ganz populäre, für die böhmische Universalbibliothek bestimmte Umarbeitung seines Abrisses slawischer Mythologie (Nákres usw.), der 1891 erschien und durch Fülle und Genauigkeit der Angaben sich äusserst brauchbar erwies; der Verf. verblieb seitdem bei dem Studium slawischer Überlieferungen, wir verdankten ihm inzwischen eine trefflich orientierende Arbeit über die russischen Bylinen, die hauptsächlich eine Analyse der Stoffe bietet.

Berlin. Alexander Brückner.

Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied[1].

Das erfreulich wachsende Interesse am deutschen Volksliede gibt sich in dem Erscheinen einer ganzen Reihe von Wegweisern zu seinem Studium kund. Fast gleichzeitig treten drei ältere allgemeine Einführungen in erneuter Gestalt vor uns, Vilmars 1867 geschriebenes Handbüchlein und die kleineren Werke von Bruinier

---

1) Vgl. unsern letzten Bericht oben 17, 203—210. Eine genauere Aufzählung aller hergehörigen Artikel liefert der 'Jahresbericht für germanische Philologie' (Leipzig, Reisland) in der 16. Abteilung 'Volksdichtung'.

und Sahr. Aus dem Handbüchlein ist jetzt ein doppelt so starkes Handbuch geworden, in dem Vilmars Landsmann Böckel[1]) mit gleicher Begeisterung, ausgebreiteter Sachkenntnis und der Gabe frischer Darstellung eine weit vollständigere Übersicht der Gattungen des Volksliedes entwirft. Hatte sich sein Vorgänger auf die erzählenden, Liebes- und Geselligkeitslieder beschränkt, so führt B. auch die mythischen, legendarischen, Natur-(Tierfabel), Soldaten-, Berufslieder, die Lebensfreude, den Humor und Spott, die geistlichen Lieder in guten Proben vor. Völlig neu ist der Abschnitt 'Art und Werden des deutschen Volksliedes' (S. 1—40); die Definition des Volksliedes ist zwar dieselbe wie in Bs. 'Psychologie der Volksdichtung' geblieben, aber über Melodie, Vorsänger und Chor, Rhythmus, stehende Formeln, Bilderschatz, Kunstmittel des Stils u. a. findet man hier treffende Bemerkungen und nützliche Beispiele. Was man, von Einzelheiten wie der Erläuterung der nld. Ballade S. 171 abgesehen, etwa beanstanden könnte, ist das Fehlen einer Übersicht über die Literatur und einer Andeutung über die schwebenden Streitfragen. Auch Bruiniers[2]) 1899 zuerst gedrucktes Büchlein ist erheblich umgestaltet (14 Kapitel statt 5) und bietet in frischer, begeisterter Sprache manches Eigenartige und Verdienstliche. Im Streben nach einer historischen Betrachtungsweise beginnt der Verf. nicht mit dem 15. Jahrhundert, sondern sucht auch die voraufliegenden Perioden des Priestersängers, Berufssängers (Skop), Spielmanns fasslich vorzuführen, viele alte Zeugnisse einflechtend. Er betont gegen Vilmar, der seinen Massstab für das Volksmässige aus den Liedern des 14. bis 16. Jahrhunderts entnimmt, die Wandlungen im Geschmacke des Volkes (S. 20), der von den Gebildeten oft missverstanden wurde, und hofft auf eine Zeit, in der die Geschichte des 'Volkstons' bekannt ist. Er weist die Bänkelsängerlieder und Moritaten zurück, rechnet aber Kunstgedichte, die vom Volke gesungen werden, zu den Volksliedern. Als das wesentlichste äussere Merkmal der letzteren erscheint ihm das Singen in einem von der volkstümlichen Sitte zusammengeführten Chore (S. 14). Sahrs[3]) hübsche Auswahl von Texten (zuerst 1901), die jetzt auf zwei Bändchen angewachsen ist, enthält 82 historische Lieder, Balladen, Liebes-, geistliche und verschiedene Lieder vom 14. bis 19. Jahrhundert mit den Melodien und sorgfältigen Einleitungen und Texterläuterungen. Da der Herausgeber zugleich gute Literaturnachweise liefert, darf sein Werkchen als das bequemste und wohlfeilste zur ersten Einführung in das Studium des Volksliedes bezeichnet werden. — Zu gleichem Zwecke ist das aus einem Vortrage erwachsene Büchlein Kinzels[4]) bestimmt, das von Herders Wiederentdeckung des Volksliedes ausgehend, dessen Blütezeit im Reformationsjahrhundert kundig schildert und 31 Texte mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen mitteilt. Gegenüber dieser scharf und knapp gehaltenen Darstellung tritt die einer straffen Disposition ermangelnde 'ästhetische

---

1) O. Böckel, Handbuch des deutschen Volksliedes, zugleich vierte gänzlich neu gestaltete Ausgabe von A. F. C. Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, Elwert 1908. VII, 393 S. 5 Mk.

2) J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner 1908. VI, 151 S. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 7).

3) J. Sahr, Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Göschen 1908. Zwei Bändchen. 136 und 110 S. je 0,80 Mk. (Sammlung Göschen 25. 132).

4) K. Kinzel, Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, für die Freunde der alten Literatur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt (zuerst 1885). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus 1909. 93 S. 1 Mk.

Würdigung' H. Graefs[1]) in den Hintergrund. Unter die populären Schriften im guten Sinne des Wortes gehört auch Schells[2]) Handbuch Wenn der Vf. (S. VI) bescheiden gesteht, dass es ausserhalb seiner Absicht lag, Neues zu bieten, und dass er auf dem fusse, was unzählige Forscher erarbeitet haben, so ist doch anzuerkennen, dass er sich gute Führer wählt, wie Böckel, Bruinier, Sahr, Hauffen, Hildebrand, und durchweg besonnen und massvoll urteilt, wo er einzelne Behauptungen jener Gewährsmänner einschränken zu sollen meint. In 20 Abteilungen bespricht er die hauptsächlichsten Fragen seines Themas und die verschiedenen Liedgattungen, ohne den Gegenstand erschöpfen zu wollen, bisweilen auch über die Grenzen Deutschlands hinausgebend. Gelegentlich teilt er neue Textfassungen mit (S. 34f. 78. 151f. 175). Angehängt ist eine 17 Seiten starke Literaturübersicht, gegen deren Auswahl und Anordnung ich allerdings einiges einzuwenden hätte. Die in derselben Sammlung erschienene Einführung in das Kinderlied und Kinderspiel von Wehrhan[3]) will ebenfalls nur das für weitere Kreise Wissenwerteste bringen und erreicht diesen Zweck auch im ganzen, wenngleich man einiges wie die von Schläger oben 17, 266 hervorgehobene Dramatisierung alter Volksballaden und Wossidlos ausgezeichnetes Buch vom Jahre 1906 vermisst. Auf die nach Böhme gegebene Übersicht der Lieder- und Spielgattungen folgen Mitteilungen über ältere Zeiten, mythologische Bedeutung, Metrik, Musik, Sprachliches, geschichtliche Reminiszenzen u. a, alles durch Beispiele belebt und durch nützliche Literaturangaben weiteren Studien empfohlen. In der Bibliographie (S. 172—189) jedoch wundert man sich nirgends John Meiers trefflicher Leistung im Grundriss der germanischen Philologie und dem seit 1879 bestehenden Jahresbericht für germanische Philologie zu begegnen; auch wäre eine Anordnung der Landschaften nach sprachlichen Gesichtspunkten der hier gewählten politischen Geographie entschieden vorzuziehen, nach der die Schweiz und Österreich erst hinter Skandinavien, England und dem französisch redenden Belgien rangieren und die Grafschaft Glatz sogar als österreichische Provinz auftritt.

Unter den Einzeluntersuchungen, die wir an diese Handbücher anreihen, sind diesmal mehrere zu verzeichnen, welche der älteren Periode des deutschen Volksliedes gewidmet sind. Die vielumstrittene Frage nach dem Ursprunge der Volkspoesie behandelt John Meier[4]) in einem gedankenreichen und auf umfassender Kenntnis ruhenden Vortrage über die Entstehung und Entwicklung des Volksepos. Die Grundlage desselben bildet die poetische oder prosaische Heldensage, die von Individuen durch Simplifizierung und Ausgestaltung geschichtlicher Tatsachen und verdunkelter Mythen geschaffen und von der Gesamtheit übernommen ist. Der epische Heldensang wird weiter ausgebildet durch einen Sängerstand, der auf die Gunst des besitzenden Adels angewiesen ist und sich nach dessen Anschauungen richtet. Die Sänger sind entweder improvisierende Aoiden, die nur Stoff und typische Bestandteile besitzen, oder Rhapsoden, deren Tätigkeit nur im Wiederholen fertiger Lieder besteht. Das Erstarren formelhafter Wendungen und Beiwörter, die Reste älterer Kulturperioden, die Übernahme äolischer Formen durch

---

1) H. Graef, Deutsche Volkslieder, eine ästhetische Würdigung. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik 1907. 142 S.

2) O. Schell, Das Volkslied. Leipzig, W. Heims 1908. VIII, 204 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 3).

3) K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig, W. Heims 1909. VIII, 189 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 4).

4) John Meier, Werden und Leben des Volksepos. Rede gehalten den 15. Nov. 1907 am Jahresfeste der Universität Basel. Halle a. S., Niemeyer 1909. 54 S.

ionische Sänger gewahren wir nicht nur im homerischen Epos, sondern ähnlich auch im mittelalterlichen und noch heut in den Liedern der Finnen, Russen, Kirgisen, Atjeher. Den Übergang vom Liede zum Gesamtepos sieht M. (von Lachmann wie von Ker und Heusler abweichend) in einer Wandlung des knappen Stils zum reicheren, die bereits in den Liedern selbst eintrat, und im Erscheinen eines schöpferischen Individuums, das den Schritt zur Gesamtkomposition tat und diese zugleich schriftlich fixierte. Ohne eine Niederschrift hätte sich weder die Ilias im Volksmunde fortgepflanzt noch das Nibelungenlied. Wenn man aber als Volkspoesie erst die Dichtung bezeichnet, die im Volksmunde lebt, bei der aber das Volk nichts von den individuellen Anrechten weiss, so gibt es ein Volksepos im strengen Sinne überhaupt nicht. — Eine beachtenswerte Untersuchung über die Formel 'singen und sagen', die W. Grimm 1829 als den technischen Ausdruck für den rezitierenden Vortrag epischer Lieder auffasste, liefert Schwietering[1]); er zeigt, dass die geistlichen Dichter des 10. Jahrhunderts damit nur den biblischen Ausdruck 'cantare et dicere psalmum' wiedergaben und dass erst die Spielleute und die höfischen Dichter eine doppelte Art des Vortrages, der Form oder des Stoffes damit bezeichneten. In einem stoffreichen und sehr breit geschriebenen Buche, über das ich weiter unten genauer berichte, hat Uhl[2]) die Winiliod, die Karl der Grosse 789 den Nonnen untersagte, als gemeinsame Arbeitslieder zu erweisen gesucht und eine Übersicht über die deutschen Berufs- und Standeslieder und deren Sammlungen angehängt, die nicht ohne Nutzen sein mag, wenngleich der Grundgedanke des Werkes auf einer wenig wahrscheinlichen Vermutung beruht. — Den historischen Zusammenhang zwischen der höfischen Lyrik des 13. Jahrhunderts und der Volksdichtung des 15. erläutern mehrere tüchtige, dem Nachleben einzelner Minnesänger gewidmete Arbeiten. Die umfänglichste ist die von Brill[3]), welche von Haupts kritischer Sonderung der echten und unechten Lieder Neidharts von Reuenthal ausgehend, die letzteren genau betrachtet und aus ihnen den gewaltigen Einfluss Neidharts auf die Folgezeit bis zu Fischart hin erweist. Seine realistisch-satirische Dorfpoesie, die das Aufkommen eines trotzigen Bauernstandes zur Voraussetzung hat und zugleich an das Vorbild der französischen Pastourelle anknüpft, übertraf alle andern ritterlichen Lyriker an Wirkung. B. zeigt schon in den Handschriften des 13. Jahrhunderts die Ansätze zur Übertreibung und Verrohung, die Einschaltung unechter Strophen und neuer Töne, die Entstehung des Schwankes von Neidhart im Fass und von bäurischen Trutzstrophen. Die zweite Stufe stellen die in Bayern und Schwaben entstandenen Hss. des 15. Jahrhunderts dar, in denen Roheit und Obszönität sich in unerfreulicher Weise breit macht und viele alte Motive (der Ungenannte, Engelmar, die Spiegelgeschichte) weitergesponnen werden; eine ganze Reihe neuer Schwänke zeigt Neidhart als eine Art Hofnarren der Herzöge Friedrich und Otto von Österreich oder als Bauernfeind nach Art des Kalenbergers und Eulenspiegels. Auch in zwei lateinischen Grabschriften sucht man die Persönlichkeit des Helden zu charakterisieren. Ums Jahr 1490 endlich schafft ein literarisch gebildeter Bearbeiter zu Augsburg (?) aus dem Wuste der Überlieferung ein leidliches Ganzes, das Volksbuch von Neidhart Fuchs. Auch die übrige Lyrik des 15. Jahrhunderts verrät mehrfach Nachahmung Neidharts, wie B. an den Liedern Hans Hesellohers, an Heinrich Wittenweiler,

1) J. Schwietering, Singen und Sagen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1908. 57 S.

2) W. Uhl, Winiliod. Leipzig, E. Avenarius 1908. VIII, 427 S. (= Teutonia 5).

3) R. Brill, Die Schule Neidharts, eine Stiluntersuchung. Berlin, Mayer & Müller 1908. VIII, 252 S. 7,50 Mk. (= Palaestra 37).

Neidharts Gefräss, der Verhöhnung der Bauern im Fastnachtsspiel und Volkslied, sowie der symbolischen Deutung seines Namens durch den Schmieher hübsch nachweist. — Gleich Neidhart sind noch andre Minnesänger wie Wirnt von Gravenberg, Heinrich von Morungen, Reinmar von Brennenberg, der Tannhäuser und Wolfram Helden der Volkssage geworden. Von dem Brennenberger, der um 1250 oder 1275 von den Regensburgern erschlagen ward, erzählte man wohl bereits im 14. Jahrhundert, er sei von einem eifersüchtigen Gatten getötet und sein Herz gebraten der Geliebten vorgesetzt worden. Die Meistersinger bearbeiteten diese Sage wie auch die Mär von seinem Urteile über die Schönheit der Herzogin von Österreich und der Königin von Frankreich im neunzehnzeiligen Brembergerton und ahmten seine Liebeslieder nach. 16 solche Bremberger-Gedichte und ein Volkslied in vierzeiligen Strophen hat A. Kopp[1]) aus Drucken und Hss. des 15. bis 17. Jahrhunderts gesammelt und mit einer Einleitung veröffentlicht, ohne in eine genauere Untersuchung des Verhältnisses zu den älteren Liedern einzutreten. Noch reicher entwickelte sich die Tannhäusersage, von der Golther[2]) und Dübi (oben 17, 249—264) handeln, auf Grund des dem Dichter zugeschriebenen Bussliedes; im 14. Jahrhundert ward die ihm gegenübertretende Frau Welt zur Sibylle von Nursia, im 15. zu Frau Venus umgestaltet, worauf im Volksliede des 16. noch der Venusberg und das Stabwunder hinzukam. Die Stoffgeschichte der Balladen von den zwei Königskindern und von der Nonne beleuchteten Sahr[3]) und Olbrich[4]); die Lieder, in denen eine Lilie dem Grabe des Helden oder der Heldin entspriesst, um entweder seine Unschuld zu bezeugen oder sein Verlangen nach Rache oder nach Vereinigung mit der Geliebten kundzutun, untersuchte Blümml[5]). J. Meier[6]) bestätigt die Annahme, dass die so häufig in der Liebespoesie gebrauchte Versicherung 'Du bist mîn, ich bin dîn' eine alte Verlobungsformel war, durch weitere Zeugnisse. Mit den bereits von Herder bemerkten 'Sprüngen und Würfen' der älteren Lieder beschäftigt sich Graber[7]) und erörtert neben unvermittelten Übergängen auch solche, die durch mangelhafte Überlieferung, Auslassung oder Vermischung mit andern Liedern entstanden sind. Der Entwicklung der Volks- und der Kunstballade geht Runze[8]) in einem populären Vortrage nach, der auch einige pommersche Liedfragmente enthält; demselben Thema ist eine nicht sonderlich tiefschöpfende Betrachtung von Wattez[9]) gewidmet; unter den beigegebenen 14 Texten befindet sich auch ein angeblich alt-

---

1) A. Kopp, Bremberger-Gedichte, ein Breitrag zur Bremberger-Sage. Wien, R. Ludwig 1908. 63 S. 2 Mk. (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde 2). — Weitere Literatur bei Bartsch-Golther, Liederdichter 1901 p. LXVII. Auf Kopps nr. 17 beruht die dänische Ballade 'Hertug Frydenborg' (Grundtvig, DgF 305).

2) W. Golther, Tannhäuser in Sage und Dichtung des Mittelalters und der neuen Zeit (Walhalla 3, 15—67).

3) J. Sahr, Die Schwimmersage (Leipziger Zeitung 1907, wiss. Beil. 30-34).

4) K. Olbrich, Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre (Mitt. der schles. Ges. f. Volkskunde 18, 42-61).

5) E. K. Blümml, Die Volkslieder von der Lilie als Grabesblume (Studien zur vgl. Litgesch. 7, 161—191).

6) J. Meier, Kleinigkeiten 1 (Schweiz. Archiv f. Volkskunde 11, 269-278).

7) G. Graber, Das Sprunghafte im deutschen Volkslied, ein Beitrag zur Textkritik und Erklärung des Volksliedes. Progr. Klagenfurt 1907. 26 S.

8) M. Runze, Volkslied und Ballade. Berlin, Verein für bildende Volksunterhaltung [1908]. 48 S.

9) O. Wattez, De germaansche ballade, haar ontstaan en hare beteekenis (Verslagen der k. vlaamsche academie 1908, 329—396).

vlämischer vom Mutterherzen, das der entartete Sohn seiner Geliebten bringt, eine offenbare Fälschung.

Für die Textpublikationen gewähren die emsig durchsuchten älteren Handschriften und gedruckten Liederbücher der öffentlichen Bibliotheken noch immer Stoff. Der eifrigste und glücklichste Forscher auf diesem Gebiete ist Arthur Kopp[1]), der uns einen höchst dankenswerten Überblick über die Liedersammlungen des 15. bis 18. Jahrhunderts und die in verschiedenen Zeitschriften und Büchern verstreuten Nachrichten über sie beschert und dadurch Goedekes ohnehin nur dem 16 Jahrhundert geltende Zusammenstellung im Grundriss 2, 25—87 trefflich ergänzt. Möge es ihm vergönnt sein, selber die gesamte Überlieferung des älteren Volksgesanges von 1500 bis 1750 aus Liedersammlungen, Musikalien und fliegenden Blättern seiner Absicht gemäss in einem Werke zusammenzubringen! Den grössten Teil dieser Arbeit hat er bereits geleistet. Eine Brüsseler Hs. aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts voll niederrheinischer und niederländischer Sprüche und geistlicher und weltlicher Lieder beschreibt Priebsch[2]) und druckt eine grosse Anzahl der letzteren ab. Ulrich Schmid[3]), Blümml[4]) und Bolte[5]) veröffentlichten einzelne Texte älterer Zeit und gaben Bemerkungen zu solchen. Rieser[6]) unternahm eine umfassende Vergleichung der Lieder des Wunderhorns mit ihren Quellen, doch nicht zu dem Zwecke, die Geschichte des Volksliedes zu fördern, sondern Material zur Beurteilung von Arnims und Brentanos geistiger Auffassung und Dichtung zu gewinnen. Er teilt die Gedichte des 15. bis 17. Jahrhunderts und die neueren Lieder in Gruppen (höfische, historische, Legenden, Balladen usw.) und bespricht in dieser Anordnung die einzelnen Nummern des ersten und dann des zweiten bis dritten Bandes. Der Berliner Buchhändler Breslauer[7]) beschreibt mit minutiöser Genauigkeit eine kostbare Sammlung von 556 Liederdrucken des 16. bis 18. Jahrhunderts, die grösstenteils von dem bekannten Hymnologen Karl Biltz († 1901) zusammengebracht ward und für die geistliche Dichtung Luthers, der böhmischen Brüder, der Wiedertäufer, aber auch für das weltliche Lied wertvolles Material enthält; viele Illustrationen, sorgsame Erläuterungen und ein vierfaches Register machen diesen Katalog zu einem gediegenen wissenschaftlichen Nachschlagewerke. — Eine neue Ausgabe der älteren historischen Volkslieder wird dem Vernehmen nach von der Direktion der Monumenta Germaniae historica geplant. Inzwischen setzt Aug. Hartmann[8]) die bis 1554 reichende Liliencronsche Sammlung für Bayern und Österreich fort. Der erste Band seines Werkes, das die bereits in andern Sammlungen gedruckten

---

1) A. Kopp, Über ältere deutsche Liedersammlungen (Archiv f. neuere Sprachen 121, 241-279). — Ein Liederbuch aus dem Jahre 1650 (Zs. f. dtsch. Phil. 39, 208–222).

2) R. Priebsch, Aus deutschen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Brüssel (Zs. f. dtsch. Phil. 38, 301–333. 436-467. 39, 156 179).

3) U. Schmid, Volkslieder (Walhalla 3, 281—287).

4) E. K. Blümml, Zum deutschen Volksliede (Hess. Bl. f. Volkskunde 6, 24–43). — Volksliedmiszellen III (Archiv f. n. Spr. 118, 1—16. 273–288. 119, 1—19).

5) J. Bolte, Zum deutschen Volksliede 31–35 (oben 18, 76-88).

6) F. Rieser, Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. Dortmund, Ruhfus 1907. IX, 560 S. 15 Mk.

7) M. Breslauer, Katalog 3: Documente frühen deutschen Lebens 1. Reihe: Das deutsche Lied geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Berlin, Breslauer 1908. XI und S. 277—581, mit etwa 100 Abbildungen. 8 Mk

8) A Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert, gesammelt und erläutert, mit Melodien hsg von H. Abele, 1. Band: Bis zum Ende des dreissigjährigen Krieges. München, Beck 1907. VII, 352 S. 12 Mk. — Zu S. 198 vgl.

Lieder ausschliesst, enthält 96 aus Hss. und Flugblättern hervorgezogene Dichtungen aus der Zeit von 1522–1648 in vereinfachter Schreibung mit reichhaltigen und soliden historischen und sprachlichen Erläuterungen. Neben einem Liede auf Frundsberg, der frischen Schilderung eines Pferderaubes (Nr. 24) und mehreren Liedern auf Fadingers Bauernaufstand von 1626 (Nr. 37–54) erscheinen viele Dichtungen der Wiedertäufer und Exulanten. Bedauerlich ist nur, dass H. nicht gleich Liliencron durch Überschriften und Kolumnentitel für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt hat; Autoren- und alphabetisches Register wird hoffentlich der Schlussband bringen. Die ausgezeichnete Sammlung der geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs, welche Steiff[1]) im Verein mit Mehring 1901 begann, ist ihrem Abschlusse nahe gerückt; wir erhalten die Nr. 202—267, welche die Verfassungskämpfe von 1815 und die Reaktion und Revolution bis 1848 schildern, in musterhafter Weise bis ins Einzelnste erläutert. Klapper[2]) macht eine Dichtung auf die Hinrichtung eines Breslauer Kriegsobersten vom Jahre 1446 bekannt. Schwerdfeger[3]) führt das bekannte Lied 'O du lieber Augustin' zurück auf eine 1739 gedruckte Erzählung Fuhrmanns von einem Sackpfeifer Augustin, der 1679 zu Wien nachts im Rausche in eine Pestgrube geriet und wohlbehalten wieder herausstieg. Noch gründlicher legt Mitzschke[4]) die Entstehung des auf einer unhistorischen Sage beruhenden Liedes 'Die Hussiten zogen vor Naumburg' dar, das 1832 durch den Naumburger Auskultator Karl Seyferth († 1865) gedichtet ward. Weddigen[5]) protestiert nachdrücklich gegen die Ansprüche G. Hoffmanns auf die Verfasserschaft des Kutschkeliedes, die auch oben 15, 155 untersucht und zurückgewiesen wurden. Auf einem der berühmten historischen Konzerte in Breslau hatte E. Bohn[6]) 24 Nationalhymnen der europäischen Völker nebst erläuternden Bemerkungen vorgeführt; jetzt legt er diesen Vortrag in erweiterter Gestalt nebst den Melodien vor. B. steht natürlich auf den Schultern seiner Vorgänger Tappert, Abert, Boehm u. a., bietet aber manches Neue und zeigt verständige Zurückhaltung gegenüber den vielen auf diesem Gebiete wuchernden Hypothesen. Er macht darauf aufmerksam, dass das Bedürfnis nach einer Volkshymne zuerst bei den germanischen Nationen empfunden ward; 'God save the king' (1743) und 'Rule Britannia' (1740) sind die ältesten Exemplare dieser Gattung; Spanien und die Türkei behelfen sich mit Märschen ohne Worte. Für die Verdeutschung der Texte spendeten Th. Siebs und Gertrud Holtze Hilfe.

Jahrb. f. Gesch. des Protestantismus in Österreich 27, 74; zu S. 330 oben 13, 222; zu S. 333 oben 14, 217 und 13, 224; zu S. 344 oben 14, 220. Andere Nachträge gibt E. Schröder im Anzeiger f. dtsch. Altertum 32, 193–203.

1) K. Steiff und G. Mehring, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte gesammelt und hsg. 6. Lief. Stuttgart, Kohlhammer 1908. S. 789—960. 1 Mk.

2) J. Klapper, Leonhard Assenheimer, historisches Volkslied vom Jahre 1446 (Zs. f. dtsch. Altertum 50, 202–205).

3) J. Schwerdfeger, Die Pest in Wien 1679 und die Augustinlegende. Progr. Wien 1907. 17 S.

4) P. Mitzschke, Das Naumburger Hussitenlied, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen volkstümlichen Dichtung. Naumburg, Domrich 1907 32 S. 1 Mk.

5) O. Weddigen, Ist G. Hoffmann als Autor des populär gewordenen Kutschkeliedes zu betrachten? (Archiv f. neuere Spr. 121, 280–282).

6) E. Bohn, Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Breslau, Marcus 1908. 75 S. 2,40 Mk. (Wort und Brauch hsg. von Siebs und Hippe, Heft 4).

Wir gelangen endlich zu den Arbeiten, die das neuere Volkslied behandeln, und können zu unserer Freude auch hier ein rüstiges Fortschreiten feststellen. Die für die Aufzeichnung der in Österreich gesungenen Volkslieder vom Wiener Kultusministerium berufene Kommission und die Arbeitsausschüsse in den einzelnen Landschaften haben, wie das Lit. Zbl. 1908, 1149. 1181 berichtet, reiche Ernte gehalten; über die Sammlung der deutsch-böhmischen Lieder teilte Hauffen[1]) Genaueres mit. Der rührige Leiter des deutschen Volksgesanges in Wien und Herausgeber seiner bis zum 11. Jahrgange gediehenen Zeitschrift, J. Pommer, hat nicht bloss, wie früher erwähnt, eine praktische Anleitung für die Sammlung geschrieben, sondern auch in einer Flugschrift[2]) seine eigenen Erfahrungen anschaulich dargestellt. Ebenso hat die zur Sammlung der deutsch-schweizerischen Volkslieder bestellte Kommission über 5000 Nummern mit und ohne Melodie zusammengebracht und bereitet die Ausgabe des ersten Bandes, der Kinderlieder enthalten soll, vor (Deutsche Literaturzeitung 1908, 483). Im Deutschen Reich hat die seitens des Verbandes der volkskundlichen Vereine geplante Inventarisierung und Registrierung der Lieder aus Mangel an Mitteln noch verschoben werden müssen (Mitteilungen 8, 3). Möchte hier die nächste Zukunft Abhilfe schaffen und ein gedeihliches Wirken ermöglichen!

Zu den Liederveröffentlichungen, die neben jener im Stillen geübten Sammeltätigkeit einhergehen, haben die Alpenländer das meiste beigetragen. Pommer[3]) hat aus einer um 1835 entstandenen Handschrift und mündlicher Überlieferung 35 Liebes- und Scherzlieder des steirischen Dorfes Turrach hervorgezogen und mit einfacher Klavierbegleitung versehen. Um die Hebung des Tiroler Liederschatzes hat sich Kohl[4]) von neuem verdient gemacht. Nachdem er in einer dritten Nachlese zu seiner grossen für gemischten Chor gesetzten Sammlung 'echter Tirolerlieder' 27 weitere Nummern gegeben, unter denen sich auch einige ins Volk gedrungene Stücke von Castelli und Baumann befinden, wandte er sich in seinen 'heiteren Volksgesängen', mit denen Blümmls Quellen und Forschungen zur Volkskunde verheissungsvoll eingeleitet werden, zu den bisher weniger beachteten, aber gleichfalls im Volke verbreiteten vielstrophigen Reimgedichten, die ein- oder mehrstimmig zur Gitarre oder Zither vorgetragen werden und einzelne Charaktere, den Bettler, Kästenbrater, Musikanten, Fuhrmann, Bauernknecht, Trinker, ein zankendes Ehepaar usw. lustig genug vorführen, satirisch über die Weiber, die Mode, die Akzise, den herrischen Bauern oder die ganze Reihe der Stände und Handwerke herziehen, den Sündenfall Adams, eine Szene zwischen Einsiedler und

1) Deutsche Arbeit 6, 396f. (1907). Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 8, 9—21 (1908).

2) J. Pommer, Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet. Wien, Robitschek 1907. 82 S. 0,60 Mk. (Flugschriften und Liederhefte hsg. von dem deutschen Volksgesangvereine in Wien 12).

3) J. Pommer, Turracher Lieder, 35 Volkslieder von der steirisch-kärntnerischen Grenze für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Flügels eingerichtet. Wien, Robitschek [1908]. 26 S. 4°.

4) F. F. Kohl, Volkslieder aus Tirol, dritte Nachlese zur Sammlung 'Echte Tirolerlieder', gesammelt und gesetzt. Wien, Last 1907. 47 S. 1,50 Kr. (Fünftes Liederheft des deutschen Volksliedvereines in Wien). — Heitere Volksgesänge aus Tirol (Tisch- und Gesellschaftslieder) mit Singweisen, im Volke gesammelt und zusammengestellt. Wien, Ludwig 1908. 164 S. 6 Mk. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde hsg. von Blümml Bd. 1). — Die Tiroler Bauernhochzeit. Sitten, Bräuche, Sprüche, Lieder und Tänze mit Singweisen. Wien, Ludwig 1908. X, 282 S. 9 Mk. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. 3).

Teufel oder einzelne Schildbürgerstreiche drastisch beschreiben usw. Stehen auch diese 102 Nummern an dichterischem Werte meist hinter den kurzen Schnaderhüpfeln zurück, so liefern sie doch eine erhebliche Ergänzung zum Bilde des süddeutschen Volksliedes, das, allein nach jenen beurteilt, sich fast in der Darstellung des Liebes- und Wirtshauslebens zu erschöpfen schiene. In manchen Fällen gelang es Kohl, den bäuerlichen Verfasser zu ermitteln, in andern hätte er durch Vergleichung anderer, nichttirolischer Sammlungen Varianten feststellen können; vgl. z. B. nr. 2, 10, 11, 71 (Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890), 46 (oben 13, 224), 61 (Hoffmann-Prahl, Volkstüml. Lieder nr. 1213: Das Dorfschulmeisterlein), 75 (Erk-Böhme nr. 1741: Wenn der Topp aber). Die Texte sind sämtlich in der Mundart aufgenommen, ein kleines Wörterbuch ist angehängt — Noch tiefer hinein in das Volksleben leuchtet Kohls ebenfalls in den 'Quellen und Forschungen' veröffentlichtes Buch über die Tiroler Bauernhochzeit, wohl die umfänglichste Schilderung, welche die Hochzeitsbräuche einer einzelnen Landschaft bisher erfahren haben, und um so wertvoller, als auch hier die alten Sitten zu verschwinden anfangen. Die eigentliche Beschreibung des Verlaufes der Hochzeit, und zwar getrennt für 19 verschiedene Ortschaften nebst weiteren Literaturnachweisen bildet den Schluss des Buches; voraufgehen 68 Lieder (nämlich hochdeutsche, die mehrstimmig in der Kirche gesungen werden, und fröhliche Tafellieder, die meist in der Mundart abgefasst sind), 10 um 1800 entstandene Tänze aus Kastellruth und Reimereien und Sprüche, die in den einzelnen Dörfern bei der Ladung der Gäste, beim Brautbegehren, beim Dank und beim Empfange des jungen Paares üblich sind; auch in Schnaderhüpfeln werden die jungen Eheleute geneckt, das Brautstehlen und das Zaunmachen (Wegversperren) ist oft zu dramatischer Wechselrede ausgebildet, maskierte Personen überreichen beim Mahle eine Brauttorte mit Püppchen als Vorbedeutung des Ehesegens. Weiter erfahren wir manches über die Speiseordnung und allerlei Aberglauben, über den Hochzeitslärm (Charivari), das Fauleweib-Singen (oben 10, 402) und die Verspottung der verlassenen Geliebten. Ähnlich der Hochzeit wird die Primiz, die erste Messe des neugeweihten Priesters, durch Lied und Schmaus (oben 18, 88) gefeiert; daher hat Kohl auch diese anhangsweise dargestellt. Dörler und Blümml[1]) teilten neue Versionen bekannter Balladen aus Vorarlberg, Oberösterreich und Siebenbürgen mit; Jungbauer[2]) dagegen wandte in einer tüchtigen Arbeit über den Volksgesang im Böhmerwald sein Interesse den Produktionen neuerer Volksdichter, Johann Gabriel, Johanna Raschko, Ludwig Baier u. a. zu, die nicht über ihre Heimat hinausgedrungen sind, aber dort schon mehrfache Umformungen erlitten haben. Sie behandeln die Kriege von 1789 und 1870, Mordtaten und spasshafte Begebenheiten und erheben sich nicht selten über den Bänkelsängerton. Daneben begegnen verbreitete Stücke wie der bayrische Hiesl oder 'Weint mit mir ihr nächtlich stillen Haine', Schnaderhüpfel, Ostereier-, Fensterl-, Hochzeitsladersprüche und andre Reime und Sprichwörter, alles mit sorgfältigen Anmerkungen und Literaturvergleichungen. Das Vorwort weist auf Nachrichten über andre süddeutsche Volksdichter hin und versucht eine neue Definition des Volksliedes[3]). — Aus den Papieren der schweizerischen Volksliedkommission bringt das Schweizerische Archiv

1) A. Dörler, Volkslieder aus Vorarlberg (oben 17, 307—311). — Blümml, Zur Ballade vom Ritter Ewald (oben 18, 431—433).

2) G. Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde, gesammelt und hsg. mit Singnoten und zwei Lichtbildern. Prag, Calve 1908. XXXVI, 236 S. (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde geleitet von A. Hauffen Bd. 7).

3) Hierher gehört auch Jungbauers Aufsatz 'Die deutsche Volksdichtung, mit

für Volkskunde[1]) 95 Lieder mit Melodien, um eine Vorstellung von den dort ruhenden Schätzen zu gewähren, während Greyerz[2]) durch eine allerliebst mit Bildern und Weisen ausgestattete Lese von 25 schönen alten Volksliedern, gemeindeutschen und schweizerischen, vor allem den Zweck verfolgt, für ihre Verbreitung zu sorgen, daneben aber auch durch Quellennachweise und Anmerkungen dem wissenschaftlichen Bedürfnis Genüge tut. Eine eigenartige Erscheinung bilden die 24 Jodel des dreiundsiebzigjährigen, als vortrefflicher Natursänger auch ausserhalb der Schweiz bekannten Entlebuchers Felder, die Gassmann[3]) samt den Liedertexten vom Bonepartel, vom Rigilied (Vo Luzärn uf Wäggis zue) u. a. aus seinem Munde niedergeschrieben und dem Drucke übergeben hat; die Besucher des volkskundlichen Verbandstages, der im Oktober 1908 zu Berlin abgehalten wurde, werden sich des stattlichen Greises mit Vergnügen erinnern. — In Baden hat Meisinger[4]), dessen schon im vorigen Berichte gedacht wurde, seiner gründlichen Schilderung des Dorfes Rappenau ausser einem umfassenden Wörterbuch auch die dort bekannten Volkslieder und Kinderreime eingefügt und ebenso die Mundart des Wiesentals, der Heimat Hebels, durch ein Verzeichnis der bemerkenswerten Ausdrücke und durch 19 Volks- und 12 Kinderlieder, denen acht Melodien beigegeben sind, charakterisiert. Neben Pfaff[5]) ist dann noch Becker[6]) zu nennen, der einen zu Forst am Sonntag Lätare aufgeführten Streit zwischen Sommer und Winter, an dem auch Henrich Fähnrich, Hansl Fingerhut, der Scherer, die Nudelgret u. a. teilnehmen, und dazu eine Reihe von Fastnachts-, Sommertags- und Pfingstquackreimen mitteilt. Daran schliessen sich Helms[7]) parallele Mitteilungen aus Hessen. In der Eifel hat Heuft[8]), in Burscheid Fassbender, in Lippe Wehrhan[9]), in Sachsen Zinck, Steglich[10]) u. a., in Schlesien Pradel[11])

Beispielen aus dem Böhmerwalde' in Blümmls weiter unten S. 238 angezeigten Beiträgen zur deutschen Volksdichtung (Wien, Ludwig 1908) S. 1–53.

1) Aus dem Volksliederschatz der deutschen Schweiz (Schweiz. Archiv f. Volkskunde 11, 1–69).

2) O. v. Greyerz, Im Röseligarte, schweizerische Volkslieder, erstes Bändchen. Bern, A. Francke 1908. 78 S. 1,20 Mk.

3) A. L Gassmann, Naturjodel des Josef Felder aus Entlebuch, Kt. Luzern. Zürich, Juchli & Beck 1908. 5 Bl., 110 S. 1,70 Mk.

4) O. Meisinger, Wörterbuch der Rappenauer Mundart nebst einer Volkskunde von Rappenau (Dortmund, Ruhfus 1906) S. 14—39. — Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesentale gesammelt. Freiburg i. B, Bielefeld 1907. 72 S. 2,50 Mk.

5) F. Pfaff, Volkslieder und Schwänke aus Lobenfeld (Alemannia 35, 105—125).

6) A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern. Kaiserslautern, H. Kayser 1908. 49 S. 1 Mk. (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 2). Aus den Hess. Blättern für Volkskunde 6, 145—191.

7) K. Helm, Fastnachts- und Sommertagsverschen aus Hessen (Hess. Bl. für Volkskunde 6, 192—197).

8) H. Heuft, Volkslieder aus der Eifel (oben 18, 184—188: 5 Nr. — Zs. f. rhein. Volkskunde 6, 39–44: 6 Nr.). — Fassbender, Drei Lieder aus der Burscheider Gegend (Zs. f. rhein. Vk 5, 213—217).

9) K. Wehrhan, Reime und Sprüche aus Lippe (Nd. Jahrbuch 34, 145—157). [Zu nr. 3 vgl. Erk-Böhme nr. 838, zu 7 ebd. 851, zu 8 ebd. 1741, zu 9 ebd. 897, zu 13 ebd. 62].

10) P. Zinck, Rockenlieder gesammelt im Erzgebirge (Mitt. d. V. f. sächs. Volksk. 4, 191—202. 227—234. 271f. — L. Steglich, Volkslieder aus Grossenhain (ebd. 4, 291 bis 299).

11) F. Pradel, Schlesische Volkslieder (Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. 20, 89—103). — P. Drechsler, Volkslieder (17 Nr. ebd. 20, 104—113).

und Drechsler, in Posen Klein[1]), in der Bukowina Kaindl[2]) Balladen und Liebeslieder gesammelt, von vielen andern Beiträgen zu schweigen.

Besonderer Beachtung erfreuten sich zwei Gattungen, das Kinderlied und das erst neuerdings in den Forschungskreis eingeführte erotische Lied. Unter dem etwas gesuchten Titel 'Futilitates' haben Blümml[3]) und Polsterer vier nur für Gelehrte bestimmte Bände derb-erotischer Lieder und Prosaschwänke herausgegeben, welche den Zweck verfolgen, nach den zahmen Volksliedern auch jene bisher bei Seite gelassenen Wildlinge hervorzuziehen und den Forschern zugänglich zu machen. Mit grosser Emsigkeit hat Blümml im ersten und dritten Teile dieser 'Nichtigkeiten' nicht bloss weitere derbe Vierzeiler und Gasselsprüche (im ganzen 234 Nummern) zusammengebracht, wie sie heut in Österreich, Böhmen, Tirol, Kärnten und Steiermark umlaufen, sondern auch systematisch ältere Handschriften und Drucke auf längere obszöne Lieder hin ausgebeutet, insbesondere aus dem 17. Jahrhundert eine Dresdener, eine Stuttgarter[4]) und eine Berliner Hs., aus dem 18. Jahrhundert das sächsische Bergliederbüchlein und die in Berlin befindlichen Aufzeichnungen des Freiherrn v. Crailsheim, aus dem 19. Grazer und Wiener Hss. All die unsaubern Stücke, die Kopp in seinen trefflichen ausführlichen Arbeiten über Clodius, Crailsheim und das Bergliederbüchlein nur andeutungsweise charakterisiert hatte, marschieren hier in sauberem Abdrucke und mit sorgfältigen Anmerkungen[5]) begleitet auf und machen, trotzdem darunter manche wertvolle Variante bekannter Motive (Ehestandsklage, Bauer und Pfaff, der plauderhafte Junggeselle, der oben 15, 172 angeführte Binder, der Schornsteinfeger, andre Handwerker-, Jägerlieder, Vexierreime, lateinisch-deutsche Mischlieder, auch ein französisch-deutsches) erscheint, in ihrer massenhaften und groben Zotigkeit einen etwas beklemmenden Eindruck. Dies Gefühl des Widerwillens steigert sich bei der Lektüre der aus den letzten Jahrzehnten stammenden Militärliteratur, die Polsterer in 30 Gruppen geordnet zum Druck befördert hat. Abgesehen von einigen Parodien von Gebeten, militärischen Verordnungen und Liedern, enthält der Band soviel witzlose Gemeinheit und öde Lüsternheit, dass auch, wer sich von Prüderie frei weiss, die Frage nicht unterdrücken kann: War es wirklich im Interesse der Wissenschaft nötig, soviel Unrat zusammenzukarren? Dass in Soldatenkasernen die plattesten sexuellen Schwänke und Reime viele Liebhaber finden, hätte ich dem Herausgeber auch ohne dies ausführliche Zeugenverhör

---

1) M. Klein, Vom deutschen Volkslied in Posen (Aus dem Posener Lande 2, 72—75).

2) R. F. Kaindl, Deutsche Lieder aus der Bukowina (Zs. f. österr. Volkskunde 13, 147—159. 14, 125—131). Es sind die Texte, von denen oben 15, 260 nur die Anfänge verzeichnet wurden.

3) E. K. Blümml, Schamperlieder, deutsche Volkslieder des 16. bis 19. Jahrhunderts mit Singweisen gesammelt und hsg. Wien, R. Ludwig 1908. 179 S. 12 Mk. (= Futilitates, Beiträge zur volkskundlichen Erotik 1). — Blümml, Aus den Liederhandschriften des Studenten Clodius (1669) und des Fräuleins von Crailsheim (1747–49) mit Singweisen hsg. ebd. 1908. 176 S. 12 Mk. (Futilitates 3). — J. Polsterer, Militaria, eine Sammlung der typischen hsl. Literatur des deutsch-österreichischen Soldatenstandes hsg. ebd. 1908. 205 S. 12 Mk. (Futilitates 4). — Über den zweiten Band der Sammlung wird später berichtet werden.

4) Vgl. Blümml, Die Schwelinsche Liederhandschrift (Zs. f. dtsch. Philologie 40, 404–420): enthält 38 Lieder vom Jahre 1611 und 15 von 1658, durch zwei Stuttgarter aufgezeichnet.

5) Nur gelegentlich begegnet einmal ein Versehen; so 1, 40 in der Heranziehung des mhd. Ausdruckes 'ûz der mâzen' zur Erklärung einer keineswegs unklaren Redensart.

geglaubt, und das Fortleben alter oder anderwärts verbreiteter Anschauungen und Motive, auf das er in der Einleitung besonderes Gewicht legt, hätte auch auf kürzere Weise festgestellt werden können. — Für die Erforschung des norddeutschen Kinderliedes und Kinderlebens hat Wossidlo[1]) eine grossangelegte Arbeit geliefert, die zu ihrem Abschlusse noch eines weiteren Bandes bedarf. Nur der erste Teil 'Kinderwartung' mit 658 in 18 Gruppen geordneten Liedchen und 21 Melodien entspricht dem Charakter einer Kinderliedersammlung; ganz eigenartig ist der zweite Abschnitt, welcher 1459 Redensarten, Scheltwörter, Schnurren und Sprichwörter über Kinderzucht enthält und das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, den in zahlreichen apologischen Sprichwörtern gekennzeichneten unverzagten und dreisten Jungen, das unartige, launische, weichliche, ungeschickte, unruhige, unmanierliche, altkluge, prahlende, neugierige, leckerhafte, gefoppte Kind u. a. lebendig vor Augen führt. Der Verf. hat mit gutem Bedacht die Aufnahme von Varianten tunlichst eingeschränkt, dagegen durch reiche Anmerkungen, Sach- und Wortregister von mehr als 200 Seiten seinem vortrefflichen Werke besonderen Wert verliehen. Schlägers[2]) unsern Lesern bereits bekannte Sammlung von 283 Kinderliedern aus Thüringen und andern Gegenden zeichnet sich durch die beigegebenen Erläuterungen aus, in denen S. die Neigung bekämpft, im Kinderliede altgermanische Mythologie wiederzufinden, und auf die älteren und neueren Balladen hinweist, die von dem Kinde mimisch zum Gesange aufgeführt werden. Gegen jene noch von Mannhardt vertretene mythologische Deutungsweise streitet er auch in einem Aufsatze über das vielgestaltige Kinderlied 'Wir treten auf die Kette' oder 'Eisenklar wie ein Haar', als dessen Grundlagen er ein Sängerin- und ein Spinnerinlied, verbunden mit einer Brautwerbung, annimmt. Unter den übrigen Sammlungen können wir nur einige namhaft machen. Zunächst eine erst jetzt zum Vorschein gekommene Aufzeichnung Goethes[3]) aus dem Jahre 1826, der von einem Frankfurter Fastnachtslied, von Sternsingern und einem Jenaer Johannistagsbrauche berichtet. Dann eine geschmackvolle Auswahl von Kinderreimen aus bekannten Sammlungen von Wolgast[4]), niedlich illustriert. Eine ansprechende, gut geordnete Lese niederdeutscher Wiegen-, Kose-, Tanz-, Ketten-, Neck- und Abzählreime Schleswig-Holsteins aus eigener und fremder Aufzeichnung, nebst einem Wörterverzeichnis gibt uns G. F. Meyer[5]). Im Lippischen hat Wehrhan[6]), im Bambergischen Schuster[7]) und Ziegelhöfer, im bayrischen

1) R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 3: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff 1906. X, 453, 10 s. 6,40 m.

2) G. Schläger, Nachlese zu den Sammlungen deutscher Kinderlieder (oben 17, 264—298. 387—414. 18, 24—53). — Etwas vom deutschen Kinderliede (Zs. f. den dtsch. Unterricht 23, 1—29).

3) Goethe, Über Volks- und Kinderlieder (Werke 42, 2, 457 - 460. Weimar, Böhlau 1907); vgl. ebd. 35, 176 über das Jenaer Johannisfest (1804).

4) H. Wolgast, Schöne alte Kinderreime, für Mütter und Kinder ausgewählt. Buchschmuck von J. Mauder. München, Verlag der Jugendblätter (1907). 87 S. 8°.

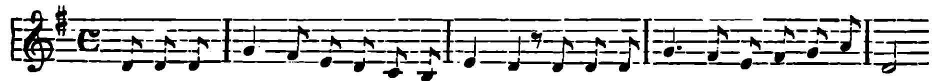
5) G. F. Meyer, Plattdeutsche Kinderreime aus Schleswig-Holstein, für Eltern und Kinder, mit Zustimmung des Kieler Prüfungs-Ausschusses für Jugendschriften ausgewählt und hsg. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1908. IV, 132 S. geb. 1,20 Mk.

6) K. Wehrhan, Lippische Kinderlieder (Zs. f. rhein. Volksk. 3, 66—78). Lippische Kindermelodien (ebd. 5, 54—59). — Kinderspiele aus Lippe (ebd. 5, 81—93. 184—197. 278 - 286).

7) A. Schuster, Pitsche patsche Peter, Bamberger Reimla. Bamberg, Selbstverlag (1906). 36 S. 0.60 Mk. — A. Schuster und A. Ziegelhöfer, Volkspoesie im Bamberger Land, ebd. (1907). 70 S. 0,60 Mk.

und österreichischen Sprachgebiet Blümml[1]) gesammelt, und fast unzählige kleinere Beiträge finden sich in Zeitschriften und Zeitungen verstreut. Beachtenswert sind Lehnhoffs[2]) hundert Singspiele, d. h. 100 Ringelreigen, Ringelspiele, Spiele in Reihenstellung, Brückenspiele und Ringeltänze, alle mit Melodien, doch leider ohne Angabe der Herkunft; die letzten acht Nummern sind aus Balladen hervorgegangen und können als weitere Belege für Schlägers oben zitierte Bemerkung dienen. Für Schulkinder und Erwachsene gibt Gertrud Meyer 'Tanzspiele und Singtänze' (2. Aufl. Leipzig, Teubner 1908. 67 S. 1 Mk.) heraus, 28 deutsche und 20 schwedische in Übersetzung mit ausführlicher Spielanweisung und Melodien.

Verhältnismässig spärlich fliessen noch die der musikalischen Seite des Volksliedes gewidmeten Bemühungen, obwohl die Erkenntnis der engen Zusammengehörigkeit von Wort und Weise sich längst Bahn gebrochen hat und sich in der gleichzeitigen Veröffentlichung der Melodien kundgibt. Einen Vorschlag für die lexikalische Anordnung der österreichischen Tanzweisen, der sich vielleicht auch für die der Liedmelodien verwenden lässt, machte Zoder[3]), der darauf für die Vergleichung und Gruppierung der mannigfachen Melodievarianten eines Liedes ein Muster vorlegte: bei der Betrachtung der zahlreichen Weisen zur Ballade 'Ich stand auf hohen Bergen' sonderte er Typen verschiedenen Alters und verschiedener Heimat aus und verfolgte ihre Abwandlungen und Wanderungen bis ins Ausland. Brandsch[4]) wählte eine neuere sentimentale Melodie von charakteristischem Rhythmus aus, deren Ursprung vermutlich in Frankreich liegt (Le troubadour;



Arie aus Méhuls Joseph), um ihre weite Verbreitung im Volksgesange des 19. Jahrhunderts und ihren stilbildenden Einfluss zu zeigen und wichtige Folgerungen allgemeiner Art anzuschliessen. Gegenüber dieser klaren, soliden Darlegung wirft die von Prümers[5]) unternommene musikalische Analyse von 12 in die Kinderwelt eingedrungenen Kunstmelodien (auf harmonische Basis, melodischen Charakter, Nebenmotiv, thematische Verwandtschaft, Verkoppelung der Teilmotive) für uns keinen Gewinn ab, was auch nicht wundernehmen kann, da der Vf. über die Begriffe Volkslied und Kinderlied offenbar unklare Vorstellungen hat. Hermann[6]) vervollständigte seine Monographie über den Siebensprung durch mehrere neue Aufzeichnungen dieser Tanzweise und der Texte. Guttmann[7]) besprach die Musikinstrumente der Bergbewohner, Alphorn, Schalmei, Dudelsack, Schwegelpfeife, Drehleier, Strohfiedel, ihre Töne und ihre Verwendung in der Kunstmusik und charakterisierte die Jodler, Juchzer und Kuhreihen durch ausgewählte Proben.

1) E. K. Blümml, Kinderreime und Volkslieder aus dem bayerisch-österreichischen Sprachgebiet (Deutsche Mundarten hsg. von Nagl 2, 163—176).

2) W. Lehnhoff, Schöne alte Singspiele, 100 volkstümliche Spiel- und Tanzlieder in Wort, Sing- und Spielweise, aus Kindermund gesammelt. Mit farbigen Bildern von J. Mauder. München, Verlag der Jugendblätter (1907). 99 S. 4°.

3) R. Zoder, Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern (oben 18, 307-311). — Die Melodien zu der Ballade von der Nonne (oben 18, 394-411).

4) G. Brandsch, Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Volksliedes (Archiv des V. f. siebenbürg. Landeskunde n. F. 34, 241—260).

5) A. Prümers, Zwölf Kinderlieder, eine analytische Studie. Langensalza, Beyer & Söhne 1907. 18 S. 0,30 Mk (Pädagogisches Magazin 313).

6) E. Hermann, Nachtrag zu dem Artikel 'Siebensprung' (oben 17, 81—85).

7) H. Guttmann, Über die instrumentale und vokale Musik der Bergbewohner. Zum 25jährigen Bestehen des Riesengebirgsvereins (1880-1905). Leipzig, C. Glaser (1906). 27 S. 1 M.

Werfen wir endlich nach unserer Gewohnheit noch einen Blick auf die stammverwandten germanischen Länder! Die grosse niederländische Liedersammlung Florimonds van Duyse[1]), ein Werk reifen Geschmackes, ausdauernden Fleisses und gründlichster Vertiefung, ist mit der 714. Nummer zu Ende geführt worden. Die drei umfänglichen, vornehm ausgestatteten Bände vereinigen die Schätze der niederländischen Liederdichtung vom Mittelalter bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts von den alten Balladen und Liebesliedern an das ganze Gebiet der Volksdichtung hindurch bis zur geistlichen Lyrik. Der dritte Band enthält insbesondere die Lieder der Weihnachts- bis Osterzeit, den geistlichen Mai, die gottliebende Seele, Marien- und Heiligenlieder, biblische Erzählungen, Legenden, Verschiedenes, endlich 16 Lieder der Reformierten des 16. Jahrhunderts. Wenn die Sammlung in der Zahl der Lieder z. B. hinter dem deutschen Liederhort von Erk-Böhme zurückbleibt, so ist dafür jedes einzelne Stück nach Text und Melodie mit um so grösserer Liebe untersucht; bisweilen sind die Erläuterungen zu kleinen Monographien herangewachsen, die auch der Freund der deutschen Volkslieder nicht übersehen darf. Besonders auf dem Gebiete der Melodienforschung sind dem Vf. schöne Funde geglückt; so bringt er S. 2743 das langgesuchte französische Vorbild unsres Jagdliedes 'Auf, auf zum fröhlichen Jagen', von dem bisher nur die beiden ersten Zeilen bekannt waren: 'Pour aller à la chasse' (Text und Weise). Zu S. 2354. 2375 vgl. Priebsch Zs. f. d. Phil. 38, 323; zu 2451 ebd. 39, 221; zu 2608 Niederdeutsches Jahrbuch 14, 4. Anziehend ist sein Bericht über die 1903 in Gent durch den Willems-Fonds während des Winters allwöchentlich eingerichteten Liederabende, bei denen einigen hundert Arbeiterfrauen und Mädchen 75 ältere und neuere Lieder einstudiert wurden; sie erhielten den gedruckten Text, die Melodien wurden ihnen vorgesungen. — Die Beschäftigung mit dem vlämischen Kinderliede hat bei einer belgischen Lehrervereinigung eine Fortsetzung zu Ghesquieres Kinderspielen gezeitigt: 'Spelen zonder zang', über die oben S. 123 berichtet wurde. Das weit umfänglicher angelegte Werk von A. de Cock und J. Teirlinck 'Kinderspel en kinderlust in Zuidnederland', das die Genter Akademie unter ihre Veröffentlichungen aufnahm, ist mit dem achten Bande abgeschlossen worden (oben 18, 231. 19, 121) und stellt die stattlichste Publikation dar, die bisher in irgend einem Lande auf diesem Gebiete unternommen wurde. Zu den vielen hierin enthaltenen Liedern und Reimsprüchen fügte A. de Cock noch vlämische Kinderreime, welche historische Anspielungen enthalten (Genter Zeitschrift Volkskunde 19, 197—200. 235—239).

In Dänemark hat die Beschäftigung mit den alten epischen Volksliedern nicht gerastet. A. Olrik[2]), dessen unermüdlichem Fleisse wir ein neues Heft der gewaltigen, von Grundtvig begonnenen Sammlung der altdänischen Balladen verdanken, unterzog das oben 17, 209 erwähnte Buch E. v. d. Reckes und Sophus Larsens kühne Rekonstruktion der Ballade Niels Ebbesen (Grundtvig 156) einer

1) F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied, wereldlijke en geestelijke liederen uit vroegeren tijd, teksten en melodieën verzameld en toegelicht, 1.—3. deel. 's-Gravenhaghe, M. Nijhoff. 1903—1908. XXVI, 8, 12, 12, 2747, 95 S. 8°. — Le chant populaire: liederavonden à Gand (Revue internationale d'art public, Bruxelles 1907, juillet nr. 1. 6 S. fol.).

2) A. Olrik, Danmarks gamle folkeviser, Danske ridderviser, efter forarbeider af Svend Grundtvig udgivne, 3. Bd., 2. Heft (nr 475—480). Kopenhagen, Wroblewski 1907. S. 129—256. 4°. — Riboldsvisen (Danske Studier 1906, 49—42. 175—221; vgl. v. d. Recke ebd. 1907, 167—172). — Niels Ebbesens vise (ebd. 1908, 117—128. 230—239; vgl. Larsen ebd. 1908, 222—230).

gründlichen und fruchtbringenden Kritik. v. d. Recke[1]) studierte den norwegischen und färöischen Einfluss in den Balladen 'Ismar und Benedikt', 'Aslak Tordsohn und schön Valborg' u. a., während S. Bugges[2]) posthume Abhandlung über 'König David und Solfager' dem von Byzanz über Russland nach Schweden gewanderten Stoffe dieses Liedes nachging und H. Thuren[3]) einen Überblick über die erst seit 1800 aufgezeichneten Melodien der mittelalterlichen Balladen, der Scherzlieder, jüngeren Balladen (17. bis 18. Jahrhundert), Kinderlieder und der geistlichen und weltlichen Lieder des 18. und 19. Jahrhunderts gab. Der letztgenannte Forscher untersuchte ferner die Zeugnisse der alten Balladen, die zum Kettentanze gesungen wurden, über den Tanz, den Vorsänger, der zugleich Vortänzer war, die Hochzeits- und Wachtänze und die Verbindung der dramatischen Handlung mit dem Tanze. Einer auch für uns lehrreichen Musterung unterzog er dann die heutigen Singspiele der dänischen Kinder, die mit den deutschen, niederländischen und schwedischen manche Gemeinsamkeit aufweisen, indem er sieben Gruppen aufstellte: Brautwerbung (z. B. Es kommt ein Herr aus Ninive), Liebschaft (die kecken Nonnen, Rosenpflücken, Hafermähen), Verfolgung und Errettung (Brücke, Königstochter, Blindekuh, Räuber), Nachahmung (Hafersäen, Adams Söhne), Suchen (Ring, Taler), gleiche Schlussbewegung aller Spieler, Tanzspiele ohne besondere Handlung. Endlich lieferte Thuren ein grundlegendes Werk über die Melodien der epischen Tanzlieder der Färinger, die durch ihre Altertümlichkeit seit 1669 das Interesse der Forscher erregt haben. Ihre Texte, die von Sigurd, Roland, Tristan und isländischen, norwegischen und dänischen Helden berichten, hat Hammershaimb veröffentlicht; ihre Weisen (88 Nr.) hat Th. 1902 phonographisch aufgenommen und erläutert sie in einer geradezu vorbildlichen Art durch Berücksichtigung aller historischen Verhältnisse. Der färöische Kettentanz in offenem oder geschlossenem Ringe stammt ab von dem französischen (Carole, Tresque, Branle), der seit dem 12. Jahrhundert in England, Deutschland und Skandinavien schnell beliebt ward. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger ist, singt im Rezitativton eine Strophe, worauf die andern mit dem Kehrreim einfallen. Die Melodien dieser Kehrreime weisen die halbtonlose pentatonische Tonleiter auf, die bei vielen Naturvölkern verbreitet und hier aus der keltischen Kultur abzuleiten ist. Das Fehlen jeder Instrumentalbegleitung und die bis ins 19. Jahrhundert dauernde strenge Abgeschlossenheit der Inseln hat die Erhaltung dieser Gesänge sehr begünstigt, obwohl anderseits auch eine 1550 in Island entstandene katholische Kirchenmelodie (Ljómur), fröhliche Kinderweisen, dänische Balladen und jüngere geistliche und weltliche Lieder eingedrungen sind (so die Losgekaufte bei Erk-Böhme 78 und die heiligen Zahlen oben 11, 391 f.). Auch diese Melodien gibt Thuren wieder, der zugleich für die Bequemlichkeit deutscher Leser durch eine genaue Inhaltsübersicht in deutscher Sprache (S. 303—328) gesorgt hat. Sein Buch bildet einen trefflichen Beginn der Publikationen des von Olrik und Krohn begründeten internationalen Volkskundlerbundes (Folklore Fellows, abgekürzt F. F.), dem wir auch bei uns rege Anteilnahme wünschen. — Im westlichen Finnland hat ein

---

1) E. v. d. Recke, Vestnordisk indflydelse i dansk (ebd. 1907, 97—120).

2) S. Bugge, Kong David og Solfager (ebd. 1908, 1—34). Vgl. oben 18, 347.

3) H. Thuren, Das dänische Volkslied (Zs. der internat. Musikgesellschaft 9, 13 bis 18). — Tanz und Tanzgesang im nordischen Mittelalter nach der dänischen Balladendichtung (ebd 9, 209 216. 239 - 244). — Vore sanglege (Danske Studier 1908, 129—174). — Folkesangen paa Færøerne. København, Høst & søn 1908. 4 Bl., 337 S. (= F. F. Publications, Northern series nr. 2).

jüngerer Forscher O. Andersson[1]) mit Eifer und Glück schwedische Volkslieder und Tanzweisen gesammelt, von denen unsere Berliner Mitglieder bereits Proben gehört haben (oben 18, 350). Zur Belebung des Interesses am Volksgesange gibt er 24 Volkslieder, von ihm und andern Musikern vierstimmig gesetzt, heraus und erörtert in seinen gesammelten Aufsätzen verschiedene daran anknüpfende Fragen; er führt die altnordischen Saiteninstrumente (tallharpa, rotta) und die heutigen Dorfmusikanten Finnlands, denen er manches Stück abgelauscht hat, in Wort und Bild vor und teilt auch ein Matrosenlied aus Bergö mit, dessen Melodie der deutschen 'Ach weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine' und auch den von Brandsch behandelten Weisen (oben S. 231) verwandt ist.

Berlin. Johannes Bolte.

Fr. S. Krauss, Slawische Volkforschungen. Abhandlungen über Glaube, Gewohnheitsrechte, Sitten und Bräuche und über die Guslarenlieder der Südslawen. Leipzig, W. Heims 1908. VIII, 431 S. 8°. 11 Mk.

Fr. S. Krauss, der sich durch seine Zeitschriften sowie durch seine südslawischen Sammlungen und Forschungen um unsere Wissenschaft so manches dauernde Verdienst erworben hat, widmet seine neueste Arbeit K. von den Steinen, der ihr einige einleitende Worte mit auf den Weg gibt. Mit Recht darf er zu Krauss sagen: „Die prächtigen Guslarenlieder und ein grosser Teil der Aufzeichnungen, die jetzt endlich in einem gewichtigen Bande herausgegeben werden sollen, stellen Sammlungen dar, die Sie als junger, gänzlich mittelloser Mann mit unglaublich zäher Arbeit und unter den schwierigsten äusseren Bedingungen geborgen haben. Sie erkannten den hohen Wert eindringlichster volkskundlicher Erhebungen im Dunstkreis europäischer Kultur zu einer Zeit, als die berufenen Würdenträger der südslawischen Gelehrsamkeit noch keine Ahnung hatten von den Schätzen, die sie umgaben.“ Damit ist die Bedeutung des vorliegenden Bandes im ganzen bestimmt. Sein Wert liegt in der Vollständigkeit und in der allem Anschein nach (denn irgend eine Nachprüfung ist uns nicht möglich) zuverlässigen Wiedergabe des ungeheuren Materials und in seiner Erläuterung durch reichliche und wertvolle Mitteilungen aus der Kulturgeschichte und dem gegenwärtigen Volksleben der südslawischen Stämme. Auch die Sprachwissenschaft wird Krauss für die Sammlung und die im grossen ganzen wohl anerkennenswerte, historische und vergleichende Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen, insbesondere des Wortschatzes, zu Dank verpflichtet sein.

Dagegen kommt die eigentliche 'Volkskunde als Wissenschaft', der unter uns zuletzt Dieterich die strenge methodische Geschlossenheit gegeben hat, nicht zu ihrem Rechte. Wohl macht Krauss von Zeit zu Zeit verständige Bemerkungen über die verschiedenen Kulturschichten, die sich etwa im Volksglauben der behandelten Stämme verfolgen lassen; aber von einem systematischen Aufbau kann keine Rede sein; nimmt doch der Verf. mit seinem Werke auf ein weiteres

---

1) O. Andersson, 10 folkvisor arrangerade för blandad kör, valda ur Svenska folkskolans vänners musikbibliotek. Helsingfors, A. Apostol (1907). 18 S. — 5 folkvisor arrangerade för blandad kör. ebd 8 S. — 5 folkvisor för blandad kör ur Österbottniskt bondbröllop. ebd. 8 S. — 4 folkvisor för kvinnokör upptecknade och arrangerade. ebd. 8 S. — Inhemska musiksträfvanden. ebd. 1907. 201 S. (S. 161 Fornnordiska stränginstrument. 172 Byspelmän. 196 En folkmelodis vandring).

Publikum so viel Rücksicht, dass er in seinem aufschlussreichen Kapital über den Hexenglauben der Südslawen die sexuellen Grundlagen dieses Glaubens eben nur am Schluss erwähnt, anstatt die ganze Entwicklung darauf zu begründen. Mit dem Hinweis auf die Anthropophyteia ist da nicht viel geholfen.

Nach einer Einleitung über den Einfluss der türkischen Kultur auf die südslawischen Stämme und insbesondere über die Ansätze zu einer moslimisch-slawischen Literatur behandelt der Verfasser im ersten Hauptabschnitt eine ganze Reihe dämonischer Gestalten der Volksphantasie: die Hexen und Vilen, die Waldfrauen und Revenants, Vampire und Werwölfe. An der Hand der Namen und einzelner sagenhafter Züge leitet er zugleich zur Scheidung der einheimischen und der von den Nachbarvölkern entlehnten, insbesondere der christlichen Elemente an. So ist der eigentlich slawische Name der Hexe vještica (die Wissende), doch kommt daneben das italienische Lehnwort štriga, das deutsche 'Zauberin' in der Verhunzung copernica und das ebenfalls italienische maćionica (zu mácija-magia) vor. Entsprechend gehen denn auch die mit den Namen verbundenen Vorstellungen durcheinander, und endlich wandern die Sagen und Märchen von Hexen, Zauberern und unheimlichen Wesen aller Art umher und helfen die Verwirrung steigern. Manche dieser Sagen hat Krauss erfreulicherweise vollständig oder im Auszug mitgeteilt. Nicht ganz selten finden wir darunter christliche Legenden (S. 46). Ein Pfarrer bittet eine Hexe, die zu ihm zur Beichte geht, sie möchte ihm den Ort ihrer Zusammenkünfte zeigen. Sie führt ihn zum Düngerhaufen, der Pfarrer tritt ihr auf den Fuss, und alsbald fliegen beide in die Luft und kommen in einem schönen Palast an, wo eben die Hexen und Hexenmeister im wilden Taumel sich ergötzen. Der Teufel in Gestalt eines Kalbes wird angebetet und in unflätiger Weise verehrt. Als auch der Pfarrer ihm huldigen will, herrscht der Teufel ihn an: 'Was hast du Stinktier vor?' Der Pfarrer soll, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, seinen Namen in ein schwarzes Buch eintragen. Er schreibt aber statt dessen den Jesusnamen; sofort verschwindet der ganze Spuk, und der Pfarrer befindet sich auf dem Gipfel eines Lindenbaumes, von wo er durch den Mesner heruntergeholt werden muss. Das sind mit Ausnahme des Anfangs und Schlusses typische Züge der 'Theophiluslegende' und ihrer Vorgänger, worüber wir an andrer Stelle handeln werden. Das Schlussmotiv von der Macht des göttlichen Namens dürfte in der christlichen Volksliteratur zuerst in der Cyprianussage verwendet worden sein. Sehr wichtige, wenn auch hie und da viele vielleicht durch politische Nebenabsichten der Gewährsmänner verfärbte Mitteilungen über das Menschenfleischessen bei den südslawischen Bauern, sowie reiche Sammlungen über den 'Liebeszauber'[1]) schliessen diese Abteilung.

Die zweite, grössere Abteilung des Buches ist ganz den Guslarenliedern gewidmet, um deren Sammlung und Erforschung sich Krauss hervorragende Verdienste erworben hat. Ihm liegen aus gedruckten Sammlungen, aus Zeitschriften, Jahrbüchern und vor allem aus den Ergebnissen seiner unermüdlichen Wanderungen solche Lieder im Gesamtumfang von einer halben Million Verse vor; Grund genug, sich des Besitzes zu freuen, wie denn auch der temperamentvolle Verfasser ankündigt: „Eine Slawistik des 20. Jahrhunderts dürfte hauptsächlich auf der Unterlage der Guslarenlieder fussen, sofern es ihr gelingen sollte, die Fesseln einer überkommenen unfruchtbaren, aprioristischen Methode abzustreifen, und das Studium meiner gesammelten Aufzeichnungen wird voraussichtlich einmal zu einer unab-

1) Nachträge zu Krauss' Buch 'Sitte und Brauch der Südslawen'. Ferner verweist der Verf. auf die Anthropophyteia 3, 165 ff.

weislichen Beschäftigung der Volksforscher gehören" (S. 179). Ohne dem Forscher und Sammler seine Freude trüben zu wollen, müssen wir doch aussprechen, dass es sich hier immer nur um einen, wenn auch noch so reizvollen Ausschnitt aus der slawischen Volkskunde handelt; denn er selber weist energisch darauf hin, dass die grenzenlose Begeisterung des Volks für die Guslarenlieder, von der manche Forscher berichten, einfach nicht vorhanden ist; die eigentlichen Dichter der alten Guslarenlieder sind in der Gefolgschaft der ehemaligen, abenteuernden Rottenhäuptlinge und Burgherren zu suchen, in den Kreisen ritterlicher Herrschaften und der Vertreter der Volksmiliz. Und so werden diese Lieder auch heut nur von den eigentlich kriegerisch und dichterisch angelegten Personen begeistert aufgenommen und fortgepflanzt, auch wohl vermehrt; im übrigen nimmt man den Sänger auf, weil er Unterhaltung schafft, aber eine Hauptrolle spielt er nicht. Auch jene alten Rottenführer nahmen wohl Gusle, Fiedeln mit auf ihre Züge, aber keine eigenen Guslaren; ohne nennenswerte musikalische und dichterische Begabung konnte bald dieser, bald jener ein Guslarenlied anstimmen und 'erfinden', denn die Form war eben gegeben. Darum handelt auch Krauss in seinem zweiten Abschnitt nur ironisch 'vom wunderbaren Guslarengedächtnis'. Die Zahl der Stoffe ist klein, sie schwankt bei dem einzelnen Manne zwischen 8 bis 30. Dazu aber kommen stereotype Schilderungen, die sich von Lied zu Lied forterben. „Der Guslar erfindet nichts mehr von Belang (S. 184), er verwendet nur die überlieferten Clichés und merkt sich beim Anhören fremder, 'neuer' Lieder vorzugsweise die Reihenfolge, in der diese stereotypen Gebilde verwendet werden. Zudem hat jeder Guslar sein spezielles Genre; der eine pflegt den Prinzen Marko und dessen Zeitgenossen, der andre Mujos und Aliles Taten, der dritte fühlt sich auf ungarischem Boden heimisch" usw. Das Repertoire selber aber scheinen die Guslaren, wie Krauss an einem schlagenden Beispiel nachweist (185), in der Form gereimter Kataloge, also mit einem zuverlässigen Hilfsmittel primitiver Mnemotechnik festzuhalten. Andre wenden wieder andre Mittel an, um ihrem Gedächtnis nachzuhelfen; denn allen kostet der Vortrag Arbeit, die unter Stirnrunzeln und Augenbrauenfurchen verrichtet wird, wie denn der Guslar seinem Publikum nicht gern ins Gesicht schaut. — Krauss gibt eine ganze Reihe einzelner Guslarenlieder im Original und Übersetzung mit reichen geschichtlichen, sprachlichen, technischen und vor allem kulturgeschichtlichen Erläuterungen. Der Raum verbietet, darauf näher einzugehen, und so mögen denn nur die Titel angeführt sein: Džanüms Heerzug, Rákgóczys Fall, Wie Mahomed Köprülü Vezier geworden, Die Russen vor Wien, Die Mutter der Jugović, Novak der Heldengreis, Die Milchbrüder, Wolf Feuerdrache, Der Ysga-Schlaf, Die Menschwerdung des heiligen Panteleimon, Echte und unechte Vilenkinder, Ein Heldengemetzel, Von einer Vilazöllnerin, Vilenfeinde, Das Heldenfräulein und die Blockhausvilen, Wie Vilen Ibrâhim Nukić heilten. Den Schluss macht ein ausführliches Schlagwörterverzeichnis, das den ausserordentlich reichen Inhalt des wohlausgestatteten Bandes leicht erschliesst.

Heidelberg. Robert Petsch.

Wilhelm Uhl, Winiliod. Leipzig, E. Avenarius 1908. VIII, 427 S. 8 Mk. (Teutonia 5. Heft).

Über die Gattung der altdeutschen Lyrik, welche 789 in einem Kapitulare Karls des Grossen und in späteren Glossen als winiliod bezeichnet wird, herrscht keine Übereinstimmung; man erblickte im ersten Teile des Kompositums entweder das ahd. Femininum winjâ, mhd. wine (Geliebte, Gattin) oder das Maskulinum

wini, mhd. wine (Freund, Gatte) und übersetzte demgemäss Mädchenlied oder Gesellenlied, auch Liebeslied oder Klosterlied, während neuerdings Jostes (ZfdA. 49, 306) in den winileodi des Kapitulars Sicherheitsmannen (leudi) der Nonnen sieht und damit sogar bei Schönbach eine bedingte Zustimmung gefunden hat. Eine neue Deutung legt Uhl in seinem dickleibigen Buche dar; er betrachtet winiliod als ein Verbalkompositum mit ahd. winnan (arbeiten) und übersetzt es als 'gemeinsames Arbeitslied', wie er auch Karls des Grossen Bezeichnung des Mais 'Winnemanoth' nicht als Wonne- oder Weide-, sondern als Feldarbeitsmonat erklärt. Solche Winnelieder sollen die Nonnen nach jenem Kapitular-Entwurfe 'auf keine Weise aufzuzeichnen oder aufzuführen (scribere vel mittere) sich unterstehen'.

Gegen diese mit einem Aufwande grosser Gelehrsamkeit vorgetragene Ableitung erheben sich jedoch mehrere Bedenken. Auffällig ist, dass das angeblich von winnan herstammende Winiliod stets nur mit éinem n geschrieben wird, auch wenn man mit Wunderlich (DWb. unter Gewinn) uralten Zusammenhang von winnan (leidenschaftlich begehren, dann besiegen, erkämpfen) mit Wahn, Wine (Venus), Wonne, Wunsch annimmt. Ferner, wie kam der königliche Beamte dazu, das 'Aufführen' eines Arbeitsgesanges, der doch überhaupt keine umständliche 'Mise en scène' erforderte, durch 'mittere' zu bezeichnen (S. 87 ff.), während ihm Ausdrücke wie cantare, recitare, agere, exercere soviel näher lagen? Nahmen endlich im Gesange des neubekehrten Volkes die Arbeitslieder (mit dem Refrain Winn winn winn, S. 147) einen so breiten Raum ein, dass sie vor allem den Nonnen verboten wurden, ja dass eine S. 300 angeführte Glosse des 10. Jahrhunderts winileod ganz allgemein als 'plebeios psalmos, seculares cantilenas vel rusticos psalmos sine auctoritate' erklärt? — Uhl scheint diesen letzten Einwurf, obwohl er ihn nicht ausspricht, selber empfunden zu haben; denn fast zwei Drittel seines Buches (S. 151–424) beschäftigen sich mit der Ausbreitung der 'Winnelieder' in neuerer Zeit und den Liederbüchern der verschiedenen Handwerke und Berufe bis zu den heutigen Heilsarmeesoldaten, Sozialdemokraten, Radlern, Stenographen, Anglern, Imkern, Abstinenten. Unvermerkt erweitert sich also bei ihm der von Bücher festgestellte Begriff des rhythmischen Arbeitsliedes zum Standesliede, ja zum Vereins- und Gesellschaftsliede überhaupt. Bei dieser Durchmusterung der modernen Literatur, selbst der Zeitungsartikel und der ebenso kurzlebigen Zehn- und Zwanzigpfennighefte, wird viel unbekanntes Material aufgespeichert, aus dem man manches lernen kann, z. B. dass die Ebstorfer Nonnen in der Badestube den Gesang der drei Knaben im feurigen Ofen anstimmten (S. 161); aber ich muss zugleich bekennen, dass die weitschweifige Schreibweise des Vf., eine seltsame Mischung von bibliographischer Übergründlichkeit, die z. B. auf S. 5 die jedem Germanisten bekannten Anmerkungen Lachmanns zu den Nibelungen ausführlichst beschreibt, und einer sich oft in feuilletonistischen Gedankensprüngen ergehenden Phantasie, nicht selten die Geduld des Lesers auf die Probe stellt. So vernimmt Uhl S. 174 in Holbeins Totentanz das ihm aus Saint-Saëns (eine ganz andre Situation voraussetzender) Danse macabre bekannte schaurige Klappern des Knochengerüstes oder spricht S. 263 des längeren über zwei Possen Nestroys und Räders, um dann zu konstatieren, dass sie keine Arbeitslieder enthalten, von verschiedenen gewagten Etymologien zu schweigen. Vielleicht hätte Uhl am besten getan, den sich mit den Berufsliedern des 19. Jahrhunderts beschäftigenden Teil ganz von der Erörterung des Namens Winiliod zu trennen; die Berechtigung, jene als Winnelieder zu bezeichnen, ist zum mindesten höchst fraglich.

Berlin. Johannes Bolte.

E. Kück und **H. Sohnrey,** Feste und Spiele des deutschen Landvolks, im Auftrage des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hsg. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1909. 298 S. geb. 3,60 Mk.

Ein praktisches Ziel schwebte den beiden um die Volkskunde wohlverdienten Verfassern dieses hübschen und lehrreichen Buches vor, die Sorge, wie die althergebrachten Feste und Spiele der deutschen Bauern vor der beginnenden Verwahrlosung zu retten und durch ihre verständnisvolle Erneuerung auch da, wo öde Profitsucht den Dorfanger bereits in Kohl- und Kartoffelland umgewandelt hat, das Heimatsgefühl wieder zu beleben sei. Und da diesen selbst auf dem Lande aufgewachsenen Männern mit Recht statt neuer Schöpfungen Anknüpfung an die Vergangenheit als notwendig erschien, haben sie eine Sammlung der im deutschen Sprachgebiete üblichen Feste und Spiele der Landbevölkerung aus der schwer zu übersehenden Literatur der letzten Jahrzehnte, namentlich aus den kurzlebigen Zeitungsaufsätzen, sowie aus hsl. Beiträgen veranstaltet. Die Schilderung der Festbräuche beginnt mit der Weihnachtsfeier und folgt dem Jahreslauf bis zum Martinstag und Schlachtfest, um dann zu allerlei Schäfer-, Schul-, Nachbarschaftsfesten und Hochzeit, Taufe und Begräbnis überzugehen; die Spiele gruppieren sich in Tänze, Wurf-, Fang- und Schlag-, Hasch- und Lauf- und endlich Gesellschaftsspiele. Die Darstellung ist knapp und anschaulich, dazu mit sorgsamen Quellenangaben gestützt. Natürlich hätte ohne die durch den Zweck gebotene Beschränkung auf die jüngste Vergangenheit und auf das Landvolk das Werk ein ganz andres Aussehen gewonnen; auch die Rücksicht auf den Umfang nötigte, wie die Vf. selber bekennen, in den Abschnitten über die Spinnstuben, die Spiele u. a. eine Auswahl zu treffen. Nachträge zu liefern wäre also leicht, trotzdem übertrifft das Buch die kürzlich erschienenen kleineren Versuche von Rehm und Reichhardt bei weitem an Sachkenntnis und Gründlichkeit. Vielleicht empfiehlt es sich für eine zweite Auflage, die Anmerkungen vom Texte zu trennen und etwas reicher auszugestalten; die wissenschaftliche Literatur über die frühere Geschichte der Schützenfeste, des Rolandreitens (Heldmann), der Gregoriusfeier, der Kirchweih (Kassel, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 23), über Fischarts Spielverzeichnis (Rausch ebd. 24), das Naumburger Kirschenfest (Mitzschke), Volksdramen (das S. 55 zitierte Hexenspiel ist von Hein, das Passionsspiel S. 92 von Ammann herausgegeben) usw. könnte dann in stärkerem Masse berücksichtigt und so den Bedürfnissen des Forschers noch mehr gedient werden.

Berlin. J. Bolte.

Beiträge zur deutschen Volksdichtung, hsg. von **Emil Karl Blümml.** Wien, R. Ludwig 1908. 4 Bl., 198 S. 7,20 Mk. (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. 6).

Als ein handgreifliches Dokument des Aufschwunges, den das Studium des deutschen Volksliedes nimmt, begrüssen wir das Sammelwerk, zu dem der ungemein rührige Forscher Blümml eine Reihe österreichischer Volkskundler, Adrian, Blau, Jungbauer, Kaindl, Kohl, Kralik, Latzenbofer, Moses, Pirkl, Urban, Worresch und den Reichsdeutschen Meisinger vereinigt hat und das zugleich den ersten Band einer geplanten Halbjahrsschrift bilden soll (S. 3). Unter 'Volksdichtung' begreift Jungbauer in dem einleitenden Aufsatze (S. 1—53) die Dichtung der mittleren und niederen Schichten eines Kulturvolkes, sowohl die im Volk entstandene als

die vom Volk aufgenommene, und teilt sie in 1. die nichtgesungene (Volksbücher, Schauspiele, Sagen, Märchen, Schwänke, gereimte Satiren, Sprüche, Rätsel usw.), 2. die Kinderdichtung, 3. den Volksgesang, der volkentstanden oder bloss volkläufig oder beides sein kann. Wichtiger als diese Einteilung, gegen die sich einiges einwenden lässt, erscheinen mir die zur Erläuterung dienenden Beispiele aus dem Böhmerwalde. Eine tüchtige Leistung ist ferner Blümmls umfänglicher Bericht über die deutsche Volksdichtung im Jahre 1907 (S. 167—197), der zuerst in Schnürers Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907, S. 268—280 erschien; seine Mühewaltung und sein Verdienst wird jeder, der sich an ähnlichen Jahresberichten beteiligte, zu würdigen wissen, auch wenn er einzelnes anders abgegrenzt oder hie und da einen schärferen kritischen Massstab angelegt wünschte. Latzenhofer gibt Märchen und Schwänke aus Österreich und Ungarn, zum Teil aus Schottkys Aufzeichnung (1815—22), Blau Schwänke und Sagen aus dem mittleren Böhmerwalde, auf die wir noch einmal zurückkommen, Kaindl Friedhofverse aus dem Inntal Die übrigen Beiträge sind dem Volksliede gewidmet: Blümml ergänzt Binders Arbeit über den Balladendichter Vogl (1907) durch Hinweise auf Vogls Volksliedbearbeitungen, sein Fortwirken im Volksliede und seine Bemühungen um das Volkslied und teilt Koplhubers Gedicht Pudlhaubnteufl und Rehmanseders Lied auf die Pariser Kommune von 1871 mit. Kohl und Pirkl tragen Tiroler Hochzeits- und Primizlieder zu Kohls Monographie nach; Worresch schildert Hochzeitsgebräuche aus dem mährischen Ober-Fröschau, Moses das Lichtmesssingen in Niederösterreich, Urban das Todaustragen im Egerlande; Adrian veröffentlicht eine Salzburger Variante der 'Pinzgauer Wallfahrt', Kralik eine deutsch-böhmische der 'dummen Lisl' (Erk-Böhme, Liederhort nr. 1741), Meisinger kleine Beiträge aus Baden, darunter Bechsteins Gedicht 'Die Abendwölkchen prangen' (1836) aus dem Volksmunde im Wiesentale aufgenommen. Der Band ist gleich den voraufgehenden der 'Quellen und Forschungen' vortrefflich ausgestattet.

Berlin. J. Bolte.

Josef Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart, erster und zweiter Teil. Prag, Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1899—1908. XXVI, 610 (1—206 + 207—610) S. gr. 8°. (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen hsg. von Hans Lambel 1).

Sind wir schon über die Syntax der deutschen Schriftsprache nicht so gut unterrichtet wie über andere Kapitel unserer Grammatik, so fehlte es bis vor kurzem nahezu völlig an Arbeiten über die Syntax der Volkssprache. Seither haben wir eine Reihe schätzbarer Untersuchungen syntaktischer Art über bestimmte Dialekte erhalten, unter denen mir Schiepeks 'Satzbau der Egerländer Mundart' die sorgfältigste, eingehendste und reichhaltigste zu sein scheint. Den Ausgangspunkt seiner Darstellung bildet die Mundart von Plan, eine der Untermundarten des nordgauischen (oberpfälzischen) Dialektes in Böhmen. Mit gutem Grunde hat sich aber der Verfasser nicht auf die Mundart des Egerlandes beschränkt, sondern er hat auf Schritt und Tritt, namentlich im zweiten Teil, die bayrisch-österreichischen, nicht selten auch die anderen deutschen Mundarten zum Vergleich herangezogen und so seinem auch äusserlich stattlichen Buch eine weit über das lokale Interesse hinausragende allgemeine Bedeutung verliehen.

Der Kern des Werkes liegt in der erschöpfenden Untersuchung der Wortklassen, die mehr als vierhundert Seiten füllt. Vorausgehen feine Beobachtungen über das Tempo der Rede und die Betonung sowie ein instruktives Kapitel über die Satzformen, aus dem nur die zutreffende Bemerkung angeführt sei, dass Nebensätze zweiter und dritter Ordnung, überhaupt kompliziertere Satzgebilde in der Mundart nicht so unerhört sind, wie man gewöhnlich meint. Die letzten Abschnitte handeln über Kongruenz, Verneinung, Wortstellung, Sparsamkeit und Fülle des Ausdrucks. Zäher Fleiss, reiche Belesenheit, besonnenes Urteil, ungewöhnlicher Scharfsinn stehen dem Verfasser zu Gebote. Natürlich lässt sich Schiepeks Auffassung mancher syntaktischer Erscheinungen bestreiten, und bisweilen sind mir seine Distinktionen gar zu subtil. Aber derlei kritische Einwände wollen wenig besagen. Man kann dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu diesem von ihm subventionierten Werke nur Glück wünschen.

Berlin. Hermann Michel.

Notizen.

R. Basset, Rapport sur les études berbères et haoussa 1902—1908, présenté au 15e congrès des orientalistes. Alger, A. Jourdan 1909. 22 S. (Revue africaine 1908, nr. 270 bis 271).

H. Delehaye S. J., Die hagiographischen Legenden, übersetzt von E. A. Stückelberg. Kempten und München, J. Kösel 1907. IX, 233 S. 8°. — Das bereits oben 16, 123 charakterisierte tüchtige Werk des gelehrten Bollandisten, das nunmehr in einer im ganzen gelungenen Verdeutschung vorliegt, ist besonders wertvoll dadurch, dass es für die Legendenkritik feste Grundsätze aufstellt und nach dem Masse der aus mündlicher und schriftlicher Überlieferung stammenden Ausschmückungen, Erfindungen und Fälschungen sechs Klassen von Heiligenleben unterscheidet. Nüchtern prüft D. die Versuche Ruinarts und Leblants nach, die Acta sincera aus der übergrossen Schar der Märtyrerlegenden auszulesen, hebt die Analogien in der Geschichte der Märchen- und Sagenstoffe, im heidnischen Heroen- und Reliquienkult hervor, überall eine Fülle lehrreicher Beispiele beibringend, wendet sich aber zugleich gegen die allzurasche Annahme des Fortlebens heidnischer Mythologie; wenn Usener in der h. Pelagia nichts anderes als die Göttin Aphrodite zu erkennen meinte, so erscheint für D. die Entstehung dieser Legende in durchaus anderem Lichte.

H. Diels, Beiträge zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Orients II: Weitere griechische und aussergriechische Literatur und Volksüberlieferung. Abh. der Berliner Akademie 1908 (erschienen 1909). 130 S. 4°. — Dem oben 18, 231 erwähnten Traktat des Melampus *περὶ παλμῶν* folgen hier neben Nachträgen aus griechischen Hss. reiche Mitteilungen über russische, serbische, bulgarische, rumänische, arabische, hebräische, türkische und indische Zuckungsbücher, die vollständig verdeutscht werden. Aus Deutschland, England und Frankreich sind wohl manche analoge Deutungen solcher unwillkürlichen Zuckungen bekannt, aber keine so ausführliche Liste.

V. Dingelstedt, The Swiss abroad (Scottish geographical magazine 1909, march p. 126—137).

F. Falk, Die Ehe am Ausgange des Mittelalters, eine kirchen- und kulturhistorische Studie (Erläuterungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes 6, 4). Freiburg i. B., Herder 1908. VIII, 96 S. 2,60 Mk. — Durch eine fleissige Sammlung von Auszügen über die Brauttür an mittelalterlichen Kirchen, Ring, Schleier und Gürtel, bürgerliche Vorrechte der Verehelichten, die Ehestandsschriften, Erbauungs- und Profanliteratur usw. sucht F. die Ansicht zu widerlegen, als sei die mittelalterliche Kirche dem Werte der Ehe nicht gerecht geworden. Dass er dabei etwas einseitig verfährt und nur aufzählt, was zum Ruhme der katholischen Kirche dient, gibt er S. 91 selber zu; doch auch wer eine objektive Erwägung der ganzen Frage vermisst, wird den sittengeschichtlichen Wert des

hier vereinigten Materiales, z. B. über das Losbitten von Verbrechern durch Jungfrauen (S. 18), die Ausstattung armer Bräute (S. 52), die Aufforderung, reuige Sünderinnen zu ehelichen (S. 60. 63 f.), anerkennen.

H. Gaidoz, Du changement de sexe dans les contes celtiques (Revue de l'histoire des religions 57, 317—332). — G. übersetzt das 1907 von Kuno Meyer herausgegebene irische Märchen vom Abt von Drimnagh aus dem 15. Jahrhundert und erläutert die Motive des Einschlafens auf dem Feenhügel und der Verwandlung in ein Weib aus der irischen und andern Literaturen.

R. Galle, An der Wiege des biblischen Geschichtsunterrichts und Luthers Passionalbuch (Mitt. der Ges. f. dtsch. Erziehungs- und Schulgeschichte 17, 175—235). — Die 1529 von Luther zum Unterricht der Kinder u. d. T. 'Passionalbuch' herausgegebenen 49 biblischen Bilder mit Sprüchen bieten nicht etwas absolut Neues, sondern stehen in Zusammenhang mit einer grossen, hier eingehend geschilderten Gruppe mittelalterlicher Bearbeitungen der biblischen Erzählungen für die Laienwelt (Biblia pauperum, Speculum salvationis humanae, Passionale).

A. van Gennep, Über den historischen Wert der Volkskunde (Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik hsg. von Paul Hinneberg [Berlin, Scherl] 30. Januar 1909, Sp. 129—136). — Der Aufsatz beschäftigt sich in erster Reihe mit der wichtigen Frage, wie lange mündliche Tratitionen im Volke fortleben. Eine Antwort darauf ist vorläufig nicht mit Sicherheit zu geben; die Kulturvölker scheinen sich anders zu verhalten als die Naturvölker. Auffallend kurzlebig ist nach den Forschungen von P. Sébillot (Folk-lore de France, Bd. 4. 1907) die mündliche Tradition in Frankreich. Gennep hat mehrere Genealogien von Königsfamilien bei Naturvölkern verglichen und gefunden, dass diese Genealogien sich höchstens auf sechs bis zehn Generationen erstrecken, während die weiteren von den Eingeborenen selbst als mythisch gedeutet werden. Sachliche Überlieferungen (Technik, Ritus) sind im allgemeinen zäher: in Savoyen konnte man in jedem Bauernhaus noch vor der Benutzung der Wasserfälle für elektrisches Licht Öllampen sehen, die der Form nach den römischen glatten Lämpchen völlig gleichen. Wenn der Verfasser zum Schluss meint, dass vielleicht von der experimentellen Psychologie für derlei Studien Beistand zu erwarten sei, so halte ich diesen Rekurs für ganz aussichtslos. (H. Michel.)

H. Gloede, Märkisch-pommersche Volkssagen, Erzählungen, Sitten und Gebräuche. Beiträge zur märkisch-pommerschen Volkskunde. Leipzig, O. Lenz 1907. 99 S. 8°. 1 Mk. — Aus gedruckten Quellen und aus mündlicher Überlieferung trägt G. eine Reihe neumärkischer und vorpommerscher Ortssagen, in denen neben den bekannteren Motiven auch Eulenspiegel und der Markgraf von Schwedt eine Rolle spielen, zusammen; dazu Weihnachts-, Silvester-, Oster- und Pfingstgebräuche.

K. Heldmann, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen. Halle, O. Hendel 1908. 58 S. 1 Mk. (Neujahrsblätter der Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen 32). — Warme Empfehlung verdient diese inhaltreiche und übersichtliche 'Skizze', zumal der durch seine Untersuchungen über die Rolandbilder bekannte Vf. sie mit ausführlichen, fast ein Drittel des Heftes einnehmenden Anmerkungen ausgestattet hat. Vier Abschnitte schildern die altgermanischen Volksspiele, den Einfluss der Kirche, die Kampfspiele des Mittelalters nebst den städtischen Pfingstspielen der Tafelrunde, des Rolands, Grals und den Schützenfesten, endlich die Glücksspiele (Würfel, Schach, Pillicke, Karten, Lotterie) bis ins 16. Jahrhundert hinein. Auf die Jahrzeitfeste der Landleute und die Kinderspiele geht H. kaum ein, zieht aber auch die Überlieferungen über ober- und niederdeutsche Landschaften heran und verwertet viele Notizen aus Urkundensammlungen und Visitationsprotokollen. Zu S. 9 vgl. noch Bilfinger, Zeitrechnung der alten Germanen 1899—1901; zu S. 27 Gehrke, Danzigs Schützenbrüderschaften 1895; zu S. 35 P. Rollos, Vita Corneliana 1639 nr. 11 (Tafelschiessen).

A. Hellwig, Verbrechen und Aberglaube, Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Leipzig, Teubner 1908. VII, 139 S. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 212). — Über die traurigen Folgen des Volksaberglaubens, von denen die Zeitungen fast in jeder Woche zu berichten haben, macht sich der Laie trotzdem kaum eine zu-

treffende Vorstellung. Haben schon Kriminalisten wie Gross und Löwenstimm die Kenntnis dieses Gebietes als notwendig für die Juristen bezeichnet, so werden diese sowohl wie die Freunde der Volkskunde die übersichtliche Zusammenstellung dankbar begrüssen, die ein kenntnisreicher und eifriger Forscher aus Akten, brieflichen Mitteilungen und Zeitungsberichten der letzten Jahre über moderne Hexenprozesse, Vampirglauben, Besessene, Wechselbälge, Sympathiekuren, Gesundbohren, Menschenfleisch und Blut als Heilmittel, Totenfetische, Wahrsager, verborgene Schätze, Bauopfer, Prozeßtalismane, Meineidszeremonie, Kinderraub durch Zigeuner hier vorlegt.

M. Hirschfeld, Über die Geschichte des Alkoholismus (Mitt. z. Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 8, 240–245. Hamburg, L. Voss 1909).

Reinh. Hofmann, Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde (Mitt. des V. f. Gesch. von Osnabrück 32, 72—167).

K. Lohmeyer, Zur Kulturgeschichte der Saargegend, 20 S. (aus der Saarbrücker Zeitung 1908). — Über Heilmittel aus Hss. seit dem 17. Jahrhundert, Ortssagen, Gebräuche, Redensarten und Kinderreime.

G. Maders in der Österreichischen Alpenpost 1908, Nr. 1–14 erschienene Abhandlung ist ein Plagiat aus M. Höflers Arbeit 'Das Jahr im oberbayrischen Volksleben' (Beiträge zur Anthropologie Bayerns 13. 1899). [M. H.]

R. Neumann, Aus Leben, Sage und Geschichte der Eibe. Progr. Bautzen 1908. 31 S. 4°.

A. Olrik, Fra dansk folkemindesamling, meddelelser og spörsmål. København, Schubothe 1908. 115 S. 8°. (Danmarks folkeminder nr. 1). — Die dänische volkskundliche Sammlung, die seit 1905 in einem Raume der Kopenhagener k. Bibliothek untergebracht ist, enthält Sv. Grundtvigs, Feilbergs, Kristensens u. a. reichhaltige, gegen 600 Bände umfassende Aufzeichnungen von Liedern, Sagen und Gebräuchen. Ihr Vorsteher Axel Olrik, der die Vermehrung und wissenschaftliche Bearbeitung dieses hsl. Materials trefflich organisierte, hat nun einen Verein ins Leben gerufen, dessen Mitglieder gegen einen Jahresbeitrag von 3 Kronen verschiedene Publikationen 'dänischer Volksüberlieferungen' erhalten. Das vorliegende erste Heft berichtet anschaulich über die bisherige Forscherarbeit, stellt eine Reihe von Fragen über Feste, Bräuche, Aberglauben, Spiele und Melodien und teilt kleinere und grössere Proben volkskundlicher Arbeiten mit; ich nenne darunter Th. Gravlunds Schilderung der Seeländer, F. Knudsens Dreiballspiel, M. Kristensens Verzeichnis von Ortsnamen und von sagenberühmten Steinen und Steinhäufungen. Verschiedene Ortschaften, Sänger, Zigeuner und Gelehrte werden im Bilde vorgeführt.

Geschichten, das sind warhafftige und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl . . . denen Begierigen vormahls theilhafftig gemachet durch M. Johannem Praetorium, nunmehro aber für den curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben durch den Insel-Verlag zu Leipzig im Jahr 1908. 1 Bl. + 123 S. 4°, geb. 10 Mk. — Der Titel des schmuck ausgestatteten Büchleins lässt einen vielen erwünschten Abdruck der für die ganze Rübezahlsage so wichtigen Schriften des Prätorius 'Daemonologia Rubinzalii' (1662) und 'Satyrus etymologicus' (1668) vermuten; leider aber hat der Herausgeber Paul Ernst, der in seinem Nachworte wissenschaftliche Zwecke durchaus ablehnt, sich auf eine Auswahl von 124 Historien beschränkt. Es fehlen fast ebensoviele Nummern, nämlich, wenn ich richtig gezählt habe, 100 aus den drei Bänden der Daemonologia und 16 aus dem Satyrus, welche zum Teil Wiederholungen derselben Motive oder Geschmacklosigkeiten enthalten oder sichtlich auf eigener Erfindung des Prätorius beruhen; gestrichen sind ausserdem manche langweiligen gelehrten Erläuterungen. Immerhin hätte bei dieser Anpassung an den heutigen Geschmack der Text sorgfältiger behandelt werden können; S. 2 steht 1556 statt 1656, S. 8 1542 statt 1642, S. 4 Apulegum statt Apulejum usw. Eingeschaltet sind die rohen Holzschnitte aus dem Anhange zu C. G. Lindners Reisen auf das Riesengebirge (1736). Das Nachwort charakterisiert Prätorius als eine dichterische Natur von einer seltenen Tiefe und Schönheit der Empfindung und redet weitschweifig von dem, was man in Fachkreisen niedere Mythologie nennt, ohne von Zarnckes Artikel

über Prätorius in der AdB. oder Zachers Nachweisen seiner Vorläufer (oben 16, 473) Notiz zu nehmen. Wenn dagegen der kürzlich erschienenen fleissigen Bibliographie von H. Hayn 'J. Prätorius und seine Werke' (Zs. f. Bücherfreunde 12, 78—87) das Prädikat musterhaft erteilt wird, so scheint mir das etwas zu günstig geurteilt.

R. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. Jena, H. Costenoble 1908. 200 S. 8°. — Eine reichhaltige, aber etwas flüchtige Zusammenstellung über die Bräuche, Spiele und Aberglauben des festlichen Jahres, von den Herbstfesten an bis auf die Erntezeit, aus der volkskundlichen Literatur und eignen Jugenderinnerungen geschöpft. Der Vf. hat ein weiteres Publikum im Auge und will keine historische Entwicklung oder bestimmte topographische Ordnung geben, wie er auch auf Register und Quellenangaben verzichtet. Dass manche neuere Forschung über den Rummelpott, die Palmpaaschen, die Ostergöttin (Kluge, Zs. f. Wortf. 2, 42), die Burschenvereine, das Naumburger Kirschenfest u. a. übersehen ward, soll dem Buche nicht schwer angerechnet werden; leider aber enthält es neben veralteten mythologischen Deutungen auch störende Versehen, wie S. 22 Uhlands Volkslieder als dessen Dichtungen aufgefasst, 23 ein Buch Mannhardts 'über die Korndämonen', 53 pfeffern von den Pfefferkuchen abgeleitet, 137 H. Mittenweiler statt Heinrich Wittenweiler, 186 'uralte Wendenmythologie' statt Mythologie der Vedas.

A. J. Reinach, Le pain d'Alesia (Pro Alesia, revue mensuelle des fouilles d'Alise 2, nr. 14—15). Paris, A. Colin 1907. 16 S. 8°. — Ausgehend von zwei in Alesia um 429 durch das Bettstroh des h. Germanus und von ihm gereichte Brote bewirkten Krankenheilungen, die sein Biograph berichtet, handelt R. über den vermutlich aus heidnischer Zeit stammenden 'praepinguis panis' und den alten Kult der Fruchtbarkeitsgöttinnen von Alesia (Alaisiagae), der vielleicht in der Legende der h. Regina fortlebt.

K. Reuschel, Die Sage vom Liebeszauber Karls des Grossen in dichterischen Behandlungen der Neuzeit (Philolog. u. volkskundliche Arbeiten K. Vollmöller dargeboten 1908, S. 371—389). — Mustert die Dichtungen F. Schlegels, W. Müllers, Longfellows, Linggs u. a. vom Ring Fastradas bis auf G. Hauptmanns Schauspiel 'Karls Geisel', nachdem er die Entwicklung der alten Sage nach Pauls, G. Paris und Teichmann skizziert hat. Nyrops Büchlein über Toves Zauberring (oben 17, 330) ist ihm leider entgangen.

G. Salzberger, Die Salomo-Sage in der semitischen Literatur, ein Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde. Berlin-Nikolassee, M. Harrwitz 1907. 129 S. 2,80 Mk. — Der vielgestaltige und weitverzweigte Sagenkomplex, der sich im Orient und Okzident um die Gestalt des Königs Salomo krystallisiert hat, ist von einem Einzelnen kaum zu bewältigen. Um so dankenswerter ist das Unternehmen eines jungen Arabisten, die hebräischen und arabischen Sagen bis zur Zeit der Kreuzzüge aus gedruckten und hsl. Quellen zu sammeln. S. bietet zunächst einen historischen Überblick über die Entwicklung der unter persischem (Dschamschēd) und griechischem Einfluss entstandenen jüdischen Tradition und der aus gleichen Quellen genährten arabischen Sage, die weiter auf die Äthiopier und die spanischen Juden einwirkte, und zeigt, wie der Held hierbei die verschiedensten Gestalten annimmt und bald als der reichste und weiseste König, Gebieter der Geister, Muster der Gottesfurcht erscheint, bald als übermütiger Tyrann gestraft oder von einem Schelm überlistet wird. Er führt dann (S. 33—129) eingehend in systematischer Reihenfolge die Erzählungen von Salomo bis zur Höhe seines Ruhmes (Geburt, frühzeitige Weisheit, Königswahl, Herrschaft über die sichtbare und die Geisterwelt) vor, mehrere arabische Texte zum ersten Male edierend und übersetzend. Die Abschnitte über Salomos Bauten, Reisen, Fall und Tod verheisst er in einiger Zeit folgen zu lassen. Liegen uns die jüdisch-arabischen Traditionen so geordnet und gesichtet vor, dann wird es endlich möglich sein, die Quellen der seit dem 13. Jahrhundert reicher ausgebildeten europäischen Salomosagen festzustellen.

Erich Schmidt, Ein Skizzenbuch Otto Ludwigs (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1909, 223—244). — Enthält auf S. 235—238 eine genaue Schilderung einer Mauenhofer Bauernhochzeit, die L. 1845 zu seiner Skizze 'Schulmeisterleben' nutzte: ein meissnisches Gegenstück zur westfälischen Hochzeit in Immermanns 'Münchhausen'.

E. Soffé, Vermischte Schriften. Brünn, F. Irrgang 1909. VII, 242 S. — Neben Studien über das englische Drama Mucedorus, Goethes Clavigo, Alfred Meissner und F. v. Saar enthält diese Sammlung willkommene Abdrücke von zwei Arbeiten zur Volks-

dichtung: S. 1—26 das Königslied (1901) und 52—122 das Raigerner Liederbuch (1897). Das erste ist ein dramatisch dargestellter Dialog zwischen König und Tod in der fünfzeiligen Lindenschmidstrophe, aufgezeichnet in Siebenbürgen; das 1745 von dem Benediktiner Paul Harlacher angelegte Liederbuch enthält 15 deutsche und 8 lateinische Lieder, darunter das Canapeelied, die Belagerung von Prag 1744, Wachtelschlag, Schäfergesang u. a.

L. Spence, The Popol Vuh, the mythic and heroic sagas of the Kichés of Central America. London, D. Nutt 1908. 63 S. 16°. 6 d. (Popular studies in mythology, romance and folklore 16).

E. Stack, The Mikirs, edited, arranged and supplemented by Sir Ch. Lyall. Illustrated. London, D. Nutt 1908. XIX, 183 S. 8°. 7/6. — Die aus den hinterlassenen Papieren des 1887 verstorbenen Verf. bearbeitete Schilderung der am Brahmaputra in Assam wohnenden Mikirs ist in derselben Weise gruppiert wie Hodsons oben S. 122 erwähnter Band derselben Serie; nur hat der Herausgeber noch ein 7. Kapitel über die Stellung des Mikirischen in der tibetobirmanischen Sprachenfamilie hinzugefügt. Uns interessieren insbesondere die durch Stack aufgezeichneten Märchen, von denen hier drei S. 44 mitgeteilt werden: ein Kettenmärchen von allerlei Unglück, das durch einen trotzigen Frosch verursacht wird; der Witwensohn, eine Variante zu 'List und Leichtgläubigkeit' (Grimm nr 61) und Harata Kunwar, der die Schwanjungfrau gewinnt. Die auf S. 70 erzählte Schöpfungssage erinnert in ihrem Schlusse an den Turmbau zu Babel.

Mehmed Tevfîq, Ein Jahr in Konstantinopel, fünfter Monat: die Schenke oder die Gewohnheitstrinker von Konstantinopel. Nach dem Stambuler Druck von 1300 h. zum erstenmal ins Deutsche übertragen und durch Fussnoten erläutert von Th. Menzel. Berlin, Mayer & Müller 1909. VI, 155 S. 8°. 4 Mk. (Türkische Bibliothek hsg. von G. Jacob 10). — Wie in den früheren Bänden seines Werkes (oben 16, 457) entwirft der 1843 geb. Verfasser eine treue Schilderung des türkischen Volkslebens. Trotz des religiösen Verbotes spielt der Alkoholgenuss bei den Muhammedanern eine grosse Rolle, wie auch die persischen Trinklieder kaum alle mit sûfischer Mystik als blosse Verherrlichung überirdischer Erkenntnis gedeutet werden dürfen. In den zumeist von Griechen gehaltenen Schnapsschenken Konstantinopels, deren Namen, Wahrzeichen und Inventar umständlich beschrieben werden, verkehren nur Soldaten und Handwerker, die bei Streitigkeiten oft zum Messer greifen; Wohlhabende betrinken sich daheim; ausserdem gibts auch wandernde Schnapsverkäufer. Der Übersetzer hat ausser Einleitung und Fussnoten auch Tevfiks Selbstbiographie und Schriftenverzeichnis beigefügt.

E. Tiedt, Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam. auf Haus und Kram, gesammelt und gesichtet. Stuttgart, E. H. Moritz [1908]. VIII, 246 S. 4 Mk. — Kein gelehrtes, aber ein unterhaltsames Buch. Im Gegensatz zu früheren Sammlungen volkstümlicher Inschriften an Haus und Gerät zieht T. zugleich die Namen von Gebäuden, Anstalten, Glocken, Schiffen usw. heran und berücksichtigt auch die modernste städtische Inschriftdichtung, aus dem grossen Stoffe nur das Interessanteste herausgreifend und das bunte Durcheinander der verschiedenen Zeiten und Länder durch einen erläuternden Text geschickt verbindend. Gegliedert ist das Material in 17 Abteilungen (Haus — Waffen). Freilich vermisst man besondre Quellenangaben und Berücksichtigung der in germanistischen und volkskundlichen Zeitschriften niedergelegten Forschungen, z. B. S. 79 über Totenbretter, 11 Wir bauen hier so feste, 41 Ich leb und weiss nicht wie lang, 43 Ci gît le fils, ci gît la mère, von einzelnen Versehen oder Druckfehlern zu schweigen.

H. Vollmer, Ein deutsches Adambuch, nach einer ungedruckten Hs. der Hamburger Stadtbibliothek aus dem 15. Jahrh. hsg. und untersucht. (Progr. des Johanneums zu Hamburg 1908) 51 S. — Von der bei den Orientalen und Abendländern des MA. weitverbreiteten Legende über Adams Leben teilt V. eine Prosafassung aus der illustrierten Goezeschen Historienbibel mit, die im 15. Jahrh. in Bayern oder Österreich niedergeschrieben ist. Sie ist aus einem gereimten Texte der mhd. Weltchronik aufgelöst und aus der Vita Adae, Comestor, Enikel und Wolfram interpoliert. Sorgsame Anmerkungen beleuchten ausführlich das Verhältnis zu andern Sagenüberlieferungen.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 22. Januar 1909. Der Vorsitzende, Geheimrat Roediger, erstattete den Jahresbericht für 1908. Mit Worten des Dankes teilte er mit, dass das Kultusministerium wie bisher einen Zuschuss von 600 Mk. zur Herausgabe der Zeitschrift gewährt habe. Das Hauptereignis des Jahres war der anfangs Oktober hier stattgehabte Verbandstag deutscher Vereine für Volkskunde. Die hierfür aufgewendeten Kosten wurden der Vereinskasse durch private Sammlung unter Vereinsmitgliedern ersetzt. Der Vorsitzende sprach diesen opferwilligen Gönnern den wärmsten Dank aus, ebenso dem bisherigen Schatzmeister, Herrn Bankier Hugo Ascher, für seine langjährige treue Mühewaltung. — Der jetzige Schatzmeister Herr Dr. Max Fiebelkorn erstattete den Kassenbericht und teilte mit, dass die Deutsche Bank dem Verein ein Konto eröffnet habe. — Herr Stadtverordneter H. Sökeland teilte mit, dass zu Pfingsten d. J. in Taufkirchen bei Schärding a. Inn ein österreichisches Trachtenfest stattfinden soll. Dann legte er einige Gegenstände vor, welche Frau Prof. M. Andree in München der Königl. Sammlung für Volkskunde überwiesen hat, nämlich eine grosse kegelförmige Wollmütze aus Südtirol, die jetzt nur noch von wenigen alten Frauen bei feierlichen Anlässen getragen wird. Ferner einige Totenkronen aus Tirol und Zeitz, die in Totenkapellen niedergelegt waren. Während die zwei grösseren denen entsprechen, welche sich in norddeutschen evangelischen Kirchen als Erinnerung an Verstorbene aufgehängt vorfinden, ähnelt ein kleines Krönchen aus grünem Drahtwerk von Zeitz den hier und da auch als Brautkronen bezeichneten Stücken. Eigentümlich war es, dass in Zeitz sich 18 solcher kleinen Kronen für eine einzige Verstorbene niedergelegt fanden. Dann wurden zwei sog. schmerzhafte Rosenkränze aus Bayern vorgelegt und erläutert, die Herr Dr. Hahn und Frau Prof. Andree der Königl. Sammlung gestiftet hatten. Weitere Mitteilungen des Herrn Sökeland bezogen sich auf die Satorformel. Ein auf Schafleder geschriebenes Exemplar in der Sammlung Spiegelhalder zu Lenzkirch im Schwarzwalde war dazu bestimmt, die Feuersbrunst abzuwehren. Zu gleichem Zwecke warf man auch Teller mit dieser Aufschrift ins Feuer und verwandte mit obrigkeitlicher Begünstigung sog. Tolltafeln mit eingeschnittenen Zeichen. Eine im Besitz der Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde befindliche Tolltafel mit eingekerbter verstümmelter Satorformel, die aus Jeseritz, Kr. Berent in Westpreussen stammt, wurde dazu benutzt, Teig darauf abzudrücken, um ihn nach dem Backen gegen den Biss toller Hunde zu verzehren (vgl. Verh. d. Berliner anthrop. Gesellschaft 1880). Ein aus dem Zillertale in Tirol stammender 'Benediktus-Pfennig' soll Bezauberungen von Menschen und Vieh verhindern, wie auch der 'Geistliche Schild' angibt, eine gedruckte Sammlung abergläubischer Vorschriften, die nebst einem Gebetbüchlein an die heilige Corona neuerdings in München erworben wurde. Ferner besprach Herr Sökeland kurz einen in Berlin gekauften Sammelband: 'Das 6. und 7. Buch Mosis, Das siebenmal versiegelte Buch der grössten Geheimnisse, Geheime Kunst-Schule magischer Wunderkräfte, Romanus-Büchlein, Engelhülfe zu Schutz und Schirm in grossen Nöthen, Das heilige Sales-Büchlein oder die Glücks-Ruthe, Der wahrhaftige feurige

Drache'. Schliesslich legte er einen sog. Brauchebaum vor, d. i. ein Stück eines jungen Baumstammes aus Neukirchen bei Ziegenhain, in welchen eine Krankheit verpflöckt worden ist (vgl. Verh. d. Berliner anthrop. Ges. 1884). — Herr Geheimrat Friedel erwähnte in der anschliessenden Besprechung ein aus seiner Familie stammendes Jungfernkrönchen, welches der kleinen grünen Totenkrone von Zeitz entspreche, und ein aus Ruppin stammendes Tollholz von Eibenholz, das früher im Märkischen Museum vorhanden war. Herr Robert Mielke erinnerte an den in der Mark verbreiteten Gebrauch, das bei Todesfällen alle Genossen des Verstorbenen ein Andenken, z. B. Bänder für eine Totenkrone, zu stiften pflegen. Herr Prof. Bolte wies auf das geschriebene Coronabüchlein hin, das in dieser Zeitschrift 15, 424 besprochen ist. — Herr Robert Mielke hielt alsdann einen Vortrag über das befestigte Dorf. Die in Deutschland mehrfach vorkommenden alten Landwehren sind deshalb von grossem Interesse, weil sie mehrfach mit Sprachgrenzen zusammenfallen. Auch in der Mark sind solche Erdwallbauten aufgefunden worden, die als Landwehren anzusehen sind. Schon in vorgeschichtlicher Zeit kommen Wehranlagen bei Ansiedelungen oder Dörfern vor. Bekannt sind solche schon aus dem 4. Jahrhundert. Im Mittelalter waren viele Dörfer mit Feldtoren versehen; ausserdem war jedes einzelne Gehöft für sich umzäunt. Neocorus spricht in seiner Chronik von Dithmarschen um 1600 von Türmen und Burgen in den Dörfern. Oberhessen und das Rheintal bei Frankfurt, Mainz usw. sind besonders reich an befestigten Dörfern, ferner Mitteldeutschland und Siebenbürgen. Bekannt sind die dortigen befestigten Kirchen und Kirchhofshäuser. Die Verpflichtung zur Mitarbeit am Bau der Dorfwehren, die oft auch aus Steinen in fast städtischem Charakter ausgeführt worden sind, wurde in späterer Zeit durch das sog. Zaungeld abgelöst. In der Mark Brandenburg sind als Beispiele von Dorfwehren die von Uetz im Havellande und Manker im Ruppiner Kreise anzuführen. Vielfach mögen allerdings auch Überschwemmungen den Anlass zu solchen Wehrbauten gegeben haben. Die Ausführungen des Redners wurden durch Vorlegung zahlreicher Abbildungen unterstützt. — In der folgenden Besprechung des Vortrages legte Herr Maurer eine Photographie der Kirche von Rauen bei Fürstenwalde vor, die einen wehrhaften Charakter trägt. Herr Prof. Schulze-Veltrup wies auf die mittelalterliche spicaria, befestigten Speicher, hin, die sich in Westfalen auf Einzelhöfen finden, während sie in geschlossenen Dörfern fehlen. Herr Baurat Koerner verwies auf die Wachttürme von Gransee und Pasewalk, die ausserhalb der Städte stehend, dennoch nur als vorgeschobene Posten der Stadtbefestigung anzusehen seien. Im Werratale dagegen seien befestigte Dörfer häufig, in der Mark Brandenburg selten. Herr Geheimrat Roediger erwähnte kellerartige Speicher auf Kirchhöfen, die in Bayern als Bier- oder Weinlager benutzt werden. Solche sind in der Münchener Zeitschrift Volkskunst und Volkskunde besprochen. Herr Mielke erwiderte, dass er in Beschränkung auf sein Thema Speicher im allgemeinen nicht behandelt habe, da sie nur als befestigte Punkte des Einzelgehöftes, nicht als Dorfwehren gelten könnten. — Herr Geheimrat Roediger legte alsdann eine grössere Anzahl von Abbildungen volkstümlicher Hausbauten aus Lückendorf in der sächsischen Oberlausitz vor. Die Lausitzer Wenden errichteten sich vorwiegend Blockhäuser. Später erst drang das Fachwerk ein, besonders in den oberen Stockwerken. Es wird oft ganz mit Brettern verkleidet, besonders am Giebel, und das oberste Stück dieser Verschalung am Giebelfirst zeigt oft eine fächerartige oder schrägwinklige Anordnung der Bretter. Eine weitere Eigentümlichkeit dieser Häuser sind die wenig vorspringenden Ständerpfosten mit oberem Bogenabschluss an der Giebelseite. Dahinter pflegt an der

Hauswand Brennholz aufgestapelt zu werden. Zuweilen bildet derartiges Pfostenwerk auch an der Längswand malerische Lauben, die an die preussischen Laubenhäuser erinnern. Herr Mielke hielt derartige, weit verbreitete Lauben für eine deutsche, durch Handwerker übertragene Eigentümlichkeit; die fächerartige Giebelverschalung finde sich in slawischen Bezirken in der Mark und anderwärts vor. Herr Stadtverordneter H. Sökeland war der Ansicht, dass derartige Lauben den praktischen Zweck hätten, das Hineinregnen in das Blockhaus zu verhindern. — In der während der Sitzung erfolgten Ausschusswahl wurden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt, und zwar Fräulein Elisabeth Lemke und die Herren Verlagsbuchhändler A. Behrend, Geheimer Regierungsrat Friedel, Prof. Dr. A. Götze, Dr. E. Hahn, Prof. Dr. A. Heusler, Prof. Ludwig, Oberrevisor Maurer, Schriftsteller Robert Mielke, Oberlehrer Dr. Samter, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Erich Schmidt und Prof. Dr. Schulze-Veltrup.

Freitag, den 26. Februar 1909. Herr Privatdozent Dr. P. Bartels legte einige Handschriften vor, welche den medizinischen Hausschatz einer alten Dame aus Lübben darstellen und in Beschwörungen, Segen und Besprechungsformeln bestehen. Ein Spruch gegen Schreck, von einer alten wendischen Amme herstammend, zeigt, dass der Schreck als ein lebendes Wesen betrachtet wird, das durch die Welt zieht. Gegen den Schreck werden auch die Schwanzhaare eines Tieres verbrannt. Getrocknete Kräuter, im Teller unter das Bett gestellt und dann vergraben, dienen dem Wohle der Kinder. Wunden und Bruch werden besprochen, Würmer beschworen, kranke Zähne durch Segen geheilt. Vielfach erinnern diese Volksheilmittel an russische Volksmedizin, z. B. das Messen des Körpers und der Glieder mit Fäden, die nachher verbrannt werden, gegen Erschrecken der Kinder (vgl. oben 17, 169). Herr Prof. Bolte erinnerte dazu an die Bannungsorte im finnischen Volksglauben (oben S. 121). Herr Dr. Bartels teilte mit, dass bei den Wenden der Birnbaum als Sitz des Teufels gelte. — Dann sprach Herr Prof. Dr. R. Rodenwaldt über ein Erntefest in den Ostmarken. Das geschilderte Fest wurde auf einem Gute bei Tuchel in Westpreussen gefeiert, dessen Einwohnerschaft vorwiegend aus Polen besteht. Es begann mit einem Aufzuge der Erntearbeiter unter einem Gesange nach der Melodie 'Prinz Eugenius der edle Ritter'. Voran schritten geschmückte Mädchen mit der Erntekrone und Erntesträussen aus Haferähren und künstlichen Blumen; die gereimten Ansprachen, mit denen sie letztere den Herrschaften überreichten, stimmten in Form und Inhalt mit den Versen überein, welche die gabenheischenden Kinder in der Mark Brandenburg am Dreikönigstage und zur Fastnacht brauchen. Dann tanzten die weissgekleideten polnischen Mädchen mit den 'Bengeln', d. h. Knechten in einer zum Tanzsaal verwandelten Remise und entwickelten dabei eine bemerkenswerte Grazie; auch Maskierte traten in galizischer Tracht auf. Redner teilte dann gereimte Erntesprüche aus Pommern mit, welche im Gegensatze zu jenen westpreussischen steif und unvolksmässig gehalten waren. Eine Sammlung solcher Sprüche würde interessante Ergebnisse zeitigen. In der anschliessenden Besprechung wies Herr Geheimrat Friedel darauf hin, dass ähnliche Ernteansprachen ausserordentlich weit verbreitet seien; Herr Geheimrat Roediger und Prof. Heusler erklärten den vom Vortragenden beanstandeten Ausdruck 'blonde Augen' für durchaus volkstümlich. — Hierauf sprach Herr Prof. Bolte über Volksfeste im 16. Jahrhundert, besonders Fastnachtsumzüge unter Vorlegung des Werkes 'Das Nürnbergische Schönbartbuch, nach der Hamburger Handschrift hsg. von K. Drescher' (Weimar 1908). Das Schönbartlaufen (Schembart = Maske), ursprünglich ein Aufzug und Tanz des Schlächtergewerkes, wurde 1458 durch Teilnahme von Patriziersöhnen zu

einem Fest der oberen Stände. Diese suchten durch alljährlich wechselnde Narrentrachten, durch plastische Darstellungen (Höllen) auf Wagen, die sich mehrfach in den Dichtungen des Hans Sachs wiederfinden, Schwerttänze u. dgl. das Interesse an dieser Lustbarkeit immer von neuem zu beleben. Jedes Jahr wurden ein oder mehrere Hauptleute des Schönbartlaufens ernannt; die Bauwerke auf den Festwagen wurden zum Schlusse verbrannt. An die erst seit 1487 nachweisbaren Schwerttänze der Handwerker, insbesondere der Schmiede, knüpft sich die Frage, wie sie mit dem von Tacitus erwähnten Schwerttanze der alten Germanen zusammenhängen, von dem das Mittelalter nichts mehr weiss. Die Vermutung liegt nahe, dass jene Nachricht der Germania unter dem Einflusse der Humanisten eine Erneuerung des Brauches anregte, ebenso wie das 842 gehaltene Turnier zu Worms als eine gelehrte Wiederbelebung von Vergils Schilderung der Leichenfeier des Anchises anzusehen ist. Eine Nachahmung ritterlicher Heldenepik zeigt endlich das Magdeburger Pfingstspiel des Rolandreitens (Schildekenbôm, Quintaine); aus der drehbaren Holzfigur, welche den von den Heiden bedrängten Roland vorstellt, ist dann nach Heldmanns Vermutung das auf dem Markte aufgestellte feste Rolandsbild hervorgegangen. Mit dem Emporkommen der Zünfte traten an Stelle der Ritterspiele die Übungen mit der Armbrust, die Schützenfeste. — Schliesslich besprach Herr Dr. Fiebelkorn die Frage: 'Wie weit sind die Bestrebungen auf Heimatschutz berechtigt'. Unter Hinweis auf einen Fall in Aschaffenburg, wo der Gebrauch von Verblendziegeln gänzlich verboten sei, betonte er, dass solche auf Heimatschutzbestrebungen zurückzuführende drakonische Massregeln eine blühende Industrie vernichten müssen, und bittet um Unterstützung der Industrie gegenüber solchen Übertreibungen des Heimatschutzes. In der folgenden Besprechung der Frage hielt Herr Stadtverordneter Sökeland es vielmehr für Aufgabe der Stadtverwaltungen, durch eigene Bauten ein gutes Beispiel zu geben; die Extreme müssten sowohl im Heimatschutz als in der Bauindustrie vermieden werden. Herr Geheimrat Friedel empfahl, die Tradition zu pflegen und landesübliche Baumaterialien zu verwenden unter Vermeidung von Unwahrhaftigkeit; eine so rigorose Verfügung wie die Aschaffenburger hielt er in Preussen für unmöglich. Dagegen war Herr Prof. Heusler der Meinung, dass man die Bestrebungen des Heimatschutzes nach so langer Unkultur und Geschmacklosigkeit freudig begrüssen müsse und auf das Gedeihen der Fabriken besondere Rücksicht zu nehmen keine Veranlassung habe. Herr Prof. Schulze-Veltrup wies darauf hin, dass es in der Hand der Stadtverwaltungen liege, durch Gewährung von Unterstützungen eine gewünschte Bauform herbeizuführen, ohne zu scharfen Mitteln zu greifen. Herr Geheimrat Roediger hielt dafür, dass Verbesserungen der Baukonstruktion immer gestattet sein müssten. Herr Schriftsteller R. Mielke erklärte, Schädigungen der Industrie durch Neuerungen seien eben nicht immer zu vermeiden; im übrigen gäbe es allerdings z. B. in Berlin viele geschmacklose Rohziegelbauten aus neuerer Zeit, die mit den etwa seit 1880 üblichen Verblendsteinen hergestellt seien.

Steglitz. Karl Brunner.

Berichtigung zu S. 126. Der Z. 7 von unten zitierte Ausspruch der alten Frau hat nichts mit Skapulimantie zu tun; er lautete vielmehr: „Jedes Huhn und jede Gans hat Zeichen, wo die Knochen zu lösen sind; und so ist es auch bei der Schneiderei.“ — E. Lemke.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: A. Aarne, Zum Märchen von der Tiersprache; P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; B. Chalatianz, Armenische Heiligenlegenden; C. Daniel, Armenische Märchen; A Dörler, Lieder und Sprüche aus Vorarlberg; O. Heilig, Das Brückenspiel; J. Hertel, Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen; H Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); M. Höfler, Aus dem Cleveschen; Volkskundliches aus dem Isartale; B. Ilg, Maltesische Legenden und Schwänke; E Jungwirth, Volksrätsel aus dem Innviertel; M Lehmann-Filhés, Verwendung der Schafknochen in Island; K Lohmeyer u. J. Bolte, Der Traum vom Schatz auf der Brücke; O Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes: der Donnerbesen; O. Schütte, Liebesbriefe einer Braunschweigerin v. J. 1642; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

Archiv für Religionswissenschaft, hsg. von R. Wünsch, 12, 1. Leipzig, Teubner 1909.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 11 1—3. Wien, A. Hölder 1909.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (red. von C. Walther) 29, 6. Norden, Soltau 1908.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 32, 1—3 (Jan.-März 1909). Hermannstadt, W. Krafft

Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, hsg. von M. Grunwald 29 = 12, 1. Leipzig, M. W. Kaufmann 1908.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme, 4, 12. Dresden, Hansa 1908. — O. Pfennigwerth, Lausitzer Bauernhäuser (Tafeln).

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs, Heft 20, Breslau, M. Woywod 1908.

Nachrichten von der königl Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1908, 6. Berlin, Weidmann 1908. - Geschäftliche Mitteilungen 1908, 2.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond, 12, 4. Basel 1908.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 13, 2—4. Eger, Selbstverlag 1909.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 6, 11—12. 7, 1. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1908 1909.

Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 40, 6. Berlin, Behrend & Co. 1908.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1909, 1. Berlin, Allgem. deutscher Sprachverein.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 6, 1. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1909.

Analecta Bollandiana, ed C. de Smedt, F. van Ortroy, H. Delehaye, A. Poncelet et P. Peeters 28, 1. Bruxelles 1909.

Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, utg. genom E. Ekhoff 18, 2. Stockholm, Wahlström & Widstrand 1909.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 18, 4—6. Prag, F. Šimácek 1909.

Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1909, 1. København, Schubothe.

Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. Munkácsi B. és Sebestyén G. 19, 6. Budapest 1908. 20, 1. ebd. 1909.

Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg nr. 33 bis 34 = 1908, 1-2.

Folk-lore, a quarterly review of myth, tradition, institution and custom, 19, 4. London, D. Nutt 1908.

Fornvännen, meddelanden från k vitterhets historie och antikvitets akademien, red. af E. Ekhoff, 1907, 5. 1908, 3—4. Stockholm, Wahlström & Widstraud.

Jaarboek der koninklijke vlaamsche academie voor taal- en letterkunde 23. Gent, Siffer 1909.

Journal of american folk-lore, ed. by F. Boas & A. F. Chamberlain, 82 = 21, 4. Boston & New York, Houghton Mifflin Co. 1908.

Kwartalnik etnograficzny 'Lud', organ towarzystwa ludoznawczego, red. Sz. Matusiak 14, 4. Lwow 1908.

Národopisný Věstník českoslovanský, vydává společnost národopisného musea českoslovanského, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 4, 1. Prag 1908.

Revista Lusitana, archivo de estudos philologicos e ethnologicos relativos a Portugal dir. por J. Leite de Vasconcellos, 11, 3—4. Lisboa 1908.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep 1, 11—12. Paris, P. Geuthner 1908.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 23, 12 (Dec.). Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1908.

Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par P. Meyer No. 149 (= 38, 1). Paris, H. Champion 1909.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1908, Dec. 1909, Jan.-Febr. Gent, Siffer.

Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 19, 11-12. Gent, Hoste 1908. — 20, 1-2. ebd. 1909.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 17, 1—3. Liége 1909.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, na svijet izdaje jugoslavenska akademija znanosti i umjetnosti, urednik D. Boranić 13, 2. U Zagrebu (Agram) 1908.

Diesem Hefte sind folgende Prospekte beigefügt:

1. Von der **Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig und Berlin** über **„Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen“.**
2. Von der **Librairie Paul Geuthner in Paris** über die **„Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques“.**

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.